Novellen

von

J. M. Hutterus.

Iserlohn.
Verlag von J. Bädeker.
1862.

Novellen

von

J. M. Hutterus.

Iserlohn.
J. Bädeker.
1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Wenngleich die Mehrzahl der Personen, deren Bild uns bei den nachfolgenden Erzählungen vorgeschwebt, längst jene stille Klause bezogen hat, wo weder Lob noch Tadel sie mehr erreicht, so wandeln doch auch noch Manche von ihnen unter den Lebenden, und von diesen werden Einige vielleicht mit Wohlgefallen, Andere vielleicht mit entgegengesetzten Empfindungen ihr Conterfei betrachten. Den Einen wie den Andern geben wir jedoch zu bedenken, daß der Dichter, welcher seine Gestalten der Wirklichkeit entnimmt, solche für seine Zwecke nur selten so verwenden kann, wie er sie vorfindet, daß er vielmehr, um den Anforderungen der Kunst zu genügen, und ein harmonisches Ganze darzustellen, häufig gezwungen ist, hier etwas zu-, dort etwas abzuthun, hier die Farben zu mildern, dort zu verstärken, kurz im Guten wie im Bösen

zu idealisiren. Wir erinnern hier, wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, an das Beispiel Kästner's, welcher bekanntlich an der Figur, welche ihn Goethe in seinem „Werther" spielen läßt, anfänglich gleichfalls nicht geringen Anstoß nahm, sich aber gar bald eines Bessern besann, und seinem großen Freunde bis an das Ende seines Lebens zugethan blieb. Möge uns ein Gleiches auch von unsern Freunden widerfahren!

Inhalt.

Ein heiliger Abend 7
Drei Wochen auf Urlaub 205

Ein Heiliger Abend.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Wir wissen nicht, lieber Leser, ob du jemals mit unsern „Harmlosen Geschichten" und unter diesen insonderlich mit der von den beiden Schwestern, so sich in einem kleinen Residenzstädtchen eines kleinen mediatisirten Fürstenthums im Lande Westphalen zugetragen, Bekanntschaft gemacht hast! In diesem Falle wirst du dich vielleicht erinnern, daß wir jenem Städtchen — wir wollen es hier mit R. bezeichnen — ein gar reges geselliges Leben, sowie der Mehrzahl seiner, meist aus Beamten und wohlhabenden Kaufherrn bestehenden, Einwohnern einen auch für geistige Genüsse empfänglichen Sinn nachgerühmt haben. Im andern Falle aber ist dir, um dich auf den Schauplatz derjenigen Begebenheiten zu versetzen, welche wir dir auf den nachfolgenden Blättern vorzuführen gedenken, kaum mehr zu wissen nöthig, als hier von uns angedeutet worden. In dem einen wie in dem andern Falle könntest du uns aber vielleicht befragen,

weshalb wir unsere Geschichten stets in die bürgerliche Sphäre, und überdies auch noch in ein Land verlegten, welches, wie man sage, weder einen Ueberfluß an romantischen Reizen, noch auch, trotz seines reichen hochmüthigen Adels, unter den civilisirten Ländern eine besonders hohe Culturstufe einnehme! Hierauf erwidern wir dir, ohne uns weiter auf jene Einwürfe einzulassen, einfach mit dem Sprüchworte: „ein Schelm giebt mehr, als er hat.“ Gern möchten auch wir einmal — wozu es leugnen! — einen wo möglich dreibändigen Roman etwa also beginnen: „Zu den Soireen der jungen Herzogin von Richmond, über deren Gemahl sich kaum vor Jahresfrist die Gruft seiner Ahnen geschlossen hatte, war in der Wintersaison des Jahres 18— ein ungewöhnlicher Zudrang ꝛc.“ oder: „Auf dem langgestreckten Gebirgsrücken zwischen dem Nil und dem Rothen Meere stand, von den letzten Strahlen der Abendsonne beschienen, einsam ein Hirtenknabe ꝛc.“ oder: „An den Ufern des Atlantischen Ozeans, da wo der Gambia in die See mündet, wandelte, in tiefes Nachsinnen verloren, ein Negerjüngling ꝛc.“ Allein wir dürfen dir das Geständniß nicht vorenthalten, daß wir eben so wenig in den Abendzirkeln einer Herzogin, als auf dem Gebirgsrücken zwischen dem Nil und dem Rothen Meere zu Hause, und daß wir auch dem Atlantischen Ozeane nirgend anderswo, als auf der Landkarte begegnet sind, auch weder mit Negern, noch ähnlich gefärbten Geschöpfen jemals Um-

gang gepflogen haben, wir aber unserer Phantasie nicht die Kraft zutrauen, von Dingen und Zuständen zu berichten, welche wir nicht mit unsern leiblichen Sinnen wahrgenommen haben.— So ist also die Geschichte, welche wir vernehmen werden, gleich denen des Herrn Hackländer, eine ganz wahrhaftige Geschichte? fragst du uns weiter. Ja, das versteht sich, lieber Leser, und nun laß dir erzählen.

Es war ein milder Frühlingsabend. In den Zweigen der alten Linde, welche sich vor dem giebelförmigen Hause des Postmeisters Krengel erhob, und solches fast überragte, summt' es und brummt' es von Maikäfern und sonstigen leichtgeflügelten Gesellen, während unter der Linde, theils auf der Bank, welche dieselbe umschloß, theils auf Stühlen umher sitzend, ein Kreis meist jugendlicher Individuen beiderlei Geschlechts sich in heiterm Geplauder erging.

„Aber, liebes Minchen, wie kannst du dich nur wieder so unzart ausdrücken?" lispelte Meta Friederike, die jüngste, wenngleich vierzigjährige Schwester des Postmeisters, einen halb mitleidigen, halb vorwurfsvollen Blick auf ihre fast zehn Jahre ältere Schwester Minchen werfend, nachdem das Gelächter, welches sich über eine Aeußerung der letztern erhoben hatte, eben verstummt war.

„Nun ja," erwiderte Minchen, „wenn er denn auch kein *** — hier bediente sie sich wieder des anstößigen Ausdrucks — so ist er doch mindestens ein Geck."

„Sie ist unverbesserlich," bemerkte Meta mit Resignation, und Minchen fuhr fort:

„Schickt es sich denn für einen Arzt, in einem Schnürrocke einher zu gehen und ein Barett und lange Haare zu tragen? Ich wenigstens würde mich lieber Herrn Staudach — so hieß der Chirurgus und Bartscheerer des Ortes — als solch einem Windbeutel anvertrauen, und ich verarge es dem Herrn Hofrath gar nicht, daß er einen solchen Collegen etwas von oben herab behandelt hat."

„Aber bedenke doch, liebes Minchen, daß Herr Nebel nicht blos Arzt, daß er auch Schriftsteller und Dichter ist, und er sich also vielfach auf höheren Gebieten bewegt. Wer aber in Kopf und Herzen hohe Ideale trägt —"

„Der darf auf dem Kopfe auch ein Barett und auf dem Herzen Kameelhaarschnüre tragen," fiel der Assessor Unruh ihr in's Wort. „Ich bin ganz Fräulein Meta's Ansicht. Einem Dichter oder Künstler überhaupt steht es nicht wohl an, sich wie ein gewöhnliches Menschenkind zu kleiden, er muß auch durch sein Aeußeres zu erkennen geben, daß er ein Liebling der Götter ist, und diese bei ihm ein- und ausgehen. Denken Sie sich den Dichter des „Titan" in gelben Nankinbeinkleidern, in einem Halbfracke von grünem Möbelstoffe mit Stahlknöpfen und einer blauen Merino-Weste —"

„Abscheulich!" rief Meta, schon vor dem bloßen Gedanken zurückschaudernd, daß ihr Lieblingsdichter, an

dessen Todestage sie allemal Halbtrauer anzulegen pflegte, in solchem Costüm unter den Lebenden gewandelt haben könne, zugleich aber auch nicht bedenkend, daß Unruh eben nur den gewöhnlichen Sommeranzug ihres würdigen Bruders beschrieben habe.

„Nicht wahr, da könnte man ja auch Ihren Bruder für einen Poeten halten, und das kann ihm doch sein ärgster Feind nicht nachsagen, daß er jemals einen poetischen Einfall gehabt hätte! Wissen Sie sonst noch etwas von Ihrem neuen Hausfreunde?"

„Der Teufel hat ihn zu unserm Hausfreunde gemacht," brummte Minchen vor sich hin und Meta erwiderte:

„Er soll sehr vermögend, ja reich sein, und seine Praxis nur aus Liebhaberei ausüben."

„Also ein Arzt aus purer Passion!" versetzte Unruh. „Ja, ja, ich kenne die Art. Sie legen sich vorzugsweise auf die Chirurgie, weil sich da, wie sie sagen, die sichersten Erfolge erzielen lassen, und sie kennen keinen größern Genuß, als Jemandem kunstgerecht einen Arm oder ein Bein abzuschneiden. Sie tragen ihre Instrumente stets mit sich in der Tasche herum, um jeder Zeit für alle Fälle gerüstet zu sein. Sie drängen sich gern an Jeden heran, dessen Aussehen auf irgend einen heimlichen Schaden schließen läßt, und reiben sich vergnügt die Hände, wenn er wirklich beginnen sollte, ihnen Geständnisse zu machen. Auch hört man sie häufig darüber

Klage führen, daß die Angehörigen irgend eines Verstorbenen ihnen aus bloßer Engherzigkeit oder aus einer thörichten Pietät nicht haben gestatten wollen, seinen Leichnam zu Nutz und Frommen der Wissenschaft zu zergliedern, und wenn es nach ihrem Sinne ginge, so würde kein Sterblicher zur ewigen Ruhe gelangen, bevor er ihnen nicht über sein Inneres Aufschluß gegeben, das heißt, bevor sie ihm nicht die Bauchhöhle aufgeschlitzt oder den Hirnschädel zersägt hätten, ja sie möchten die Welt am Liebsten in ein anatomisches Theater verwandeln. —"

„Hören Sie auf," rief Meta, sich beide Ohren zuhaltend. „Haben Sie denn nicht bemerkt, daß Bertha sich schon davon gemacht hat, um nicht länger Ihren entsetzlichen Reden zuhören zu müssen?"

„Es thut mir in der That leid," versetzte Unruh, „wenn ich mich vielleicht zu sehr in's Detail verirrt habe, allein —"

„Ei was!" unterbrach ihn Minchen, „man muß sich im Leben an Alles gewöhnen. So lange ich lebe, sollen mir die Quacksalber vom Leibe bleiben, nach meinem Tode mögen sie mich immerhin in Behandlung nehmen, ich bin dann wenigstens sicher, daß ich nicht zu früh und nicht lebendig zur Grube fahre."

„Das war einmal vernünftig gesprochen, Fräulein Minchen," ließ sich eine wohltönende Männerstimme vernehmen, und die Damen fuhren erschrocken auf.

„Wie! sind Sie aus dem Boden gestiegen oder aus dem Baume gefallen, Herr Doctor, daß Sie plötzlich wie ein Gespenst in unserer Mitte erscheinen?“ fragte Minchen.

„Weder das Eine noch das Andere,“ entgegnete der also Angeredete, „vielmehr bin ich wie ein gewöhnlicher Sterblicher auf dem gewöhnlichen Wege hierher gelangt, und wenn nicht Alles, wie immer, an Ihrem Munde gehangen hätte, so würde mein Erscheinen nicht überrascht haben.“

„Papperlapapp! lassen Sie die Redensarten und setzen sich, wenn Sie wollen.“

Und der Doctor that, wie ihm geheißen. Es entstand, wie dies meistens der Fall, wenn derjenige, welcher eben den Gegenstand des Gespräches gebildet, unerwartet in die Gesellschaft tritt, ein verlegenes Schweigen, und die bis dahin allgemein geführte Unterhaltung löste sich in Einzel-Gespräche zwischen Nachbar und Nachbar auf.

Der Doctor Carl Nebel war der einzige Sohn eines Regimentsarztes in P. Nach bestandenem Staats-Examen hatte er sich eine Zeitlang auf Reisen im Süden Europa's umher getrieben, und war nach seiner Rückkehr, welche gerade in die Zeit fiel, wo in Deutschland die zweite große Demagogenhetze stattfand, unter der Anklage, sich auf Universitäten an einer hochverrätherischen Verbindung betheiligt zu haben, von der heiligen Hermandad in Empfang genommen und hinter Schloß und

Riegel gesetzt, jedoch nach einer einjährigen Haft auf einer kleinen schlesischen Bergveste wieder entlassen worden. Bald darauf hatte er sich in R. niedergelassen. Es waren seitdem kaum vierzehn Tage verflossen, aber schon hatten sich, wahrscheinlich in Folge seiner etwas abenteuerlichen Erscheinung, allerlei sonderbare Gerüchte über ihn verbreitet. So hieß es unter Anderm, er sei anfangs zum Tode verurtheilt gewesen, jedoch auf die Fürsprache einer einflußreichen Person begnadigt worden. Ferner sollte er mit der Tochter seines Gefängnißwärters in einem Liebesverhältnisse gestanden, solches auf den Wunsch seiner Eltern zwar wieder gelöst, jedoch wol seine Hoffnung, aber nicht seine Liebe aufgegeben haben. Ein in einem Taschenkalender unter seinem Namen abgedruckter Sonnettenkranz „An Ida", worin ein unglücklich liebendes Herz an seinen Wunden zu verbluten vorgiebt, sowie ein Cyclus von Gedichten: „Kerkerfreuden" betitelt, ließen sich allerdings auf ein solches Verhältniß deuten. Wir können uns nicht versagen, letztere als eine Probe seines Dichtertalentes für solche Leser, denen der Geschmack an lyrischen Ergüssen noch nicht ganz abhanden gekommen ist, am Schlusse dieses Kapitels mitzutheilen. Daß er reich sein, und seine Praxis nur aus Liebhaberei treiben solle, haben wir bereits von Meta vernommen. Zu diesem letztern Gerüchte hatte wol theils sein sicheres Auftreten, verbunden mit einer vornehmen Nonchalance, theils eine gewisse Rücksichtslosigkeit in

seinem ganzen Benehmen, welche er unter Anderm auch darin gezeigt, daß er seine Besuche nur über die ersten Familien ausgedehnt und dadurch viele andere vor den Kopf gestoßen hatte, Anlaß gegeben. Was nun aber auch an all' diesen Gerüchten Wahres oder Unwahres sein mochte, — genug, daß sie ihn einstweilen in den Augen der meisten Damen zu einem interessanten jungen Manne machten, und nur wenige ihn mit Fräulein Minchen blos deshalb für einen Geck hielten, weil er einen Schnürrock, eine barettartige Mütze und lange Haare trug. Die Herren wollten freilich nicht viel von ihm wissen; sie sahen ihn vorläufig wie einen fremden Vogel an, dessen Species sich noch nicht bestimmen lasse.

Nachdem der Doctor sich eine Weile beinahe ausschließlich mit Meta unterhalten hatte, war er fast eben so unvermerkt, als er gekommen, wieder verschwunden. Außer Meta und Minchen hatte wol nur Herr Daub, Rektor der Stadtschule und Hülfsprediger, seine Entfernung aus der Gesellschaft wahrgenommen.

Wir finden ihn in dem hinter dem Hause belegenen Garten des Postmeisters, mit dessen siebenzehnjähriger Nichte Bertha Busch langsam auf und nieder wandelnd, wieder.

„Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, Fräulein Bertha," hören wir ihn leise flüstern, „aber darin glaube ich mich nicht zu täuschen, daß irgend ein ge-

heimer Kummer Ihre Seele belastet, und ihr jene Heiterkeit benimmt, welche sonst von solcher Jugend unzertrennlich zu sein pflegt; denn wessen Herz selbst einem verlorenen Glücke nachseufzt, der hat auch für fremdes Leid ein schärferes Auge, und — lassen Sie mich hinzusetzen, ein theilnahmvolleres Herz."

Bertha erinnerte sich unwillkürlich an das, was Unruh vorhin von der Sucht gewisser Aerzte, den heimlichen Schäden Anderer nachzuspüren, gesagt hatte, zugleich dachte sie aber auch an die Tochter des Gefängnißwärters.

„Sie täuschen sich aber dennoch," erwiderte sie. „Das Einzige, was ich Ihnen einräumen kann, ist, daß mir vielleicht ein Hang zur Einsamkeit angeboren. Ich kann niemals lange in einer Gesellschaft ausdauern, ohne daß sich bei mir das Verlangen regte, mich, wenn auch nur für einige Minuten, von ihr loszureißen, um ungestört meinen eigenen Gedanken nachhängen zu können, und wo mir dies nicht gestattet ist, wandelt mich allemal eine Mißstimmung an, wider die ich umsonst ankämpfe."

Demungeachtet hatte der Doctor recht vermuthet, daß die Seele des jungen Mädchens ein geheimer Kummer trübe.

Bertha gehörte jenen stillen träumerischen Naturen an, die, wenngleich sie den Blick mehr nach Innen als nach Außen kehren, dennoch nie zur Klarheit über sich selbst gelangen, und vergebens die Räthsel ihres Herzens zu

lösen suchen. Die Ehe ihrer Eltern — der Vater war Hofmaler beim Herzog von L. — war eine höchst unglückliche, und das unter Hader und Streit aufgewachsene Kind glich einer zarten Schlingpflanze, welche vergebens nach einer Stütze umher tastet, um daran fröhlich emporzuklimmen. Es flüchtete vor den Zornausbrüchen des Vaters an den Busen der weinenden Mutter und von den Scheltworten der Mutter in die Arme des Vaters, ohne daß seine Thränen eine Versöhnung herbeizuführen vermochten. Nur in der Liebe zu ihrer einzigen Tochter vereinigten sich die Neigungen der Eltern, während sie in allem Uebrigen auseinander gingen. Diese Liebe verhinderte denn auch eine förmliche Scheidung, weil Keines dem Andern das Kind überlassen wollte. Gleichwol aber erkannten Beide die Nothwendigkeit, daß dasselbe solchen verderblichen Einflüssen entzogen und aus dem elterlichen Hause entfernt werden müsse, und so ward denn Bertha nach ihrer Confirmation den drei unverheirathet gebliebenen Geschwistern ihrer Mutter anvertraut. Aber auch der Aufenthalt bei diesen war kein glücklich gewählter. Onkel Fritz, ein alter Junggeselle, welcher seine Postgeschäfte meist durch seine Schwestern besorgen ließ, und den Winter über ein beschauliches Leben führte, sich aber während der übrigen Jahreszeit, sofern ihm seine Leichdorne — die einzigen Dornen, welche ein mildes Geschick hier und da auf seinen Lebensweg gestreut hatte — solches gestatteten, auf seinen Wiesen und

Aeckern umhertrieb, kam freilich wenig oder gar nicht in Betracht. Auch Tante Minchen, eine gesunde, verständige Natur ohne Falsch und Hehl, übte, wenngleich sich Bertha durch ihre Derbheiten oft verletzt fühlte, mindestens keinen schädlichen Einfluß auf sie aus. Ein Gleiches ließ sich aber nicht von Tante Meta Friederike sagen. Zwar wollen wir auch ihr einen gewissen Grad ursprünglicher Gutmüthigkeit und natürlichen Verstandes nicht absprechen, wenngleich sich jene mehr als Schwäche, diese mehr als Klugheit, wo es ihren eigenen Vortheil galt, äußerte, in allem Uebrigen war sie aber das gerade Gegentheil ihrer Schwester. Als ein schwächliches Kind von ihrer Mutter verhätschelt, und von jeder körperlichen wie geistigen Thätigkeit möglichst fern gehalten, hatte sich ihrer schon früh eine ungemessene Lesewuth bemächtigt, und sie hatte aus einer Unzahl von Romanen das Gift wie den Honig gesogen. Die natürliche Folge davon war, daß sich die Welt zuletzt nur noch wie eine Fata Morgana in ihrer Seele abspiegelte, und sie das Leben in keinem seiner Verhältnisse richtig zu würdigen verstand, daß sie bei Durchführung ihrer zahllosen Pläne selbst da, wo der geradeste Weg am sichersten zum Ziele geführt hätte, am liebsten den krummen wählte, und zur Intrigue ihre Zuflucht nahm, und daß bei ihr an die Stelle wahren Gefühls eine falsche Sentimentalität getreten war. Jeder eigentlichen sittlichen Grundlage entbehrend, ließ sie das Gefühl entscheiden, wo der Ver-

ſtand, und dieſen, wo das Gefühl hätte entſcheiden ſollen, und wie ihr ſelbſt für Jedes der richtige Maßſtab mangelte, ſo war ſie auch für Andere ein durchaus incommenſurables Weſen. Trotzdem übte ſie über ihre Geſchwiſter eine unbedingte Herrſchaft aus und ſie war das Orakel der Familie. Und einer alſo gearteten Perſönlichkeit war die Sorge für das leibliche und geiſtige Wohl Bertha's anvertraut. Was Wunder, wenn weder das eine noch das andere gefördert wurde! Freilich hatte ſie ſich vorgeſetzt, bei dem gewiſſermaßen verwaiſten Kinde Mutterſtelle zu vertreten, und ihm alle die Liebe angedeihen zu laſſen, welche daſſelbe in ſolchem Verhältniſſe beanſpruchen konnte. In der That ließ ſie es auch weder an Aufmerkſamkeiten jeder Art, noch an äußeren Zärtlichkeiten und Liebkoſungen fehlen, ja ſie gefiel ſich um ſo mehr darin, das Kind mit letztern vor den Leuten zu überhäufen, als ſie auf die eigenthümliche Schönheit ihrer jungen Nichte nicht wenig ſtolz war, und nicht oft genug auf ihr „griechiſches Profil" und ihre „märchenhaften Augen" aufmerkſam machen konnte. Allein damit glaubte ſie auch ihren Mutterpflichten ein volles Genüge gethan zu haben. Statt an dem begabten Kinde ſo manches Verſäumte nachzuholen, und es insbeſondere allmälig an eine regelmäßige und nützliche Thätigkeit zu gewöhnen, ließ ſie es gern geſchehen, daß Bertha ihrem angebornen Hange zur Schwärmerei auf allen Wegen nachging, und ſich ſo dem wirklichen

Leben immer mehr entfremdete. Sie sah mit innerer Befriedigung ihrem täglichen Thun und Lassen zu, und wenn Minchen einmal mit einem lauten: „Bertha, woran denkst du wieder?“ die Sinnende aus ihren Gedanken aufschreckte, oder ihr auf das Buch, in welchem sie eben las, einen Socken ihres Bruders warf, welcher mit seinen Löchern in Zehen und Ferse seine innersten Wünsche laut genug kund gab, so konnte Meta ihren Unwillen darüber nur schwer verbergen. „Ach, sie wird gerade wie ich,“ so lautete das zweideutige Lob, welches sie ihr bei ähnlichen Gelegenheiten zu ertheilen pflegte, und da mußte Minchen denn schon schweigen. Bertha's Mutter hatte diese in kummervollen Stunden nicht selten ihr armes, unglückliches Kind genannt, und diese Worte, deren Sinn sie damals kaum gefaßt, tönten jetzt unaufhörlich in ihrem Innern wieder, und es gewährte ihr einen schmerzlich süßen Genuß, die Erinnerungen an ihre unselige Kindheit in sich aufzuwühlen. Nicht allein, daß sie jetzt wirklich an jene Worte glaubte, sie wollte auch unglücklich sein, und sie schwelgte sogar häufig in dem Gedanken, ihrem jungen Leben gewaltsam ein Ende zu machen, indem sie daran die Hoffnung knüpfte, daß ihre Eltern sich über ihrem frühen Grabe vielleicht die Hände reichen würden. Deshalb trug sie aber dennoch ihr Leid nicht absichtlich zur Schau, wie dies überspannte Naturen sonst wol zu thun pflegen, vielmehr hielt sie solches für zu heilig, als daß sie ihr Inneres

fremden Blicken hätte preisgeben sollen. Der Doctor hatte von einem verlornen Glücke gesprochen, und es schien in seiner Absicht gelegen zu haben, Geheimniß gegen Geheimniß auszutauschen; allein, wie wir gesehen, hatte sie ihm weiter nichts eingeräumt, als daß ihr vielleicht ein Hang zur Einsamkeit angeboren sei. Als er aber demungeachtet weiter in sie drang, schlug sie sogar plötzlich einen heitern Ton an, und erzählte ihm in neckischer Weise, was Unruh über die Aerzte „aus Passion" geäußert hatte. Der Doctor hatte Mühe, seine Empfindlichkeit darüber zu verbergen, daß Bertha sein aus rein menschlicher Theilnahme entspringendes Verlangen mit der Sucht eines Chirurgen, fremden Körperschäden nachzuspüren, wenn auch nicht identifizirte, so doch auf eine und dieselbe Quelle zurück zu führen schien, und er erwiederte:

„Freilich mag es deren unter meinen Collegen geben, allein abgesehen davon, daß ich mich Ihnen nicht als Arzt genähert habe, befinden Sie sich mit Herrn Unruh im Irrthume, wenn Sie mich jener Klasse beigesellen. Die Ausübung der Chirurgie führt etwas Rohes mit sich und streift hart an das Handwerk. Wer sich ihr mit besonderer Vorliebe hingiebt, hat entweder nie ein rechtes Gefühl für fremde Leiden besessen, oder er hat es bereits verloren. Das Herz ist ein bewegliches, zitterndes Ding, und wem es in die Hand oder in das Auge tritt, der mag weder Hand noch Auge mit Sicherheit

gebrauchen. Der Chirurg kann daher nichts beſſeres thun, als ſich dieſes ſtörenden aufdringlichen Gaſtes je eher je lieber zu entäußern, oder ihm jede Verbindung mit ſeinen übrigen Muskeln und Nerven abzuſchneiden. Ein Anderes iſt es mit dem Arzte. Wie viel Körperleiden ſtehen nicht wie Urſache und Wirkung mit Seelenleiden im innigſten Zuſammenhange, und um die feinen Fäden, welche von der einen zu der andern hinüber leiten, zu erkennen, kann er dem Seelen- und Gemüthsleben nicht Aufmerkſamkeit genug zuwenden; ja der Arzt, welcher alles Leid der Menſchheit in ſich durchgekämpft hätte, wäre nicht allein der beſte Arzt, ſondern auch der vollkommenſte Menſch; er ſtände, gleich der Gottheit, mit dem tiefſten Verſtändniſſe für daſſelbe über allem Leid und die verworrenen Labyrinthe der menſchlichen Bruſt lägen vor ſeinen Augen nicht dunkler da, wie die lichten Hallen eines Griechentempels. Wenn Sie mich befragen, ob ich mich in dem Sinne eines ſolchen Arztes um Ihr Vertrauen bemüht habe, ſo nehme ich keinen Anſtand, dieſe Frage zu bejahen; denn die Pflichten des Arztes und des Menſchen fallen da zuſammen."

Er reichte ihr wie zum Abſchluſſe des Geſpräches eben die Hand, als vom Hauſe her der Ruf erſcholl: Zum Kuckuck, Bertha, wo ſteckſt du wieder?

„Hier, liebe Tante," erwiderte dieſe unbefangen.

„Wie, du biſt wirklich noch im Garten?" ließ ſich dieſelbe Stimme vernehmen, und Minchens lange, hagere

Geſtalt kam hinter dem Nußbaume, welcher am Eingange des Gartens ſtand, zum Vorſchein, und bewegte ſich eiligen Schrittes dem Hintergrunde zu.

„Solcher Unbedacht!“ ſchalt ſie weiter; „fühlſt du denn nicht, wie feucht es von der Erde aufſteigt, und willſt du dir wieder eine Erkältung auf den Hals laden? — Und noch gar in Geſellſchaft des Herrn Doctors! — Ei, ei Herr Doctor, iſt das eine Art, ſich Patienten zu verſchaffen?“

Letzterer fühlte ſich in mehr als einer Beziehung getroffen: denn die Luft hatte ſich nach einem für die frühe Jahreszeit ungewöhnlich warmen Tage plötzlich bedeutend abgekühlt, und Bertha war in ihrem leichten Chakonettkleide, welches Bruſt und Nacken nur dürftig bedeckte, gegen ſolchen Temperaturwechſel nicht gerüſtet. Er nahm daher in ſeiner Verlegenheit zu einem banalen Scherze ſeine Zuflucht und entgegnete:

„Praesente medico nil nocet, Fräulein Minchen, das heißt: in Gegenwart eines Arztes kann man unbeſchadet ſeiner Geſundheit thun und laſſen, was man will.“

„Des Glaubens ſcheinen Sie allerdings zu ſein, ſonſt würden Sie das Kind nicht zu Gartenpromenaden in der kalten Abendluft veranlaßt haben,“ erwiderte Minchen unwillig. Damit faßte ſie Bertha unter den Arm und führte ſie in's Haus. Der Doctor folgte ihnen ſchweigend nach. Als er an die bereits geſchloſſene Hauspforte kam, trat Meta aus dem Zimmer, öffnete

sie ihm, und wünschte ihm freundlich gute Nacht, während München ihn ohne Gruß entließ.

Die Gesellschaft unter der Linde hatte sich verloren, auch die Maikäfer in ihren Zweigen waren verstummt, und sie sandte schweigend ihre Düfte in die stille sternenhelle Nacht hinaus. Der Doctor wandelte grollend, in tiefster Mißstimmung, seiner Wohnung zu. —

Kerkerfreuden.

1.

Ihr habt, ich weiß, in meinen Liedern
Umher gespürt, ihr schnöden Wichte,
Und, scharfen Blickes, ausgewittert,
Wie ich gar hold dem Sonnenlichte.

Daß seines Born's nun keine Welle
In meinen Kerker möge fließen,
Habt ihr nach Norden, engvergittert,
Mir meine Zelle angewiesen.

Doch daß die Sonne, wie so ferne
Sie wandelt durch die ew'gen Hallen,
Erwiedern könne meine Liebe,
Nicht kam es in den Sinn euch Allen.

Und dennoch hat, wie ihr auch immer
Verdammt mich habt zu dunkeln Stunden,
Zu meinen stillen Kerkerräumen
Die freundliche den Weg gefunden.

Zu jenem Hause, das verödet
Mit dunkelm Giebel steht dort drüben,
Ist, wunderbar! — von allen Fenstern
Nur Eines unverletzt geblieben.

Zu jenem Fenſter ſendet heimlich
Sie ihre Strahlengrüße nieder,
Und ſeine hellen Scheiben ſpiegeln
Mir treu die goldnen Lettern wieder.

Und in den Flammenzügen leſ' ich
Von einem Licht', dem ihr nicht wehren,
Von einer Freiheit, die ihr würgen
Nicht könnt an euren Blutaltären.

2.

Seit dieſe Mauern mich umfangen,
Sah ich kein menſchlich Antlitz noch,
Denn ſchlüpfrig wie die Haut der Schlangen
Sind jene und die Gitter hoch.

Doch öffnet wol im Dämmerlichte
Sich eine Spalte in der Wand,
Und Blumen reicht hindurch und Früchte
Mir eine weiße Mädchenhand.

Und ſeit ſich dieſe Hand mir zeigte,
Vermiß ich jenen Anblick nicht:
Denn ach, wie ſie, ſo huldvoll neigte
Sich nimmer mir ein Angeſicht.

Denn ſolche Anmuth, ſolche Milde,
Wie ſich in ihren Linien paart,
Sah ich in keinem Frauenbilde
So rein und lauter noch bewahrt.

Wie hab' ich in die weichen Züge
So ſelig oftmals mich vertieft,
Und ob ein Wahn mich nicht belüge,
Mit meinen Lippen dann geprüft.

Und ſo nun kündet ihr Erſcheinen
Sich wie ein Antlitz ſelbſt mir an,
Das lächeln, zürnen, ſinnen, weinen
Nur wie ein Mädchenantlitz kann.

3.

Ich ſann, wie ich die Kerkerwände,
Die nackten, düſtern aus mir ſchmücke,
Daß ſie nicht ewig mich gemahnten,
Wenn mich ein heitrer Wahn berücke.

Ein Strohbett hier und dort ein Schemel,
Sonſt, gleich den Wänden, leer die Räume,
Womit denn ſchmücken mag ich jene,
Wenn mit den Bildern nicht der Träume

Da auf die Roſen fiel mein Auge,
Die angehäuft im Winkel lagen,
Vergilbte, welke, duftig-friſche,
Die kaum die erſte Hülle brachen.

Wol war's ein Blumenleichen-Hügel;
Zu unterſt ruhten, die im Lenze
Geblüht, nun braune, loſe Blätter,
Die friſchen drauf als Todtenkränze.

Ich las ſie aus, und was an Knospen
Ich fand, an Blüten, halb erſchloſſen,
Das ſteckt' ich in die Mauerritzen,
Draus helle Tropfen niederfloſſen.

Und — Wunder! als des Tages Dämmer
Bleich zuckten um die Eiſenſtäbe,
Da ſchien's, als ob die Morgenröthe
Genüber am Gemäuer webe.

Denn aufgeblüht zu Nachte waren
Die Roſenknospen in den Wänden,
Und helle Silbertropfen hingen
Wie Thau an ihren Purpurränden.

Und nun, wie ziemen dem Gefang'nen
In einem Kerker feige Klagen,
Wo Sonn' und Liebe ihn beſuchen,
Und Roſen gar die Wände tragen!

Zweites Kapitel.

Was man auch von dem Geschwister-Trifolium an der „Scharfen Ecke", wie man im Städtchen die Gegend um das Krengel'sche Haus zu nennen pflegte, denken oder sagen mochte, darüber war Alles einverstanden, daß unter ihnen trotz aller Charakter-Verschiedenheit eine rührende Eintracht herrsche, und die Verschrobenheit und Sentimentalität Meta's, die urwüchsige Derbheit Minchens und die cholerisch-pflegmatische Natur des Postmeisters sich zu einer seltenen Harmonie vereinigten. Nicht allein, daß man niemals ein Mißverständniß unter ihnen wahrgenommen hatte, es war bekannt, daß der Eine für den Andern die zarteste Sorge trug, und sie sich durch gegenseitige Aufmerksamkeiten das Leben so angenehm als möglich zu machen suchten. Wer indeß am Morgen nach jenem Abende unvermerkt einen Blick in ihre Häuslichkeit gethan hätte, dem würde sich ohne Zweifel die Vermuthung aufgedrängt haben, daß diese Eintracht über Nacht irgend eine Störung erlitten haben müsse. Ohne Morgengruß war Meta eine gute halbe Stunde über die gewöhnliche Frühstückszeit hinaus in das gemeinschaftliche Wohnzimmer getreten. Schweigend,

und mit so ernsten Gesichtern, als ob irgend ein tief-tragisches Ereigniß über die Familie hereingebrochen wäre, hatten sodann Alle um den Tisch Platz genommen; schweigend schob Minchen Jedem seine Tassen hin und schweigend führte sie jeder zum Munde, während das Körbchen mit den frischen Semmeln und den duftigen Pumpernickelschnitten fast ganz unberührt blieb. Selbst das Kanarienmännchen, welches sonst das lebhafte Geplauder der Geschwister mit seinen schmetternden Tönen zu begleiten pflegte, saß stumm auf seinem Stöckchen, und schaute mit seinen klugen Aeuglein gar verwundert auf die stillen Menschen nieder. Auch Joli, die kleine Wachtelhündin, gab vergebens ihr einziges Kunststückchen zum Besten, indem sie, auf den Hinterfüßen sitzend, die Vorderpfötchen wie flehend auf und niederbewegte, ein Manöver, was ihr sonst schon manchen Brocken eingetragen hatte, — es nahm heute keiner Notiz von ihr, bis sie endlich mürrisch davon ging und sich auf ihr Kissen hinter den Ofen legte. Das Frühmal war in wenigen Minuten beendigt. Minchen raffte eiligst das Kaffeegeschirr zusammen, und verließ mit demselben das Zimmer, ohne, wie sonst, vorher den Tisch von den Spuren des Frühstücks gesäubert zu haben. Der Postmeister begab sich in sein Schlafgemach, und machte dort wiederholte Versuche, seine Stiefeln anzuziehen, um alsdann auf das Feld hinaus zu gehen, allein die Leichdorne, diese lästigen, jedes Frühjahr mit den ersten Lerchen wie-

verkehrenden und im günstigsten Falle erst mit den letzten Schwalben wieder abziehenden Gäste, erhoben ernstlichen Einspruch dawider, und er verfügte sich daher ingrimmig in sein Comptoir, um die nächste Landbriefpost eigenhändig zu expediren. So blieben Meta und Bertha allein im Zimmer zurück. Erstere nahm hinter ihrem Näh- und Büchertische, letztere hinter dem Stickrahmen Platz. Bertha hatte am Abend zuvor von ihrer Kammer aus vernommen, daß die Tanten und der Onkel bis tief in die Nacht hinein heftige Worte mit einander gewechselt hatten, allein was der Gegenstand ihres Streites gewesen, war ihr um so mehr verborgen geblieben, als sie, um nur nichts zu hören, sich eiligst zu Bette gelegt und ihren Kopf tief in die Kissen vergraben hatte. Jetzt hätte sie gern etwas Näheres darüber erfahren, jedoch nicht aus Neugier, sondern nur, weil sie meinte, daß sie sich dann weniger geängstigt fühlen werde. Sie schaute mitunter verstohlen zu ihrer Tante hinüber, wie um zu forschen, ob sie es wagen dürfe, mit irgend einer Frage oder Bemerkung die unheimliche Stille zu unterbrechen, allein in den ernsten, ja finstern Zügen derselben fand sie keineswegs eine Ermuthigung zu einem solchen Beginnen. Als sie es aber endlich doch über sich gewann, sie wegen der Wahl einer Farbe zu Rathe zu ziehen, erhielt sie kurz und unfreundlich den Bescheid, daß sie sich selber zu helfen suchen müsse. Es wurde ihr immer banger und schwüler um's Herz, der Athem stockte ihr in der Brust, und die

Farben des Stickmusters begannen sich vor ihren Augen in Bewegung zu setzen. So sprang sie denn endlich auf und eilte in den Garten. Kaum hatte Bertha das Zimmer verlassen, als Meta's Züge sich aufklärten, und sie still vor sich hinlächelte. So und nicht anders hatte sie es gewollt. Ihre ganze Umgebung ohne Ausnahme sollte es empfinden, was es heiße, wenn sie einmal ernstlich zürne. Und Meta zürnte wirklich, weil man nicht allein gewagt, anderer Meinung zu sein wie sie, sondern sogar auch den Versuch gemacht hatte, diese Meinung zur Geltung zu bringen. Es handelte sich nämlich um nichts mehr und nichts weniger, als darum, ob und wie weit dem allzu häufigen Verkehr des Doctors im Hause eine Schranke zu setzen sei. Minchen, welche niemals für Herrn Nebel geschwärmt, seit seiner gestrigen Abendpromenade mit Bertha aber vollends den Stab über ihn gebrochen hatte, war nach ihrer radikalen Verfahrungsweise für ein gänzliches Verbot, und sie wollte es übernehmen, ihm solches bei nächster Gelegenheit kund zu thun. Der Postmeister wollte, soweit sich seine Intentionen errathen ließen, als ein Mann, der es stets mit der goldnen Mittelstraße hielt, den Verkehr nur beschränkt wissen; Meta dagegen war weder für das Eine noch für das Andere, ihr entschieden ausgesprochener Wille ging vielmehr dahin, daß dem Doctor der Zutritt im Hause in keinerlei Weise verkümmert werden solle. So sehr gingen die Meinungen der Geschwister in dieser von

Minchen angeregten Frage auseinander. Meta hatte zu Anfang nicht anders geglaubt, als daß sie nur einfach die ihrige äußern dürfe, um sich die der Uebrigen wie gewöhnlich unterthan zu machen. Allein, erst zu ihrem nicht geringen Erstaunen und dann zu ihrem noch größern Aerger war sie zum erstenmale auf einen entschiedenen Widerstand gestoßen. Minchen ging davon aus, daß der Doctor es auf ein Liebesverhältniß mit Bertha abgesehen habe, und diese seinen Absichten, wenn auch nicht entgegen kommen, doch auch nicht zu widerstreben scheine. Nun aber hatte sich in ihrem Kopfe die Idee festgesetzt, daß sich hinter dem glatten freundlich-ernsten Wesen des Herrn Nebel ein Geck, ein Windbeutel, ein Abenteurer versteckt halte, und es daher gewissenlos gegen Bertha gehandelt sei, ihr Lebensglück in so unsichere Hände zu legen, ja einem Menschen anzuvertrauen, von welchem man nicht einmal wisse, ob er solches zu fördern auch nur den Willen, geschweige denn die Macht besitze.

Die Angriffe Minchens auf den Charakter des Doctors hatte Meta schon bei mehrern Gelegenheiten zu bekämpfen gehabt. Sie führte die Abneigung, aus welcher solche hervorgingen, wie früher, so auch jetzt auf ein Vorurtheil zurück, welches sich auf nichts, als auf einige unbedeutende Aeußerlichkeiten stütze, ja sich sogar an seinen allerdings etwas ominösen Namen klammere. In der That vermochte Minchen auch keine andern Beweise für ihre Behauptungen beizubringen, sie hielt solche viel-

mehr für ein Arioma, das eines Beweises gar nicht bedürfe. Sie hätte mit Schiller sagen können:

> Männer richten nach Gründen, des Weibes Urtheil ist seine Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Was nun aber das vermeintlich beabsichtigte Liebesverhältniß anbelange, so sei es, meinte Meta unter Anderm, doch mindestens sehr zweifelhaft, wem der Doctor bisher mehr Aufmerksamkeit zugewendet habe: dem Kinde oder — ihr. Bis dahin hatte sich der Streit noch in ziemlich gemäßigten Formen bewegt, und insbesondere hatte Meta im Gefühle ihrer Ueberlegenheit und eingedenk ihres Lieblings-Spruches: „Seid sanft — so hatte sie den Bibeltext emendirt — wie die Tauben und klug wie die Schlangen" der Heftigkeit Minchens eine gemessene Ruhe entgegengesetzt. Als aber diese bei ihrer letzten Bemerkung plötzlich ein helles Gelächter aufschlug, und auch der Bruder Fritz in dasselbe einzustimmen wagte, da ging ihr mit der Taubensanftmuth auch die Schlangenklugheit verloren und sie schloß ihre Philippica mit den Worten:

„Bring es immer mit deiner Grobheit dahin, daß der Doctor unser Haus meidet, aber das laß dir gesagt sein: an dem Tage, wo solches geschieht, hat Bertha beim Rektor die letzte Stunde gehabt."

Wenn man im Stillen einen Plan hegt, welcher dem eines Andern entgegenarbeitet, und es den Gegner merken läßt, daß man den seinigen durchschaue, so verräth man dadurch in der Regel sein eigenes Geheimniß. Ein

wie ſtarkes Bewußtſein Meta auch von ihren wirklichen oder eingebildeten Vorzügen haben mochte, ſo war ſie dennoch nicht ſo von Eitelkeit verblendet, um im Ernſte zu glauben, daß die Beſuche des Doctors mehr ihrer Perſon, als der ihrer jungen Nichte gälten, vielmehr theilte ſie ganz die Ueberzeugung Minchens, daß Bertha ſeine Neigung gefeſſelt habe. Es war dem jungen Manne, welcher nicht allein die Schwächen Meta's bald durchſchaut, ſondern auch erkannt hatte, daß ihr Wille der allein geltende im Hauſe ſei, ein Leichtes geweſen, ſich, indem er jenen Schwächen ſchmeichelte, ihre Gunſt anzueignen und ſich immer mehr und mehr darin zu befeſtigen, und ſie leiſtete daher ſeiner Neigung jeden möglichen Vorſchub. Dagegen war es ihrer Aufmerkſamkeit auch nicht entgangen, daß der Rektor Daub, welcher den lückenhaften Kenntniſſen Bertha's auf den Wunſch ihres Vaters dadurch nachzuhelfen ſuchte, daß er ſich wöchentlich einige Stunden mit ihrem Unterrichte beſchäftigte, gleichfalls ein Auge auf ſeine ſchöne Schülerin geworfen, und er Minchen auf ſeiner Seite habe. Meta hatte ſolches ſeither abſichtlich ignorirt, um im Geheimen für ihren Günſtling deſto ſicherer zu wirken, und jetzt hatte ſie ſich im Zorn zu einer Drohung verleiten laſſen, welche verrieth, daß ſie die Abſichten der Gegenſeite durchſchaut habe. Sie war deshalb ausnahmsweiſe einmal mit ſich ſelber unzufrieden, und ging, während Minchen an ihrer Seite den Schlaf des Gerechten ſchlief, mit ſich darüber

zu Rathe, welche Wege nunmehr ihrerseits einzuschlagen seien, um die Schwester zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie gegen den Doctor umzustimmen, durfte sie bei deren entschiedner Antipathie wider denselben nicht erwarten, und es kam ja einstweilen auch nur darauf an, sie von ihrem Vorhaben, ihn auf die eine oder die andere Art aus ihrem Hause zu entfernen, abzubringen. Wie jedes Menschenkind, hatte natürlich auch Minchen ihre Schwächen, nur daß sie meist harmloser Natur waren, und Niemandem zum Schaden gereichten, außer etwa ihr selber. Von diesen ihren Schwächen war unzweifelhaft die größte: ihr ungewöhnliches Bedürfniß, sich Andern mitzutheilen, ihre ungemessene Redelust. Ob sie jemals das „Lieben und geliebt zu werden", für das größte Glück auf Erden gehalten, wissen wir nicht, zur Zeit aber war das Hören und gehört zu werden ihre höchste Seligkeit, und nichts war ihr unerträglicher, ja unheimlicher, als ein schweigsamer Mensch. Um einen solchen zum Sprechen zu bringen, ließ sie kein Mittel unversucht, weil sie einmal des Glaubens war, daß Jeder, welchem Sprache verliehen, auch den ausgedehntesten Gebrauch von dieser Gabe machen müsse, und es nur böser Wille sei, wenn er solches unterlasse; wenn aber kein Mittel anschlagen wollte, so wurde sie grob. Hätte der Doctor es je der Mühe werth gehalten, sie für sich zu gewinnen, hier hätte er sie sicher gefaßt. Auf diese Schwäche baute denn auch Meta ihre fernern Pläne. Sie beschloß, die

Rolle einer ſchwer Beleidigten conſequent weiter zu ſpielen, und Minchen ein beharrliches Schweigen entgegen zu ſetzen. Mit dieſem Entſchluſſe war ſie endlich eingeſchlummert, und, wie wir geſehen, hatte ſie ihn andern Tages nicht allein feſtgehalten, ſondern, um die Wirkung noch zu verſtärken, ihn ſogar wider ihre ganze Umgebung auszuführen begonnen.

Während Minchen in der Küche rumorte, Bruder Fritz in ſeinem Poſtſtübchen verdrießlich ſeine Briefbeutel ſiegelte, und Bertha im Garten dem räthſelhaften Schweigen ihrer Tanten nachſann, behauptete Meta ihren gewohnten Platz am Lugfenſter, und als Hedwig, die Tochter des vis à vis wohnenden Brennerei-Beſitzers Sobbe in's Zimmer geſprungen kam, um ſich in irgend einer Wirthſchafts-Angelegenheit bei Minchen Raths zu erholen, war ſie gegen dieſe die Liebenswürdigkeit ſelber, wiewol ſie dem unter ihren Augen aufgewachſenen jungen Mädchen, als einer gar zu praktiſchen, oder wie Meta ſagte, proſaiſchen Natur, eben nicht beſonders zugethan war, und auch dieſes ſich von jeher mehr an Minchen angeſchloſſen hatte. Sie ließ ſich von Hedwig erzählen, wieviel Strümpfe ſie den Winter über geſtrickt habe, wieviel Gebinde Garn ihre Mägde geſponnen, wieviel Kühe ihre Eltern zur Zeit im Stalle hätten, und wieviel Milch ſie täglich gäben u. ſ. w., auch fragte ſie, ob ſie ſich den ſchönen Tüllkragen ſelber geſtickt, und wo ſie doch das prächtige Zeug zu ihrer Küchenſchürze gekauft habe. Darüber hatte denn

das in solchen Dingen sehr redselige Kind den eigentlichen Zweck ihres Kommens vergessen und als sie sich dessen endlich erinnerte, war es für sie die höchste Zeit, sich in der Küche umzuthun. Meta hatte dagegen ihren Zweck erreicht, welcher kein anderer war, als Hedwig von einem Besuche Minchens abzuhalten. Sie wollte die Schwester, wie man zu sagen pflegt, mürbe machen, und glaubte solches auf keine bessere Art bewirken zu können, als wenn sie ihr möglichst jede Unterhaltung abschnitt. Sie durfte dabei die Wolken, welche früh den Himmel bedeckten, und einen regnichten Tag in Aussicht stellten, als ihre Verbündeten ansehen: denn wenn es wirklich zum Regen kam, so war davon die Folge, daß die kleine Gesellschaft, welche sich sonst allabendlich unter der Linde zu versammeln pflegte, daheim blieb. Leider klärte sich aber mit der höher steigenden Sonne der Himmel auf, und die Wolken, welche sich von dort verzogen, schienen sich allgemach auf Meta's Stirne abzulagern. Sie sann eben darüber nach, wie trotzdem die Gesellschaft fern zu halten sein möchte, als ein fürstlicher Bedienter an das Fenster pochte und zu einem Conzert im Schloßgarten einlud. Jetzt war ihr geholfen, denn zu solchen Conzerten wurden in der Regel sämmtliche Honoratioren des Städtchens gebeten. Sie sagte für sich und Bertha zu. Minchen und der Postmeister pflegten niemals an derartigen öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen. Als Bertha endlich aus dem Garten zurückkehrte, und sich wieder

hinter ihren Stickrahmen setzte, hätte Meta ihr gegenüber gern ihre Rolle fallen lassen, allein sie besorgte, daß diese alsdann auch bei Tische ein Gespräch anzuknüpfen sich versucht fühlen möchte, und es sollte nun einmal durchaus geschwiegen werden. Sie beschränkte sich daher darauf, ihr in Kürze mitzutheilen, daß sie Abends zusammen das Conzert besuchen würden.

„Ach Gott!“ rief Bertha aufspringend, „da muß mir Tante Minchen noch ein weißes Kleid bügeln.“

„Bleib sitzen,“ sagte Meta, „du kannst einmal dein Barege-Kleid anziehen.“

„Aber ich weiß, die Tante thut mir gern den Gefallen.“ —

„Was ich dir sage, Bertha, du ziehst heute einmal dein Barege-Kleid an.“

Bertha sprangen die Thränen in die Augen und sie ließ sich schweigend wieder nieder. In ihrem Innern ging aber jetzt eine Wandelung vor. Sie war sich keines Unrechtes gegen Meta bewußt, und sie empfand daher ihre fortgesetzte Unfreundlichkeit als etwas Launenhaftes, Unvernünftiges, als eine Beleidigung gegen sich. Ihr Vater hatte sie mehrmals, auf verschiedenen Altersstufen, bald gewandlos als Amorette, oder als Engel, bald als spielendes Kind, oder, der Zeit vorgreifend, als Jungfrau, und zwar in weißem Kleide gemalt, und das war vielleicht der Grund, weshalb sie von jeher für diese Farbe eine besondere Vorliebe hegte. Meta hatte sie noch mehr

darin bestärkt, weil das junge Mädchen mit seinem durchsichtigen Teint und in seiner ganzen ätherischen Erscheinung sich allerdings am vortheilhaftesten in weißen Kleidern ausnahm. Und jetzt sollte sie einer übeln Laune der Tante zu Liebe in ihrem grünen Barege-Kleide, welches ihr überdies sehr zuwider war, weil Unruh sie darin einmal eine Papagena genannt hatte, das Conzert besuchen. Es regte sich in ihrer Seele etwas wie Trotz, und sie nahm sich im Stillen vor, unter irgend einem Vorwande zu Hause zu bleiben.

Der Mittag kam heran und Minchen hatte noch mit keinem Fuße das Zimmer wieder betreten. Bruder Fritz saß draußen vor der Thür, und blies aus seiner kurzen Stummelpfeife, seiner gewöhnlichen Begleiterin, wenn er über Land ging, dicke Rauchwolken vor sich hin, bis Bertha ihn aus seinen tiefsinnigen Meditationen zu Tische rief. Das Mittagsmal wurde eben so schweigsam und mit eben so wenig Eßlust wie das Frühstück eingenommen. Nur der Postmeister erlaubte sich einigemal die Bemerkung, daß Alles verpfeffert und versalzen sei, und schickte zur Abkühlung seines Gaumens ein Glas Bier dem andern nach. Die Blicke der beiden Schwestern begegneten sich einmal, flogen aber rasch wieder auseinander. Bertha klagte nach Tisch über Kopfweh und begab sich auf ihr Kämmerlein. Der Postmeister zog sich in seinen ledernen Lehnsessel zurück, um sich von den Anstrengungen des Morgens auszuruhen und sich für das

fernere Tagewerk — er hatte noch eine Post zu expediren — neue Kräfte zu sammeln, während Minchen ihre Hühner und Tauben füttern ging. Meta nahm ein Buch zur Hand und las, nickte jedoch bald darüber ein, bis die Töne eines Posthorns sowohl sie wie den Bruder aus ihrem Halbschlummer weckten. Es war die täglich einmal aus der Hauptstadt der Provinz eintreffende Diligence, welche die meisten Briefschaften sowie die Tageblätter brachte. Kurz nach ihrer Ankunft pflegte sich der Doctor Nebel in der Expedition einzufinden, um sein Zeitungs-Exemplar selbst in Empfang zu nehmen, und hatte dieser Umstand den ersten Anlaß zu seinen Besuchen im Krengelschen Hause gegeben. Ein bei solcher Gelegenheit mit Meta auf dem Hausflur angeknüpftes Gespräch hatte sodann weiter dahin geführt, daß diese ihn freundlichst zum Eintritt in das Familienzimmer aufgefordert, und er dieser Einladung nicht nur bereitwillig Folge geleistet, sondern demnächst auch ohne Einladung hinüber gegangen war, so daß er sich gar bald als einen gern gesehenen Hausfreund betrachten durfte. Meta war nun nicht wenig gespannt darauf, ob er auch heute seiner Gewohnheit treu bleiben, oder ob er sich, indem er Minchens gestrige Unfreundlichkeit als eine Kränkung empfunden, fern halten werde. Sie nahm wieder ihren Platz am Lugfenster ein, und schaute erwartungsvoll die Straße hinab. Die Handlungslehrlinge, die Knechte und Mägde, welche sich regelmäßig zur Abholung der für ihre Herr-

ſchaften eingegangenen Correſpondenzen einfanden, kamen Einer nach dem Andern angezogen und entfernten ſich wieder; auch glaubte Meta einmal Etwas wie eine ſchwarze Pikeſche ſich in der Ferne bewegen zu ſehen, allein nur zu bald verwandelte ſich dieſelbe in den dunkelblauen Dienſtrock des Steuer-Exekutors von ähnlichem Schnitte. Sie ſah den Kammeractuar Piepmeier — ein Theil unſerer Leſer wird ſich des guten alten Herrn vielleicht noch erinnern — mit ſeinem Regenſchirm langſam der Hofkammer zuſchreiten, ein Zeichen, daß es ſchon drei Uhr vorüber war, und ſie mußte jetzt ihre Hoffnung aufgeben. Ihr Groll wider Minchen, welcher bereits ſanftern Gefühlen Platz zu machen begonnen hatte, kehrte jetzt von Neuem zurück, und es ging ihr Allerlei durch den Kopf. Zum Glück war ja heute Abend Conzert und ſie durfte hoffen, den Doctor dort zu ſprechen. Dabei fiel ihr ein, daß Bertha über Kopfweh geklagt hatte, und es ſtieg in ihr der Verdacht auf, daß dieſelbe ſolches blos als Vorwand benutzen wolle, um zu Hauſe zu bleiben, weil ſie das weiße Kleid nicht anziehen ſollte. Sie ſprang daher raſch auf, befahl der Magd, einen Bolzen einzulegen und ihr das Bügelbrett zu bringen, und unterzog ſich alsdann ſelber der ungewohnten Mühe, das Kleid zu plätten. Die Magd war darob ſo verwundert, daß ſie nichts Eiligeres zu thun hatte, als Bertha davon in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe zeigte ſich über das ſeltene Beginnen der Tante gleichfalls erſt verwundert,

dann gerührt, und nur ganz zuletzt kam ihr die Besorgniß, wie die wohlgemeinte Absicht derselben an dem mit einer faltenreichen Taille und mehrern Garnirungen versehenen Kleide zum Ausdruck gelangen möge: denn sie erinnerte sich nicht, die Tante jemals mit einem Dinge wie ein Bügeleisen handthiren gesehen zu haben. Ob Meta's Vermuthung in Betreff des Kopfwehs gegründet gewesen sein mochte oder nicht — genug, von demselben war jetzt wenigstens keine Spur mehr vorhanden. Sie verließ ihre Kammer, auf welcher sie einige Stunden in traurigen Gedanken zugebracht hatte, und begab sich hinunter zu Meta. Sie fand diese mit hoch gerötheten Wangen und schweißtriefender Stirn am Plättbrette beschäftigt, und wenn vorhin schon die bloße Kunde von dem, was die Tante für sie zu thun gesonnen sei, ihr gutes arglosες Herz gerührt hatte, so floß dasselbe bei diesem Anblicke vollends über. Sie fiel Meta um den Hals und dankte ihr mit einem herzlichen Kusse. Meta liebte die Rührscenen nur in Romanen, oder auf der Bühne, oder wenn sie selber einmal eine Comödie aufführen wollte, nicht aber im gewöhnlichen Leben und unter vier Augen. Auch war sie sich ja bewußt, daß sie nicht Bertha, sondern sich selbst einen Dienst habe leisten wollen, und ihr somit ein Dank nicht gebühre. Sie ließ daher die Herzlichkeit Bertha's unerwiedert und versetzte:

„Du närrisches Kind, wie kannst du davon nur ein Aufhebens machen! Solltest du doch längst wissen, daß

ich allezeit mütterlich für dich sorge, und daß ich auch da immer nur dein Bestes im Auge habe, wo du mich vielleicht nicht begreifst. Auch Gottes Wege, weißt du," fuhr sie mit Emphase fort, „sind dunkel, führen aber dennoch immer zum Lichte."

Wie widerspänstig sich auch das Kleid unter Meta's ungeschickten Händen geberdete, so gelang es ihren fortgesetzten Bemühungen dennoch, dasselbe in eine Verfassung zu bringen, worin Bertha sich seiner wenigstens nicht zu schämen hatte. Darüber war es aber die höchste Zeit geworden, sich zum Besuche des Conzertes anzuschicken. Als Bertha angekleidet ihre Kammer verließ, hielt es Minchen, welche sich inmittelst in Küche und Keller, auf dem Speicher und im Garten zu schaffen gemacht hatte, doch nicht für überflüssig, ihre Toilette einer Musterung zu unterwerfen. Sie zog sie deshalb in ein an die Küche stoßendes Zimmer, zupfte ihr hier eine Schleife und rückte ihr dort eine Falte zurecht, und entließ sie schließlich mit den Worten: „sei gegen den Doctor nicht zu freundlich."

Drittes Kapitel.

Als Meta mit ihrer Nichte im Schloßgarten anlangte, hatte das Conzert bereits seinen Anfang genommen, und sie mußten daher in den letzten Reihen der Zuhörer Platz nehmen. Meta überflog, während sie sich niederließ, mit einem raschen Blicke die ganze Gesellschaft, aber der, den sie suchte, war nirgendwo zu sehen. Hätte das Orchester keine aufmerksamern Zuhörer, als die zuletzt angelangten gehabt, so hätte es eben so wohl vor leeren Bänken spielen können. Nicht allein, daß Meta mit ihren eignen Gedanken beschäftigt war, auch an Bertha's Ohren rauschten die Töne der Musik vorüber, ohne daß sie in ihrem Innern einen Wiederhall gefunden. „Sei gegen den Doctor nicht zu freundlich," hatte Minchen gesagt, und diese Worte waren es, welche ihr nicht mehr aus dem Sinne wollten. Sie rief sich alle Momente ihres Zusammenseins mit dem Doctor von seinem ersten flüchtigen Antritts-Besuche bis zu seinem letzten, am vergangenen Abend, in's Gedächtniß zurück, aber sie erinnerte sich keines, wo sie gegen ihn eine größere Freundlichkeit an den Tag gelegt hätte, wie gegen die andern Herren ihrer Bekanntschaft. Und warum sollte sie auch? Wenngleich Meta ihn nicht hoch genug über alle Andern zu erheben wußte, und wenngleich er ihr selber manchmal

intereſſanter erſchienen ſein mochte, als dieſer oder jener, weil er, die Geſpräche über alltägliche Dinge verſchmähend, der Unterhaltung ſtets einen gewiſſen Schwung zu geben verſtand, ja ſie nicht ſelten in Regionen verlegte, wohin Bertha ihm nicht folgen zu können vermeinte, ſo war dabei ihr Herz doch ganz ohne Antheil geblieben. Sie mußte ſich ſogar ſagen, daß, wenn ſie einen Vergleich zwiſchen dem Rektor und dem Herrn Nebel, zwiſchen den Geſprächen und den Aeußerungen des Einen und des Andern anſtellte, dieſer Vergleich eher zu Gunſten des Rektors ausfiel. Jene betäubten, berauſchten ſie, ließen aber in ihrem Innern eine unerquickliche Leere zurück, dieſe verbreiteten über ihr Gemüth eine wohlthätige Ruhe und gaben ihren Gedanken und Gefühlen eine Richtung auf das Göttliche. Wenn alſo ihr Verhalten gegen den Einen und den Andern der natürliche Ausdruck ihrer Empfindungen war — und deſſen war Bertha ſich bewußt, ſo mußte erſteres ja wiederum eher für den Rektor ſprechen. Was konnte daher Minchen zu jener Mahnung veranlaßt haben? — So fragte ſie ſich wieder und wieder, ohne die Antwort finden zu können. Die Muſik ſchwieg. Bertha fuhr ſich erſchrocken mit der Hand über die Stirn, als ob ſie aus einem Traume erwache.

„Sie haben ſich verſpätet, meine Damen," tönte eine Stimme hinter ihr, und während Bertha ein leiſes Zittern überfiel, ſprang Meta freudig überraſcht auf und verſetzte:

„So waren Sie ſchon vor uns da? Herr Doctor! Haben wir uns doch Beide vergebens nach Ihnen umgeſehen!“

Beide? — dachte Bertha und ſchlug erröthend ihre Augen nieder. Der Doctor verbeugte ſich und erwiderte:

„Kein Wunder, mein Fräulein; ich hatte mich hinter jene Ulme poſtirt, um von dort aus um ſo ungeſtörter den Harmonien des unſterblichen Meiſters lauſchen zu können, und ich habe dabei den Vortheil gehabt, ein Doppel-Conzert genoſſen zu haben: denn über meinem Haupte ließ ſich eine Nachtigall bald in ſo ſanft hinſchmelzenden, bald in ſo gewaltig ſchmetternden Weiſen vernehmen, als ob ſie ihre zarte Liederſeele habe ausſtrömen wollen in das Tönemeer, das ſie umbrauſte, und ich meinte mitunter nicht anders, als ſie müſſe todt vom Zweige ſinken. Es war ein Wettſtreit zwiſchen der Natur und der Kunſt, und ich weiß nicht, wem ich den Sieg zuſprechen ſoll!“

„Ich meine,“ verſetzte Meta, „das wäre doch wol Etwas geſchwärmt. Der Geſang einer Nachtigall und eine Ouvertüre Mozarts“ —

Der Doctor überhörte galanter Weiſe den Irrthum Meta's, welche die Ouvertüre Beethoven's zum Egmont für ein Produkt Mozart's gehalten, und erwiderte:

„Es mag ſein! Aber wer dem Liede der Nachtigall mit ſeinem Ohre durch alle ſeine Nüancen folgt, der wird es heraus hören, daß ſie den Stimmen der Natur, den

mächtigsten wie den zartesten, ihre Töne abgelauscht habe, dem Gewitter seine Donner, dem Sturme sein Getose und der Mainacht das süße heimliche Blattgeflüster." —

„Es enthält ihre Kehle somit gewissermaßen einen Klavierauszug aus jener großen viertheiligen Symphonie, welche die Natur alljährlich zu Ehren ihres Schöpfers aufführt," warf Unruh, welcher schon eine Weile dem ziemlich laut geführten Gespräche zugehorcht hatte, dazwischen.

„Dem Herrn Assessor steht doch allemal der prägnanteste Ausdruck für eine Sache zu Gebote, während wir übrigen Menschenkinder, um uns verständlich zu machen, zu breiten Umschreibungen unsere Zuflucht nehmen müssen," versetzte der Doctor spöttisch.

„Dafür besitzen Sie die beneidenswerthere Gabe, Ihre Zuhörer unwiderstehlich mit sich fortzureißen, und sie in Sphären zu versetzen, wo ihnen Hören und Sehen vergeht" —

„Vorausgesetzt, daß dem Zuhörer gewisse Flügel nicht fehlen; denn fehlen ihm die, so darf ich mir höchstens das Verdienst beimessen, ihm zu einem schlechten Witze Gelegenheit gegeben zu haben."

„Das ist denn freilich ein geringes, aber doch immer ein Verdienst; denn die Menschen wollen nicht immer blos erhoben, sie wollen mitunter auch amüsirt sein, und da kommt ihnen so ein schlechter Witz oft ganz apropos. Guten Abend, meine Damen, und — nichts für ungut, Herr Doctor."

Mit dieſem Worte klopfte Unruh Letzterm lächelnd auf die Schulter, und trat an eine andere Gruppe heran.

„Schade," bemerkte der Doctor, ihm verächtlich nachſehend, „daß der Aſſeſſor nicht zu einer Zeit geboren iſt, wo die Fürſten ſich noch Schalksnarren hielten, er hätte da ſeinen Witz rentbar machen können, während er ihm jetzt nichts einträgt, als gelegentlich vielleicht einmal eine Tracht Prügel oder eine Kugel in den Leib, wenn er einmal an den Unrechten gerathen möchte."

„Man muß ihn gewähren laſſen," verſetzte Meta, „es iſt ihm einmal ſein Platz unter den Läſterern und Spöttern angewieſen. Ueberdies kehrt er ſeinen Witz gegen Freund und Feind, und am häufigſten ſogar wider ſich ſelbſt."

Der Kapellmeiſter ſchlug mit dem Taktirſtock auf, und das allgemeine Geplauder verſtummte allgemach. Die Hofdame der Fürſtin und der Prinz Carl traten auf die Tribüne. Es erhob ſich ein leiſes Geflüſter unter dem Auditorium, welches indeß bald in eine lautloſe Stille überging. Sie hoben das Duett aus „Romeo und Julie"

Ja wir fliehn, uns winket Beiden
Fern die Ruh nach ſchweren Leiden

zu ſingen an. Ihr Geſang, insbeſondere der der Dame, ſchien anfangs eine gewiſſe Unſicherheit, eine zaghafte Befangenheit zu verrathen, ward jedoch bald mit jedem Takte kühner und vordringender, und nahm gegen die Mitte und das Ende hin eine Innigkeit, ja Leidenſchaft-

lichkeit an, welche ganz vergeſſen ließ, daß die Situation nur eine fingirte, erkünſtelte ſei. Als ſie abtraten, wurde ein vereinzeltes Händeklatſchen laut, allein der Fürſt, welcher in der vorderſten Reihe ſaß, erhob ſich eiligſt von ſeinem Platze, und blickte unwillig nach der Gegend, woher der etikettwidrige Applaus kam, worauf dieſer ſofort verſtummte.

„Ich möchte meinen Kopf zum Pfande ſetzen," bemerkte der Doctor, „daß der Prinz und das Hoffräulein ineinander verliebt ſeien. Ich habe dies Duett auf den größten Bühnen des In- und Auslandes gehört, erinnere mich aber nicht, jemals einen ſolchen Eindruck von ihm empfangen zu haben. Solche Wirkungen kann nur ein wahres Gefühl hervorbringen."

„Man ſagt allerdings," erwiderte Meta, „daß Beide eine ſtille Neigung für einander hegten; allein ſie werden ſie der Convenienz zum Opfer bringen müſſen: denn die Ehe des Fürſten iſt, wie Sie wiſſen, kinderlos, und da muß der arme Prinz als nächſter Agnat ſich ſchon nach einer Ebenbürtigen umſehen."

„Nun, Fräulein Bertha, bekommen Sie Reſpekt vor meinem Scharfblick, wo es ſich darum handelt, fremden Seelenleiden nachzuſpüren?" fragte der Doctor.

„Ich weiß nicht, ob Sie um dieſe Gabe zu beneiden ſind," erwiederte Bertha.

„Ich will auch nicht behaupten, daß ſie eine glückliche ſei; ſie bringt den, der ſie beſitzt, um manche Illu-

sion. Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben, sagt Goethe. In unserer Jugend spannt sich der Bogen des Friedens wie ein Triumphthor, das uns in ein sonniges Eden einzuführen verspricht, von einem Ende des Himmels zum andern, aber allgemach verbleichen seine Farben, und von all' dem Schimmer bleibt nur eine trübe Dunstmasse zurück. Deshalb sind poetische Gemüther selten die Glücklichsten: denn statt von der Gegenwart heiter hinzunehmen, was sie Heiteres bietet, und sich selbst am Scheine zu erfreuen, flüchten sie entweder zur Vergangenheit, oder sie eilen der Zeit voraus, und beklagen den Verlust eines Glückes, das sie nie besessen, oder eine dahin geschwundene Jugend, während sie vielleicht noch mitten darin stehen. Weil sie aber den Augenblick mit seinen kleinen Freuden zurückweisen, glauben sie von ihm auch fordern zu dürfen, daß er sie wenigstens mit seinen kleinen Leiden verschone. Darin liegt aber ihr größter Irrthum: denn Niemand, wer er auch sei, vermag sich im Leben auf eine Höhe zu schwingen, wo ihn nicht Eine Macht erreichte, die Macht des Gemeinen, ja sie heftet sich am liebsten an die Ferse dessen, welcher ihr am ängstlichsten auszuweichen sucht, und sie nimmt, gleich der Sorge, jede Gestalt an. Das Schlimmste aber ist, daß wir oft auch dem Genusse so manches Schönen und Edeln entsagen müssen, weil das Gemeine sich als Unkraut in seiner unmittelbaren Nähe aufgepflanzt hat."

Der Doctor hatte diese Worte mit immer steigender

Aufregung gesprochen, und Meta irrte sich nicht, indem sie dachte, daß ihnen bestimmte persönliche Beziehungen zum Grunde lägen. Unter dem Edeln und Schönen hat er dich und Bertha verstanden und unter dem Gemeinen — München, sagte sie sich. Meta hatte ihre Schwester lieb, das war nicht zu leugnen, aber noch lieber hatte sie sich selbst, und deshalb ließ sie sich's gefallen, daß er sie auf Kosten jener erhob, ohne sich in der Schwester beleidigt zu fühlen. Auch hatte er ja das Gemeine wol nicht in dem ganz gemeinen Sinne, nicht in dem schroffesten Gegensatze zu dem Edeln verstanden, vielmehr nur das Gewöhnliche mit diesem Ausdrucke bezeichnen wollen; und gewöhnlich, ja freilich, das war München, und sie wollte auch nichts anderes sein, und für nichts anderes gelten. Diese und ähnliche Gedanken gingen durch Meta's Kopf, aber sie hatte Takt genug, sie nicht zu verrathen, und somit dem Doctor ein Zugeständniß zu machen. Nun aber hatte dieser auch von Entsagen gesprochen, und damit offenbar andeuten wollen, daß er den Verkehr mit ihnen aufzugeben gedenke. Von diesem Vorhaben mußte er jedoch noch heute abgebracht werden, wozu hätte sie sonst im Schweiße ihres Angesichtes das Kleid gebügelt! In diesem Bestreben war ihr aber Bertha's Gegenwart hinderlich, und sie wußte diese daher für den Augenblick zu entfernen, indem sie dieselbe aufforderte, Hedwig Sobbe, welche in ihrer Nähe saß, zu begrüßen. Darauf wandte sie sich an den Doctor und versetzte:

„Ich meine, Herr Doctor, daß Ihre Laune heute nicht die beſte wäre!“

Dieſer überhörte jedoch ihre Worte, indem er Bertha mit den Augen verfolgte und unwillkürlich ausrief: wie reizend ſie heute iſt in ihrem weißen Kleide! Meta lächelte und wiederholte dann ihre Bemerkung.

„Ich habe niemals Launen, Fräulein,“ erwiederte er, „alles Launenhafte iſt mir ein Gräuel, ſowohl an mir, als an Andern.“

„So wollen wir ſtatt Laune Stimmung ſagen.“

„Das will ich eher zugeben, unſerer Stimmung können wir uns nicht immer erwehren.“

„Sie haben ſogar heute Ihre Poſtſtunde verſäumt!“ —

„Sollten Sie den Grund nicht wiſſen?“

„Ich habe allerdings darüber nachgeſonnen, und da bin ich denn auf den Gedanken gerathen, ob vielleicht Minchens geſtriges Benehmen Sie verletzt haben möchte!“

„Nur verletzt?“ brauſte der Doctor auf. „Empört hat es mich in tiefſter Seele. Verletzend hat Ihre Schweſter ſchon von jeher durch ihre bloße Erſcheinung auf mich gewirkt; doch das iſt nicht ihre Schuld, ſo wenig es die meine iſt, daß ſie auch an mir kein Gefallen findet. Naturen, wie die unſere, müſſen ſich gegenſeitig abſtoßen, und wäre Minchen nicht Ihre Schweſter, Ihre Freundin wäre ſie nimmer geworden. Was ſich aber abſtößt, das ſollte dieſem Zuge ſeiner Natur folgen und ſich meiden, denn jede Annäherung, in welcher Abſicht

ſie auch geſchehen mag, läuft zuletzt auf einen Zwieſpalt hinaus. Es wird Ihnen nicht entgangen ſein, daß ich mich von Minchen, ſo weit die Höflichkeit es geſtattete, ſtets ebenſo fern gehalten, wie ich mich Ihnen angeſchloſſen habe; weshalb thut ſie nicht ein Gleiches? weshalb" —

„Darin haben Sie es eben verſehen," unterbrach ihn Meta, welche fürchtete, daß das Conzert wieder beginnen und ihrem Geſpräche ein Ende machen würde, „daß Sie meine Schweſter ganz unbeachtet gelaſſen, ja mitunter auch nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit gegen ſie beobachtet haben. Dadurch haben Sie dieſelbe nicht allein wider ſich eingenommen, ſondern ſich auch ſelbſt die Mittel entzogen, ihr eigentliches Weſen zu ergründen, und ſich ſo vielleicht mit ihm auszuſöhnen. Sie ſagen, Ihre Naturen ſtießen ſich gegenſeitig ab! Was wiſſen Sie denn, was können Sie anders von ihr wiſſen, als daß ſie rauh, ſchroff und derb, ja vielleicht ungebildet iſt, macht denn das aber den Menſchen aus?"

„Das iſt freilich nur Schale, aber wenn die ſo gar hart und ſtachlicht iſt, wie ſoll man da zum Kern gelangen, wenn es überhaupt der Mühe lohnen möchte?"

„Es läßt ſich jedem Menſchen auf irgend eine Art beikommen, warum Minchen nicht?"

Hier pochte der Kapellmeiſter wieder auf ſein Pult und Meta fügte noch eiligſt hinzu:

„Erzählen Sie ihr dann und wann etwas und laſſen

ſich von ihr erzählen, und — glauben Sie's — die harte Schale erſchließt ſich Ihnen von ſelber."

„Ich will es verſuchen um Ihret- und um — Bertha's willen," erwiederte er, das letzte Wort ſtark betonend. In demſelben Momente trat Bertha wieder zu ihnen und die Muſik begann von Neuem.

Das Conzert war noch nicht beendet, als die Krengelſche Hausmagd leiſe angeſchlichen kam und ihrer Herrſchaft im Auftrage Minchens ein paar wollene Umſchlagtücher überbrachte. Das Fräulein habe gemeint, ſagte ſie, daß es friſch werde, und die Damen ſich erkälten möchten. Meta wußte nicht, wie ſie dieſe Aufmerkſamkeit Minchens unter den obwaltenden Umſtänden aufzunehmen habe. War ſie ein bloßer Ausfluß ihrer gewöhnlichen Gutmüthigkeit, oder wollte ſie feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln, oder aber ſollte es gar ein Friedenszeichen ſein? Die Tücher waren keineswegs überflüſſig, denn es begann wirklich ſchon kühl zu werden, ſie hätte ſie aber dennoch lieber vermißt, weil ſie ihr einigermaßen die Durchführung ihrer Rolle, welche ihr ohnehin ſchon läſtig zu werden begann, erſchwerten. Demungeachtet war ſie entſchloſſen, Minchen ihren Unwillen ſo lange fühlen zu laſſen, bis ſie ſich ihrem Willen gänzlich gefügt habe. Mit dieſem Vorſatze begab ſie ſich nach Beendigung des Conzertes in Begleitung des Doctors nach Hauſe. Sie mußte ihres baldigen Sieges wol ziemlich gewiß ſein: denn als der Doctor ſich vor der

Thür von ihr verabschiedete, entließ sie ihn mit den Worten:

„Und Morgen, denke ich, holen Sie Ihre Zeitung wieder selber ab.“

Viertes Kapitel.

Wir finden die Geschwister abermals um den Frühstücks-Tisch versammelt. Der Käfig des Kanarienmännchens ist mit einem dunkeln Tuche verhangen, ein Zeichen, daß es seinen Morgengesang für die Ohren der Anwesenden gar zu laut hatte ertönen lassen. Dieser Unart machte es sich aber nur dann schuldig, wenn die Geschwister eine besonders muntere und lebhafte Unterhaltung miteinander pflogen, und solches war an diesem Morgen eben der Fall. Nicht allein, daß sich keine Spur von der gestrigen Verstimmung mehr zeigte, sie überboten sich gegenseitig an Freundlichkeit und herzlichem Wesen. Der Postmeister kniff sogar seine Schwester Meta einmal so herzhaft in's Ohr, daß sie laut aufschrie; dies war nemlich die Art, wie er einem Frauenzimmer sein Wohlwollen — denn über den Grad des Wohlwollens war das Thermometer seiner Gefühle noch niemals gestiegen — zu erkennen gab. Männern fuhr er in solchem Falle entweder mit beiden Händen in den Backenbart, oder er

faßte ſie, wo dieſer fehlte, beim Rockkragen und ſchüttelte ſie wacker durcheinander.

Zwiſchen den beiden Schweſtern war wirklich eine Verſöhnung zu Stande gekommen, und dies hatte ſich alſo begeben: Nach dem Abendeſſen, welches wiederum unter allgemeinem Stillſchweigen eingenommen war, hatte ſich Meta ſofort auf ihre gemeinſchaftliche Schlafkammer verfügt, und Minchen war ihr bald dahin nachgefolgt. Sie fand erſtere bereits im Bette, das Geſicht der Wand zugekehrt. Sonſt in all' ihrem Thun raſch und reſolut, ſchien ſie jetzt in nichts Eile zu haben. Langſam wickelte ſie ihre bereits ergrauenden Locken in die Papillotten, dann begann ſie in ihrer Kommode zu kramen, und hier ein Tüchlein, dort einen Kragen neu aufzufalten, darauf legte ſie zögernd ein Kleidungsſtück nach dem andern ab, und machte ſogar zwiſchen jedem eine Pauſe, indem ſie ſich vor ihrem Bette niederließ und zu Meta hinüber ſchaute. Sie kämpfte offenbar bereits mit ſich ſelber, ob ſie ihr das erſte Wort gönnen ſolle, oder nicht. Es war doch auch gar zu langweilig, ja zu traurig, ſo ohne Wort und Gruß nebeneinander her zu gehen. Auch hieß es ja in der Schrift: du ſollſt die Sonne nicht untergehen laſſen über deinem Zorne, — und Eine Sonne war ja bereits darüber untergegangen, ſollte ſie auch wieder darüber aufgehn? — Schon war ſie im Begriff, auf das Bett der Schweſter zuzuſchreiten und ihr die Hand zu bieten, als dieſe ihren Kopf erhob und unwillig rief:

„Aber ich bitte dich, Minchen, mach' einmal ein Ende davon; geh' entweder zu Bett oder lösch' wenigstens das Licht aus, damit man schlafen kann."

Und Minchen blies eiligst die Lampe aus und legte sich nieder. Aber es wollte kein Schlaf über sie kommen. Sie überdachte wiederholt ihren ganzen Streit und jedes Wort, was dabei gefallen war und stellte sich die Frage: auf welcher Seite denn eigentlich das Recht, und wo das Unrecht sei? Sie war sich klar bewußt, daß sie einzig und allein Bertha's Wohl im Auge habe, wenn sie eine Verbindung zwischen ihr und dem Doctor zu verhindern suche; ihr Gewissen sprach sie also von jeder Schuld frei. Aber sollte Meta nicht dasselbe Bewußtsein haben? Lag ihr doch das Wohl des Kindes nicht minder am Herzen! Gewiß! sie fühlte sich eben so frei von jeder Schuld. Von Recht oder Unrecht, von Schuld oder Nichtschuld konnte somit nicht die Rede sein, sondern nur von einem Irrthume. Wo aber lag dieser? Meta war ja so viel klüger und einsichtiger wie sie; der Irrthum mußte also auf ihrer, auf Minchens Seite liegen! Wer konnte freilich in die Zukunft schauen? — Dann kam ihr auch wieder jener Spruch in den Sinn: du sollst die Sonne nicht untergehen lassen ꝛc. und es dünkte ihr sündhaft, daß zwei Geschwister miteinander haderten. Demungeachtet konnte sie zu keinem rechten Entschlusse kommen. Sie hörte in der Ferne den Nachtwächter blasen. Es waren deren zwei im Städtchen, ein alter und

ein junger. Der Alte ließ den Tönen ſeines Hornes allemal noch einen Geſang folgen, während der jüngere, als der Sohn einer ſchon aufgeklärteren Zeit, blos die Stundenzahl abbließ. Halt! dachte Minchen, jetzt weiß ich etwas: iſt es der alte, der heute umgeht, ſo ſoll dir das ein Zeichen ſein, daß du ſie anredeſt, iſt es aber der junge, ſo läßt du's. Der Nachtwächter kam näher und näher, und jetzt vernahm ſie ganz deutlich den zitternden Geſang des Alten:

Höret ihr Herren, was will ich euch ſagen,
Die Glocke hat eilfe geſchlagen.
Es nehm' euch Gott in ſeine Hut,
Daß euch der Böſe kein Leides thut,
Und wem ich ſein letztes Stündlein blies,
Den nehm' er zu ſich in's Paradies.
Eilf iſt die Glock'.

Kaum war das letzte Wort verhallt, da richtete ſich Minchen im Bette auf und rief:

„Meta!"

Keine Antwort.

„Meta, ſchläfſt du ſchon? — Meta!"

„Was rufſt du mich?"

„Höre, Meta, ſei keine Thörin, und mach wieder Frieden mit mir. Ich meine, es thut nicht gut, daß wir miteinander hadern."

„Freilich thut's nicht gut, aber wer hat denn begonnen von uns?"

„Wenn du meinſt, daß es Bertha nicht ſchade, wenn

der Doctor bei uns ein- und ausgeht, und die Leute kein Gerede darüber machen, ſieh, ſo mag's dabei bleiben!"

„Das heißt: wenn der Doctor es dabei laſſen will, nachdem du ihn ſo ſchwer gekränkt haſt."

„Ich hätte den Doctor gekränkt?" —

„Ich glaube, Minchen, du könnteſt Jemanden zum Hauſe hinauswerfen, und dich hinterher des Todes darüber wundern, wenn er ſolches ein wenig übel genommen."

„Hat er denn davon geredet?"

„Das leidet weder ſein Stolz, noch ſein Zartgefühl, aber hat er denn nicht ſchon heute unſer Haus gemieden?" —

„Das kann ja auch Zufall ſein."

„Gewiß! du hältſt es auch wol für Zufall, daß er im Conzert faſt keine Sylbe mit uns geſprochen und ganz traurig drein geſehen hat!"

„Ihr habt ihm ja aber nichts zu Leide gethan!" —

„Wir freilich nicht, aber ſoll es ihn denn nicht ſchmerzen, ſoll es ihn nicht mit tiefer Trauer erfüllen, wenn er in einem Hauſe, in welchem er nach ſo manchen harten Schickſalen eine trauliche Stätte gefunden zu haben glaubte, wenn auch nur von Einem ſeiner Mitglieder eine Behandlung erfährt, die ihm deutlich zu erkennen giebt, daß man ihm die Stelle an ſeinem Herde nicht gönnt. Leider war es von je das Loos ſo mancher edeln

Geiſter, daß ſie von den Mitlebenden verkannt und verfolgt wurden, daß man ſie von einer Schwelle vertrieb, welche die Gewöhnlichkeit als lieber Gaſt zu jeder Stunde überſchreiten durfte, und weshalb? — weil ihre Art, zu ſein, nicht die der Menge war. Aber ſollen wir uns darum auch jener Sünde theilhaftig machen, ſollen wir —"

„Nein," unterbrach Minchen ihre Rede, „ſo mach doch nur, daß der Doctor wieder kommt."

„Und du verſprichſt mir, daß du ihm freundlich begegnen willſt?"

„Freundlich! nun ja, du kennſt ja meine Art. Ich werde gegen ihn ſein, wie gegen Jedermann, damit muß er vorlieb nehmen. Ich verſtehe meine Worte nicht zu ſetzen wie du."

„Das verſtehſt du freilich nicht, und es verlangt das auch Niemand von dir, aber du ſollſt ihm nur nicht deine ſchroffſte Seite zukehren."

„Laß ihn nur wieder kommen, ich will ihn ſchon zufrieden reden; und nicht wahr? mit uns iſt's wieder beim Alten!"

„Gewiß, liebes Minchen."

„Dann ſchlaf wohl, Meta! es geht ſchon auf Mitternacht."

„Schlaf wohl, Minchen!"

Als der Nachtwächter bald darauf die zwölfte Stunde blies, lag das Geſchwiſterpaar bereits in ſüßem Schlummer.

So hatte sich Meta denn wieder zum Herrn der Situation gemacht und das Haus Krengel erfreute sich wieder der alten Eintracht, und war überaus munter und guter Dinge. Nur Bertha war stiller und nachdenklicher denn je, und das laute Gelächter der Tanten berührte sie fast nicht minder unangenehm, als das gestrige Schweigen. Sie erinnerte sich, daß es heute Donnerstag sei, und sie daher Nachmittags beim Rektor englische Stunde habe. Sie begab sich deshalb bald nach dem Frühstück auf ihr Zimmer, um sich darauf vorzubereiten, während die Uebrigen beisammen blieben, und Meta von dem gestrigen Conzerte, insbesondere von dem Gesange des Hoffräuleins und des Prinzen Carl erzählte. Nicht allein, daß sie das Entzücken des Doctors darüber keineswegs theilte, vielmehr nur zugab, daß beide recht brav gesungen, — sie fand es auch höchst unpassend, daß sie ihre Gefühle so vor aller Welt zur Schau getragen hätten. Dem Prinzen, meinte sie, möge man das allenfalls noch hingehen lassen, dem Fräulein könne sie es aber nimmermehr verzeihen, und sie habe sich in ihre Seele hinein geschämt. Hätte Meta Aehnliches in einem Romane gelesen, so wäre sie über das beklagenswerthe Geschick der beiden Liebenden vielleicht in Thränen zerflossen, in der Wirklichkeit aber konnte die alte Jungfer darüber nur splitterrichten, wie sie denn überhaupt gegen jedes Liebesverhältniß, bei dessen Anknüpfung man nicht ihre Mitwirkung in Anspruch genommen hatte, immer etwas

zu erinnern fand. Zu ihrem Ruhme muß ihr aber dennoch nachgesagt werden, daß sie Heirathen eben so gern stiftete, wie hintertrieb, jenes, wenn man sie in sein Vertrauen zog, dieses, wenn man solches unterließ.

Nachdem am Nachmittag die Diligence aus M. zur gewohnten Stunde eingetroffen war, ließ sie sich von ihrem Bruder das für den Doctor bestimmte Zeitungs-Exemplar verabreichen. Sie erfuhr bei dieser Gelegenheit zugleich, daß für denselben auch ein Brief aus P. mit einigen hundert Thalern angelangt sei, und sie glaubte darin eine Bestätigung des Gerüchtes, daß der Doctor aus einer reichen Familie stamme, zu finden, — ein Umstand, welcher trotz ihrer idealen Richtung nicht wenig dazu beitrug, ihre Achtung vor demselben zu steigern. Herr Nebel ließ diesmal nicht lange auf sich warten, vielmehr war er Einer der Ersten, welche sich nach der Ankunft der Post bei der Expedition einfanden. Der Postmeister händigte ihm mit jenem feierlichen Ernste, womit man einen wichtigen Act zu vollziehen pflegt, den Geldschein nebst dem Briefe ein. Er wollte letzteren schon einstweilen ungelesen in seine Brusttasche stecken, als er bemerkte, daß die Adresse nicht von der Hand des Vaters, sondern von der der Mutter geschrieben war. Das machte ihn betroffen und er erbrach nun hastig die Siegel. In dem Briefe hieß es unter Anderm: der Vater sei augenblicklich durch dringende Geschäfte verhindert, ihm selbst zu schreiben, er lasse ihn aber zu größerer Sparsamkeit

ermahnen und ihn bitten, vorläufig alle seine sonstigen Liebhabereien und Interessen seinem Berufe als Arzt unterzuordnen, um sich bald möglichst eine selbstständige Existenz zu verschaffen, weil es in seiner, des Vaters, Absicht liege, sich wegen vorgerückten Alters in den Ruhestand versetzen zu lassen, und er alsdann auf eine mäßige Pension angewiesen sei. Ueberhaupt, fügte sie hinzu, sei der Vater seit einiger Zeit oft sehr nachdenklich und von wechselnder Laune, ziehe sich fast ganz von aller Gesellschaft zurück ꝛc. und sie fürchte, daß seine bis dahin so feste Gesundheit irgend einen Stoß erlitten habe. „Uebrigens," so schloß die zärtliche Mutter, „betrübe dich nicht darum, lieber Carl, und fahre immerhin fort, auch deinen ästhetischen Neigungen ein Genüge zu thun, du weißt ja, wie sehr du uns an's Herz gewachsen bist, und daß auch der Vater dir niemals seine Hülfe versagen wird." Der Doctor betrübte sich aber dennoch darum. Der ganze Brief hatte nach Form und Inhalt etwas Befremdliches, ja Unheimliches für ihn, und zwar nicht so sehr wegen dessen, was er aussprach, sondern, was er zu verschweigen schien. Es war ihm, als ob er zwischen den Zeilen gelesen sein wolle und als ob da geschrieben stände, daß mit dem Vater irgend etwas vorgegangen, was vielleicht selbst der Mutter ein Geheimniß sei. Er wäre jetzt am liebsten wieder heimgegangen, um den empfangenen Eindruck still in sich zu verarbeiten, allein Meta hatte ja schon, in der sichern Voraussetzung, daß

er ſie wieder beſuchen werde, oder um ihn an ſein geſtriges Verſprechen zu mahnen, ſeine Zeitung an ſich genommen, und da konnte er nicht wol anders, als zu ihr hinüber gehen. Er faßte ſich daher zuſammen und trat in das Familienzimmer. Diesmal war es Minchen, welche ihn zuerſt begrüßte, und ihm im Aufſtehen ſogar die Hand reichte, während Meta ihm von ihrem Nähtiſche aus vertraulich zunickte. Er ſchaute Minchen fragend in's Auge, und dieſe verſetzte:

„Wenn wir jetzt einmal wieder „Bettelmann" eſſen, Herr Doctor, ſo ſollen ſie auch unſer Gaſt ſein."

Die gute Seele hatte ihm eigentlich ſagen wollen, daß ſie's nicht ſo bös gemeint und er ihr verzeihen möge, wenn ſie ein Wörtchen zu viel geſagt habe. Allen Redensarten abhold, konnte ſie aber dieſen Satz nicht über ihre Lippen bringen. Um ihm indeß doch ein Zeichen ihrer veränderten Geſinnung zu geben, ſtellte ſie ihm den Mitgenuß eines im Städtchen ſehr beliebten Gerichtes, welches aus Pumpernickel und Aepfeln bereitet wurde, in Ausſicht.

„Das ſoll ein Wort ſein," erwiederte der Doctor, und Meta, welche es doch nicht für überflüſſig halten mochte, ihm einen Commentar zu Minchens Anrede zu geben, bemerkte lächelnd:

„Sie müſſen nemlich wiſſen, Herr Doctor, daß Minchens „Bettelmann" ſich eines beſondern Rufes erfreuet,

und es Jedermann sich als eine Gunst anrechnet, wenn er darauf eine Einladung erhält."

„So werde ich gewiß der Letzte sein, welcher diese Ehre nicht zu schätzen wüßte," entgegnete der Doctor.

Im fernern Verlaufe der Unterhaltung, welche sich jetzt ausnahmsweise um Gegenstände bewegte, über die auch Minchen ein Wort mitreden konnte, glaubte Meta denn doch zu bemerken, daß der Doctor nicht wohl aufgeräumt sei und mit seinen Gedanken oft anderswo verweile, und zwar, wie sie meinte, bei ihrer abwesenden Nichte, deren Gegenwart er vermissen werde. Sie fragte ihn daher, wie viel es eigentlich an der Uhr sei, und als er ihr die Zeit nannte, sagte sie wie für sich: so muß Bertha's Stunde ja bald beendet sein! —"

Bertha saß nemlich zur selbigen Zeit mit dem Rektor in dem sogenannten Gartenzimmer und las mit diesem den Landprediger von Wakefield. Sie hatte schon bei seinem Amtsvorgänger in verschiedenen Zweigen des Wissens, namentlich in der neueren Geschichte und Geographie Unterricht erhalten. Dieser war aber vor etwa einem halben Jahre an einen andern Ort versetzt und Herr Daub hatte sich nach seinem Abgange gern bereit finden lassen, den Unterricht fortzusetzen. Als Theolog gewohnt, sein Augenmerk vorzugsweise auf die sittlichen Zustände des Menschen zu richten, glaubte er bald erkannt zu haben, was ihr vor allen Dingen noth thue. Er sah hier ein reines, unverdorbenes Gemüth, eine unschuldige,

aber dennoch leider schon von Trübsinn umwölkte Kinderseele, umwölkt, weil die Harmonie zwischen Geist und Gemüth in ihr zerstört, weil das Licht des Glaubens, der Strahl der göttlichen Gnade bei ihr noch nicht zum Durchbruche gekommen war, und es ihr an einem rechten sittlichen Halte zu fehlen schien. In Folge dieser Wahrnehmungen verlies er daher den bisher befolgten Lehrplan; aber, weit entfernt, von jeder frömmelnden pietistischen Kopfhängerei, welche wol vom Leben ab, aber deshalb doch noch nicht zum Himmel führt, nahm er, um zu seinem Ziele zu gelangen, nicht etwa zu einem geistlosem Dogmatismus — die Glaubenssätze hatte sie ja pünktlich inne — noch zu mystisch-religiösen Ueberschwenglichkeiten seine Zuflucht, vielmehr schlug er einen freundlichern anmuthigern Weg ein, einen Weg, wo das Wahre und Gute ihr in Gestalt des Schönen entgegentrat. Er gab ihr daher, vorgeblich als bloße Stylübungen, Themata zur Ausarbeitung, welche, indem sie ihr Nachdenken angenehm anregten, ihr zugleich die vornehmlichsten Wahrheiten des Christenthums bald in Form eines Spruches, bald durch Beispiele anschaulich zu machen geeignet waren. Eben deshalb hatte er auch beim englischen Unterricht den Landprediger von Wakefield zur Lectüre gewählt. Hier wurde sie mit den Erlebnissen einer Familie bekannt, welche, nachdem sie, insbesondere in der Person des Vaters, Jahre lang ein Glück genossen, wie es ein frommer genügsamer Sinn, ein trauliches Familienleben,

ein ehrenvoller Beruf, eine heitere, gleichmäßige Thätigkeit und hinlänglich zugemessene Existenzmittel nur zu gewähren vermögen, plötzlich ohne alles Verschulden Schlag auf Schlag von den härtesten Schicksalen heimgesucht, und zuletzt dem tiefsten Elende preis gegeben wird, trotz alledem aber weder an ihrem Gottvertrauen, noch an ihrer Heiterkeit Einbuße erleidet, sich vielmehr nach jedem Verluste nur noch mehr darin befestigt, und geläuterter aus jeder Prüfung hervorgeht. Wie beklagenswerth auch Bertha's Loos war, Eltern zu besitzen und dennoch verwaist zu sein, solchen Schicksalen gegenüber war es doch noch immer ein glückliches zu nennen, und der Rektor versprach sich von dieser Lectüre die besten Erfolge. Bertha besaß weder eine körperliche noch eine geistige Elastizität, vielmehr war ihr in beiden Beziehungen eine gewisse Schwerfälligkeit eigen, was denn auch ihrer Schönheit insbesondere dann einigen Abbruch that, wenn sie sich bewegte, weil dies nicht mit derjenigen Leichtigkeit und Grazie geschah, welche sonst auch minder von der Natur Bevorzugten einen Reiz verleihet, welcher andere Mängel übersehen läßt oder vergessen macht. Der Rektor hatte daher an ihr zwar eine sehr fleißige und aufmerksame Schülerin, aber wo es sich um Dinge handelte, deren Auffassung vorzugsweise den Verstand in Anspruch nahm, da hatte er eben nicht gar leichte Mühe, ihr solche klar zu machen. Dagegen war sie um so empfänglicher für Alles, was in das Gemüths- und Phantasieleben ein-

griff, und es war auf diesem Gebiete seiner Thätigkeit das weiteste Feld geöffnet. Um alle ihre Seelenkräfte in dieser Richtung anzuspannen, durfte er ihr nur einen Psalm, eine Klopstockſche Ode oder ein Lied von Schubart, Claudius, Novalis oder andern geistesverwandten Dichtern vorlesen. Sie saß dann gewöhnlich mit geschlossenen Augen da, ihre Wangen begannen zu glühen und in den rhythmischen Bewegungen ihres Hauptes gab sich der Wellenschlag eines tief ergriffenen Gemüthes kund. Wenn er dann schwieg, und sie das Auge wieder zu ihm aufschlug, dann vermeinte er darin wol den letzten aufzuckenden Strahl eines Glanzes zu sehen, den es im Anschauen einer andern Welt eingesogen. Wiewol es auch seiner eigenen Neigung mehr entsprach, sich mit ihr auf diesem Gebiete zu ergehen, so legte er sich dennoch hierin einen Zwang auf, weil es ja eben in seiner Aufgabe lag, Verstand und Gemüth bei ihr mehr in's Gleichgewicht zu setzen; denn woraus entspringt die rechte Heiterkeit anders, als aus dem harmonischen Zusammenklingen aller unserer Seelenkräfte! Ob seine Bemühungen bereits einigen Erfolg gehabt hatten, darüber war er selbst bald mehr bald minder zweifelhaft. Anfangs schien es allerdings so. Von jener tiefen Melancholie, wovon Minchen ihm wieder und wieder erzählt, hatte er überhaupt selten eine Spur wahrgenommen, freilich aber auch nur selten Gelegenheit dazu gehabt. In den ersten Unterrichtsstunden war sie still, schüchtern und zurückhaltend

gewesen, darauf zwar gesprächiger und mittheilsamer geworden, aber ein weiterer Fortschritt hatte sich auch nicht gezeigt. Jene Wirkung durfte der Rektor jedoch ohne Eitelkeit auf Rechnung seiner Persönlichkeit bringen, deren belebende Macht er schon häufig erprobt hatte. — Jacob Daub war der Sohn eines Bergmanns aus dem Siegerlande, bekanntlich dem Sitze eines biedern kräftigen Volksstammes. Von gottesfürchtigen Eltern erzogen und von Jugend auf gesund an Leib und Seele, war er aus jenen Kämpfen, welche keinem denkenden Menschen, am wenigsten einem jungen Theologen erspart bleiben, aus den Kämpfen wider den eignen Unglauben und die Zweifel an eine andere Offenbarung, als die der Natur, siegreich hervorgegangen, und es hatte sich nun seinem natürlichen Frohsinne jene kindliche Heiterkeit zugesellt, welche eine Errungenschaft aller Derer ist, die sich im Besitze eines schwer erkauften, aber darum auch unverlierbaren Gutes wissen. Diese Heiterkeit und Frische erfüllte sein ganzes Wesen, sie offenbarte sich in seiner Sprache, seiner Miene, seinem Gange, in all' seinen Bewegungen. Wenn er in eine Gesellschaft trat, in welcher bis dahin vielleicht eine fröhliche Stimmung nicht hatte aufkommen wollen, und er ihr mit seiner kräftigen klangvollen Stimme ein herzliches „guten Abend!" oder, was er auch wol zu thun pflegte, den fröhlichen Bergmannsgruß: „Glück auf!" zurief, dann war es einem Jeden, als ob ein elektrischer Funke in ihn gefahren sei, und das Gespräch nahm sofort

einen heitern, lebhaften Aufschwung. Ja man durfte ihm nur einmal recht in's Auge schauen, um sich wie von einem Sonnenblicke erwärmt zu fühlen. Und so zeigte er sich überall, im Leben, in der Schule, auf der Kanzel. Wie sollte der Zauber einer solchen Persönlichkeit nicht schon durch ihre bloße Gegenwart auch auf Bertha, wenn auch nur momentan, seine Wirkung ausüben! Weiter, und über den Augenblick hinaus schien sich dieselbe aber auch in der That nicht zu erstrecken. Es war nur der Abglanz seines Lichtes, was ihre Seele erhellte; wie sich ihr dieses entzog, kam das Dunkel wieder über sie. Wenngleich der Rektor außer den Unterrichtsstunden wenig im Krengel'schen Hause verkehrte, so hatte er dennoch bei seinen seltenen Besuchen die Ueberzeugung gewonnen, daß Meta, sofern sie sich bei der Behandlung Bertha's überhaupt von einem Prinzipe mochte leiten lassen, ein dem seinigen geradezu entgegengesetztes anwende, und somit die Wirkungen seines Verfahrens, wenn nicht gänzlich paralysire, so doch bedeutend abschwäche. Er ließ sich aber dadurch in seinen Bestrebungen keineswegs beirren, vielmehr suchte er den Geist des jungen Mädchens vor wie nach in seinem Sinne zu bilden, und sie immer mehr und mehr gegen die verderblichen Einflüsse zu kräftigen, denen er sie nun einmal nicht ganz entziehen konnte. An diesen Bemühungen, welche eine liebevolle Hingabe, ein stets erneuertes Versenken in ihr geistiges Wesen erforderte, hatte aber sein

Herz allmälig und unvermerkt einen immer wärmern Antheil genommen, bis er endlich zu seinem Schrecken gewahrte, daß aus dem Lehrer ein Freund, und aus dem Freunde ein Liebender geworden war. Und was hatte ihn zuerst diese Entdeckung machen lassen? — die Eifersucht. Wenngleich er nicht zu Denjenigen gehörte, welche an der äußern Erscheinung des Doctors einen besondern Anstoß nahmen und darauf, gleich Minchen, allerlei Vorurtheile gründeten, so erschien er doch auch ihm als ein etwas seltsamer Geselle, welchem sich nur mit Vorsicht zu nähern, die Klugheit gebiete. Er machte daher höchst ungern die Wahrnehmung, daß derselbe ein täglicher Gast im Krengel'schen Hause geworden, und wenn er anfangs von diesem Verkehr auch nur einen nachtheiligen Einfluß auf Bertha's Wesen zu befürchten glaubte, und sich deshalb etwas wie Haß gegen den Doctor in seiner Seele regte, so kam es ihm doch bald zum Bewußtsein, daß er dessen häufige Besuche auch noch aus einem andern Grunde mißbillige, es kam ihm zum Bewußtsein, daß es nicht sowohl Haß, als vielmehr Eifersucht sei, was er wider ihn empfinde, und daß er in Bertha eine Geliebte an ihn zu verlieren fürchte. Und er erschrak vor dieser Erkenntniß wie vor einer Sünde. Er beschuldigte sich nicht allein einer Thorheit, sondern klagte sich auch an, daß er seinen heiligen Beruf als Lehrer geschändet habe, indem er gegen seine Schülerin Gefühle nähre, welche diese als strafbar zurückweisen müsse, und

er legte sich als Buße und zugleich als Heilmittel auf, unter irgend einem Vorwande den Unterricht einzustellen. Das waren aber nur die Eingebungen einer krankhaft aufgeregten Phantasie, und er erkannte sie auch gar bald als solche. Mit der wiederkehrenden Ruhe kam er zu der Einsicht, daß seine Liebe nur dann zur Thorheit werde, wenn er sie hoffnungslos fortnähre, und nur dann zur Sünde, wenn er seinen Einfluß als Lehrer dazu mißbrauche, Bertha's Herz zu umstricken. Einstweilen hatte er sie also noch weder für das eine, noch für das andere anzusehen, und er beschloß daher, in seinem Unterrichte ruhig fortzufahren. Es war heute das erste Mal, daß er mit Bertha wieder zusammen traf, seit er jene Entdeckung in seinem Innern gemacht hatte. Aber wie saß sie ihm heute, eine so ganz Andere, gegenüber! Das Kind, welches bis dahin nur von ihm empfangen hatte, war über Nacht zu einer Jungfrau empor geblüht, welcher er jetzt nichts mehr zu geben, nein, von welcher er zu empfangen sich sehnte, und zwar das köstlichste, was sie zu vergeben hatte, — ihr Herz. Er fühlte sich ihr unterwürfig, wie einer höhern Macht, in deren Händen er seine Lebenslooſe ruhen wußte. Was bist du mit all' deinem mühsam erworbenen Wissen, dachte er in jener Demuth, welche die erwachende Liebe dem geliebten Gegenstande gegenüber empfindet, was bist du gegen jene reine weibliche Natur, die nur ihrem angebornen Instinkte folgen, sich nur in ihre stille Gedanken- und Ge-

müthswelt verſenken darf, um überall das Rechte, das ihr Gemäße zu finden! Und es ſchien ihm faſt eine thörichte Anmaßung, daß er hier noch belehren und bilden wolle.

Bertha hatte im Ueberſetzen aus dem Engliſchen in's Deutſche noch wenig Geläufigkeit; es fehlte ihr oft bald das eine bald das andere Wort. Heute aber gerieth ſie häufiger wie gewöhnlich in's Stocken und der Rektor mußte jeden Augenblick nachhelfen. Das gab ihm nun zwar wieder ein Gefühl der Ueberlegenheit, aber dies Gefühl war ihm unangenehm, es harmonirte nicht mit ſeinen übrigen Empfindungen, und ſtörte ihn in ſeinem Traume von ihrer Vollkommenheit. Er wollte fürder nur zu ihr hinauf, nicht mehr auf ſie herab blicken. Nachdem ſie daher eine Weile geleſen, ſagte er ſcherzend:

„Wir kommen mit dem Engliſchen heute nicht recht von der Stelle, was meinen Sie, Fräulein Bertha, wenn wir einen Geſang aus der Meſſiade läſen?"

Sie ſah ihn groß an und eine Purpurröthe überflog ſein Geſicht. Er hatte ſie, ohne es zu wiſſen und zu wollen, zum erſtenmale „Fräulein" genannt, und wie ſie ihn darob ſo verwundert anſchaute, da war es ihm, als ob ſie ihm bis auf den Grund der Seele blicke, und ſein Geheimniß nun offen vor ihren Augen liege; und wieder kam es über ihn, als ob ſeine Liebe eine ſündhafte ſei. Er wiederholte verwirrt ſeine Frage und ſie erwiederte:

„Wie Sie wollen, Herr Rektor; Sie ſollen mich das nächſte Mal beſſer vorbereitet finden.“

Er ſchlug nun den zweiten Geſang auf und begann zu leſen; aber ſeine Gedanken gingen nicht auf in den Gedanken des Dichters, der Strom des Liedes rauſchte an ſeiner Seele vorüber, ohne daß ſie ſich von ſeinen Wellen auch nur benetzt fühlte; die ſchwungvollſten, erhabenſten Stellen kamen ihm hohl, leer, phraſenhaft vor, er vernahm ſeine eigene Stimme wie eine fremde, und was er vernahm, war nichts, als ein leerer Schall ohne Wärme, ohne Empfindung. Er ſah mitunter über das Buch hinweg und zu Bertha hinüber. Aber dieſe ſaß nicht wie ſonſt mit geſchloſſenen Augen da; ihr Geſicht verrieth mit keinem Zuge irgend eine Theilnahme, es trug eher den Ausdruck einer apathiſchen Ruhe, ja, wie er meinte, der Langweile. Sein Bemühen, in ſeinen Vortrag auch nur einiges Leben zu bringen, blieb ohne Erfolg, und er brach mitten im Geſange ab. Als er ſchwieg und das Buch unwillig bei Seite legte, ſeufzte Bertha tief auf, als ob ſie mit ihren Gedanken fern geweſen. Dann ſtand ſie raſch auf und wandte ſich der Thüre zu, ohne, wie ſonſt zu fragen, was in der nächſten Stunde vorgenommen werden ſolle. Der Rektor folgte ihr ſchweigend nach. Als ſie auf dem Hausflur anlangten, trat Minchen eben aus dem Familienzimmer und durch die geöffnete Thür drang die Stimme des Doctors zu ſeinen Ohren. Bertha ging hinein, ohne

ſich weiter nach ihm umzuſehen, und ein tiefes Wehe durchzuckte ſein Inneres.

„Wollen Sie nicht noch einen Augenblick näher treten?“ fragte ihn Minchen. Aber er ſchüttelte verneinend ſein Haupt und erwiederte, indem er ihr die Hand reichte: „Ich habe daheim noch zu thun.“ Dann ging er.

„Good day, Miß Bertha! how do you do?“ redete der Doctor, bei welchem ſich der unangenehme Eindruck des eben erhaltenen Briefes ſchon in etwas verwiſcht zu haben ſchien, die Eintretende an.

„Very well,“ erwiederte Bertha leiſe, indem ſie ſich neben Meta niederließ und ein Strickzeug zur Hand nahm.

„Sie leſen den Vicar of Wakefield, hör' ich! Ja freilich, wer hätte je Engliſch getrieben, und ihn nicht geleſen! Es iſt ein treffliches Uebungsbuch, aber darauf beſchränkt ſich auch ſein Werth. Ich begreife nicht, wie man in ſeiner Heimath ſo viel Aufhebens davon hat machen können. Das Gewebe iſt gar zu loſe, zu grobfadig, die Abſicht des Verfaſſers blickt überall hindurch.“

„Wenn dieſe nur eine gute iſt,“ bemerkte Bertha.

„Das iſt nicht genug. Um wirkſamer zu ſein, hätte ſie verſteckter gehalten werden müſſen. Wozu dieſe Anhäufung von Leid auf Leid, welche den Leſer ſchon von vornherein ahnen läßt, daß ſich ſchließlich doch Alles wieder in Wohlgefallen auflöſen wird, wie denn wirklich den ſo grauſam Heimgeſuchten, gleich dem Hiob, am

Ende ein Gut nach dem andern wieder zufällt. Insbesondere hat es stets einen lächerlichen Eindruck auf mich gemacht, daß selbst die todt geglaubte Olivia, welche wir unter unsern Augen haben hinsiechen sehen, aus dem Schattenreiche wieder heimkehrt, während ihr, der Schmachbedeckten, der Tod viel ersprießlicher gewesen wäre. Und dann dieser Sir William, welcher sich, man weiß nicht, warum? — berufen fühlt, der züchtigenden Gottheit in's Handwerk zu greifen, und der die arme Familie auf jede Weise malträtirt, um sich schließlich von ihr als ihrem Retter und Wohlthäter die Hände küssen und es sich gefallen zu lassen, daß die schöne Sophie mit ihm, dem alten Junggesellen, ein Ehebündniß eingeht. Es geht in dem Buche ähnlich her, wie in der Zauberflöte. Da müssen die Neophiten ebenfalls gegen Feuer und Wasser, gegen Löwen und Schlangen und sonstige Ungethüme ankämpfen, aber alle diese Schreckniſſe lassen den Zuschauer kalt, oder nöthigen ihm gar ein Lächeln ab, weil er sehr wohl weiß, daß das Alles eine Spiegelfechterei ist, und weder die Elemente, noch die Bestien ihnen etwas anhaben werden. Und am Ende ist es doch auch eine sehr abgedroschene Moral, auf welche das Ganze hinausläuft; denn wer hat es nicht zum Ueberdruß vernommen: daß der Herr die züchtigt, die er liebt, und daß der Fromme daher niemals verzagen soll!"

Während Meta dem Doctor Beifall zulächelte, und Bertha nachdenklich vor sich hinsah, versetzte Minchen:

„Ein gutes Wort kann nicht oft genug wiederholt werden. Wozu besuchte man sonst die Kirche! Dort bekommt man ja auch Jahr aus Jahr ein dieselben Episteln, dieselben Evangelien u. s. w. zu hören, und fühlt sich doch immer von neuem davon erbaut."

Der Doctor wollte es mit Minchen nicht abermals verderben; er unterdrückte daher das Wort, das ihm schon auf der Lippe schwebte, und erwiderte:

„Das kommt, weil uns diese oft vernommenen Lehren und Geschichten von heiliger Stätte aus verkündet werden, weil die Feierlichkeit des Ortes, der gemeinschaftliche Gesang, die Klänge der Orgel, kurz Alles, was auf die höhern Sinne einwirkt, unsern Geist dafür empfänglich macht. Uebrigens weiß ich nicht, ob unsere Prediger nicht heilsamer wirkten, wenn sie sich mehr mit dem rein ethischen Inhalte des Christenthums, als mit dessen Formen, über welche jener weit hinausreicht, befassen wollten! Sagt doch auch Goethe: die Lebensgeschichte unsers Herrn Jesus hab' ich nun nachgerade so satt, daß ich sie nur noch von ihm selber hören möchte."

Minchen machte hier eine unwillige Bewegung, und der Doctor fuhr lächelnd fort:

„Doch Goethe war bekanntlich ein alter Heide, und wir sind gute Christen, Fräulein Minchen, d'rum wollen wir uns auch von jenem Ausspruche nicht irre machen, sondern uns getrost immer von neuem erzählen lassen, wie der Heiland geboren und erzogen, wie er gelebt und

gelitten, wie er geſtorben und wieder auferſtanden und gen Himmel gefahren iſt.“

Bei dieſen Worten trat Hedwig Sobbe in's Zimmer, und machte durch ihr Erſcheinen einem Geſpräche ein Ende, welches in ſeinem weitern Verlaufe das eben, wenigſtens äußerlich, wieder hergeſtellte Verhältniß Minchens zum Doctor vielleicht wieder zerſtört hätte, denn dieſe verſtand in Allem, was Religion und Glauben anging, durchaus keinen Spaß. Auch Meta fühlte ſich erleichtert, wiewohl ſie ſelbſt an den Aeußerungen des Doctors keinen Anſtoß genommen hatte.

Hedwig, welche die Anweſenheit des Herrn Nebel nicht erwartet zu haben ſchien, pflanzte ſich, die eine Hand unter ihrer Schürze verbergend, hinter Meta's Stuhl auf.

„Was haſt du denn da unter deiner Schürze, Hedwig,“ fragte Minchen.

„Ach, nur eine kleine Arbeit, mit der ich nicht recht zu Stande kommen kann,“ erwiderte dieſe verlegen.

„So zeig' ſie uns doch, vielleicht können wir dir helfen.“

„Ein andres Mal, liebe Tante!“

„Sei nicht thöricht, du biſt ja ſonſt ſo vernünftig.“

„Ich habe für den Vater zu deſſen Geburtstag ein — ein paar Hoſenträger angefangen, aber die Mutter meint, ſie wären zu ſchmal, und würden den Vater drücken.“

„Gieb einmal her! — Ei," lachte Minchen auf, indem ſie die Stickerei entrollte, „du dummes Kind, das iſt ja ein Strumpfbandmuſter."

Auch die Uebrigen hoben ein Gelächter an, und Hedwig verſetzte erröthend:

„Nun ja, ich wußt' es ja nicht beſſer. Es war nur ein Herr im Laden," fuhr ſie leiſer fort, ſich zu Minchens Ohr neigend, „und da genirte ich mich, nach einem Muſter zu Hoſenträgern zu fragen, ich habe das nur ſo in der Eile aus vielen andern herausgegriffen."

„Da biſt du in der Eile einmal recht dumm geweſen; wovon man nichts verſteht, davon ſoll man hübſch die Hände laſſen. Weshalb haſt du dich nicht an mich gewendet, ich würde dir beſſer gerathen haben. Was ſoll dein Papa mit geſtickten Hoſenträgern? — Die Zeit iſt vorüber, wo die Herren damit noch Staat machten; ein Stück Selfkante, an beiden Enden ein Loch eingeſchnitten, thut's eben ſo gut, ſo trägt ſie Fritz ſchon ſeit Jahren. Wenn du ihm einmal etwas arbeiten willſt, ſo ſtick ihm einen Tabaksbeutel, daran wird er mehr Freude finden. Er läßt ja doch die Pfeife den ganzen Tag nicht kalt werden, und wenn er ausreitet, hat er allemal eine alte ſchmutzige Pferdeblaſe am Sattel hängen."

„Ja, das weiß Gott," verſetzte Meta. „Haben Sie Herrn Sobbe ſchon einmal über Land reiten ſehen, Herr Doctor, einen großen Mantelſack mit Probeflaſchen hinter ſich und eine lange Thonpfeife im Munde?"

„Ich wüßte nicht, daß mir jemals ein ſolcher Paſſagier begegnet wäre. Das muß ja ein ſcurriler Anblick ſein!“

„Zum Todtlachen! Und ſo reitet er wochenlang von Ort zu Ort, und bringt allemal die Pfeife unzerſtückt wieder heim. Er verſteht ſich aber auch in andern Dingen auf's Conſerviren, nicht wahr, Hedwig? Die Thaler halten bei ihm ſo gut aus, wie die Thonpfeifen.“

„Du ſtickſt deinem Vater alſo zu ſeinem Geburtstage einen Tabacksbeutel,“ nahm Minchen wieder das Wort, „und ich ſuche dir das Muſter aus.“

„Und der Doctor macht dir ein Verslein dazu,“ ſagte Meta, „das ſchreibſt du hübſch ſauber in's Reine, und Bertha malt dir einen Kranz darum von Roſen und Vergißmeinnicht. O du glückſel'ge Creatur!“

„Ich kann unmöglich zugeben, daß ſich ſo viel Hände und Köpfe um mich bemühen,“ entgegnete Hedwig.

„Ich habe mich zwar in ſolchem Genre noch wenig verſucht,“ bemerkte der Doctor, „allein wenn Fräulein Bertha meinen ſchlichten Reimen die Ehre anthun will, ſie mit Blumen einzufaſſen, ſo werd' ich meinen Pegaſus auch einmal in das Joch der Gelegenheitspoeſie ſpannen.“

„Denken Sie ſich Herrn Sobbe mit dem Mantelſacke und der langen Thonpfeife, mit im Winde flatterndem Regenmantel in der Abenddämmerung einſam über eine

Haide reitend, und ich wette, Ihr Flügelroß zerbricht bei ſolchem Anblicke ſein Joch und ſchwingt ſich mit Ihnen den Wolken zu."

„Keine üble Staffage für eine Haidelandſchaft!" —

„Ich glaube, Tante, du ſpotteſt meines Vaters," verſetzte Hedwig ernſt, indem ſie ihre Stickerei zuſammenwickelte.

„Verſtehſt du denn keinen Spaß, du Närrin," entgegnete Meta, mit einem Knäuel Garn nach ihr werfend. „Wie werd' ich mir beikommen laſſen, unſers alten Nachbars, des ehrenfeſten Johann Heinrich Sobbe anders, als in Ehren zu gedenken. — Aber was ſitzen wir denn bei dem Prachtwetter hier im Zimmer! Ich denke, wir begeben uns alleſammt in den Garten und ſetzen dort unſere Unterhaltung fort."

Der Doctor war der erſte, welcher bei dieſen Worten aufſprang, denn das Geſpräch begann ihn zu langweilen. Er reichte Minchen den Arm und Alle folgten ihm hinaus.

Fünftes Kapitel.

Eine gute Stunde von unserm Städtchen entfernt lag, wenn man etwa dreißig auf einem Flächenraum von einer halben Quadratmeile zerstreut liegende Bauerhöfe, mit einer Kirche und einem Schulhause in der Mitte, so nennen will, ein Dorf, welches sich zur Zeit um dreierlei Dinge willen eines weit verbreiteten Rufes zu erfreuen hatte. Diese Dinge waren folgende: erstens ein paar Glocken, welche, statt in einem Thurme, in einem an dem kapellenartigen Kirchlein stehenden Eichbaume hingen. Zweitens ein „Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster," von so ungeheuerlichen Körperdimensionen, daß man aus dem Material, welches zur Bildung seines Körpers verwendet war, ebensoviel Personen von untadelhafter Statur, als er in seiner einzigen repräsentirte, hätte herstellen können, und noch ausreichenden Stoff für einen Schneider übrig behalten hätte, und zum dritten: einen ganzen Wald der trefflichsten Kirschbäume, welche im Frühling durch ihre Blütenpracht und im Sommer durch ihre schmackhaften Früchte die ganze Nachbarschaft herbeilockten. Dies also berühmte Dorf nannte sich nach dem Schutzpatron seiner Kirche, Sankt Vith, und feierte alljährlich am fünfzehnten Juni das Namensfest dieses Heiligen und Märtyrers. Dieser

Tag war nun heute wiedergekehrt. Wiewohl unſer Städtchen ſich ſammt ſeinem Fürſtenhauſe zum Lutherthum bekannte, und ſonach weder jenem Heiligen Etwas darzubringen, noch von ſeiner Gunſt Etwas zu erwarten hatte, ſo war es doch überall gern dabei, wo, wie man zu ſagen pflegt, ein Knüppel zur Erde fiel, das heißt: wo ſich fröhliche Menſchen zu fröhlichem Zwecke zuſammenfanden.

Etwa zehn Schritte von dem an der Weſtſeite R—'s belegenen Thore entfernt, hatte der Sage nach in frühern Zeiten ein Wegweiſer geſtanden, deſſen einer, mit dem Namen des Städtchens bezeichneter, Arm gerade in das Thor hinein zeigte. Da indeß ein ſolcher Wegweiſer auch vor einem der Thore Beckum's, des Weſtphäliſchen Schilda, aufgerichtet ſein ſollte, und die Bürger R—'s ſich deshalb von den Einwohnern der benachbarten Ortſchaften manche Neckereien gefallen laſſen mußten, ſo hatte man den Gegenſtand des Aergerniſſes endlich entfernt und an ſeine Stelle eine Linde gepflanzt. Nun aber war es von Alters her Brauch geweſen, daß ſich am Vitustage Alles, was ſich am Feſte betheiligen wollte, gegen Ein Uhr Nachmittags bei dem Wegweiſer einfand, um von da aus gemeinſchaftlich die Wallfahrt anzutreten. Gegenwärtig diente nun jene Linde, welche ſich inmittelſt zu einem ſo mächtigen Baume entfaltet hatte, daß ſämmtliche Bewohner des Städtchens, ohne ſich vorher in Spatzen zu verwandeln, auf ſeinen weitgeſtreckten

Aeſten Platz gefunden hätten, zum Verſammlungspunkte, und wir finden unter den frommen Pilgern faſt alle unſere Bekannte wieder. — Der Weg nach St. Vith führte zunächſt hart am Gottesacker vorüber und man erinnerte ſich lebhaft eines jungen liebenswürdigen Mädchens, welches das Jahr zuvor noch als eines der Fröhlichſten mit ihnen dahin gezogen war, und angeſichts der offenen Friedhofsthür in übermüthiger Laune ein Schnippchen geſchlagen und dabei ausgerufen habe: „mach deine Thür nur noch wieder zu, Freund Hain; wir müſſen alleweile noch erſt nach St. Vith Kirſchen eſſen gehen.“ Als man an dieſe Erinnerung einige ernſte Betrachtungen zu knüpfen begann, verſetzte Unruh:

„Die Verſtorbene war jedenfalls vernünftiger, wie ihr, und würde euch, wenn ſie hier unter uns wandelte, ob eurer trübſeligen Betrachtungen, auslachen. Leſt doch die Inſchrift dort über dem Fürſtlichen Mauſoleum: „Der Unſterblichkeit geweiht“. Wenn ſie auch verkehrt iſt, wie ſo Manches, was ſie da oben unternehmen, und es im Gegentheil heißen ſollte: „Der Vergänglichkeit geweiht“, da auch die Fürſtlichen Leiber trotz Balſam und Myrrhen ſchließlich den Würmern gerecht werden müſſen gleich dem beſten Nachtwächter, ſo verfehlt ſie doch ihre Wirkung nicht, weil ſie den Humor herausfordert, und ich glaube, den Unſinn hat ihnen irgend ein Schalk angegeben. Ich las auch einmal auf einem Ofen: „Dem Winter geweihet“.

„Wäre das Mauſoleum nicht ſchon vor Ihrer Zeit erbauet," verſetzte Meta, „ſo würden wir Sie in Verdacht haben. Uebrigens iſt ein Friedhof, mein' ich, nicht die Stätte, wo man humoriſtiſch angeregt werden ſoll."

„Warum nicht?" nahm der Doctor das Wort. „Auch der Tod hat, wie jedes Ding, ſeine zwei Seiten: eine ernſte und eine heitere und das Ernſt-Heitere bildet ja eben das Weſen des Humors. Aus dieſer Auffaſſung iſt denn auch die euphemiſtiſche Benennung des Todes: „Freund Hain" hervorgegangen und unter gleicher Anſchauung ſind die mittelalterlichen Todtentänze gemalt. Und wie haben erſt die Dichter aller Zeiten ſich bemüht, ſeine Geſtalt von allen Schreckniſſen zu entkleiden und ſie uns in einem verklärten Lichte ſchauen zu laſſen! Erinnern Sie ſich nur unter Anderm der ſchönen Worte des Pfarrers in Hermann und Dorothea:

„— — — — — — Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen und nicht als Ende dem Frommen,
Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln,
Dieſem ſtärkt es zu künftigem Heil im Trübſal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod."

„Insbeſondere hat aber der Volkswitz ausſchließlich ſeine heitere Seite in's Auge gefaßt, indem er den letzten Act des Lebens und was ihn begleitet, mit allerlei, meiſt niedrig komiſchen, Ausdrücken bezeichnet. So ſagt er bekanntlich von Einem, der die letzte Wegzehrung oder Oelung empfangen: „man hat ihm die Hufeiſen abgeriſſen", von einem Sterbenden: „er pfeift auf dem letzten

Loche", und von einem Gestorbenen: „er hat in's Gras gebissen". In Böhmen läßt er unserm Freunde nun gar eine respectwidrige, ja, barbarische Behandlung angedeihen, indem er am sogenannten Todtensonntage mit ihm in Gestalt eines phantastisch aufgeputzten Strohmannes von Haus zu Haus zieht, und ihn schließlich kopfüber in's Wasser stürzt. All' diese Burlesken gehen aber aus dem Bestreben hervor, sich der Angst vor ihm zu erwehren, und haben insoweit auch etwas Rührendes."

„Ziehen wir denn als Leidtragende hinter einem Sarge her, oder befinden wir uns auf dem Wege zum dicken Küster, dem leibhaftigen Gegensatze zu Allem, was irgend nach einem Gerippe aussieht, daß wir uns in solchen Gesprächen ergehen! Schaut euch doch lieber den blauen Himmel an, und horcht auf den Lerchenjubel über euern Häuptern, und wenn ihr durchaus Verse citiren wollt, so trefft eine vernünftigere Auswahl:

Sag nicht, daß du keine Flügel,
Dich zu schwingen himmelwärts:
Ohne Flügel trägt und Bügel
Uns empor ein fröhlich Herz.

Oder, so Jemand unter euch, dem es nicht recht wohl sein möchte in seiner Haut:

O Lerche nimm mein leidvoll Herz
Auf deine leichten Flügel,
Und trag es hoch und trag es weit
Wol über Thal und Hügel.

Diese Apostrophe möchte nun allerdings die Lerche in einige Verlegenheit setzen, denn von Thal und Hügel

ist hier überall nichts zu sehen, aber diese üppigen Aehrenfelder um uns, dann dort das dunkle Fichtenwäldchen, das uns gar bald in seine kühlen Schatten aufzunehmen verspricht, und fern im Hintergrunde der alte Eichenwald mit seinem jungen frischen Grün und dem stattlichen Schulzenhofe an seinem Saume und hinter dem Eichenwalde, freilich einstweilen nur unserm innern Auge sichtbar, das trauliche Küsterhaus mit dem grünen Moosdache und dem gastlich rauchenden Schlote, und hinter dem Küsterhause" — „die Kirschen, die Kirschen," jubelten die jungen Mädchen.

„Ihr Ketzer," unterbrach Unruh, welcher sich ein guter Katholik zu sein berühmte, ihren Ausruf, „da kommt ja erst die Kirche mit dem Heiligen, welcher eure Lieblingsfrucht in seine besondere Obhut genommen zu haben scheint, weil sie nirgends so wohl gedeihet, wie in seinem nächsten Bereiche, aber über ihn denkt ihr hinweg, und sinnet nur, wie ihr euer irdisches Gelüste befriedigen mögt. Weh mir, daß ich wandle mit den Gottlosen und mich zu Tische setze mit den Sündern!" —

In solcher Weise perorirte Unruh, tapfer voranschreitend, noch eine Weile fort, ohne zu bemerken, daß der größere Theil der Gesellschaft allmälig hinter ihm zurückgeblieben war, denn die sich ihrem Wendepunkte nähernde Sonne sandte ihre heißesten Strahlen auf die durch schattenlose Felder und Wiesengründe langsam dahin Wandelnden nieder und machte ein Zünglein nach

dem andern verſtummen. Der Doctor, welcher ſich ſchon von vornherein an Bertha angeſchloſſen hatte, war mit dieſer am weiteſten zurück. Vielleicht wäre ſolches kaum bemerkt worden, wenn die Geſellſchaft nicht am Eingange des Fichtenwäldchens Halt gemacht hätte, um ſich wieder zu ſammeln und in Ruhe die Schattenkühle einzuathmen. So aber waren Aller Augen auf dieſelben gerichtet, und man nahm trotz Meta's und Minchen's Gegenwart keinen Anſtand, ſich über die Nachzügler „aus Abſicht" allerlei Scherze und Anſpielungen zu erlauben. Bertha, welcher ebenſowenig wie dem Doctor entgehen konnte, daß ſie den Gegenſtand der allgemeinen Heiterkeit bildeten, hätte vor Scham in die Erde ſinken mögen. Mit zu Boden geſenkten Augen, und ihrem Begleiter vorauseilend, näherte ſie ſich der Geſellſchaft, und als ihr Minchen einige Schritte entgegenkam, wäre ſie dieſer bald an die Bruſt geſunken. Der Doctor ging indeß langſam auf die Uebrigen zu, und verſetzte lächelnd und unbefangen: „Fräulein Bertha hatte einen Handſchuh verloren und wir haben eine Strecke zurückgehen müſſen, um ihn wieder aufzufinden."

„Wenn ſie über dem Handſchuhſuchen nur nichts Anderes verloren hat," ſagte Unruh leiſe zu ſeiner nächſten Umgebung. Es entſtand ein Gelächter und ſeine Aeußerung ging raſch von Mund zu Mund, und gelangte endlich, und zwar noch mit einem etwas zweideutigen Zuſatze zu den Ohren des Doctors. Er wechſelte,

einen zornigen Blick auf Unruh werfend, flüchtig die Farbe. Dann trat er im Weitergehen an den Referendar Emmich, seinen Stubennachbar, heran, und beide führten lange ein heimliches und, wie es schien, ernstes Gespräch miteinander. Bertha hatte sich an Minchens Arm gehangen und wich ihr nicht mehr von der Seite. Singend und plaudernd zog man weiter durch das Wäldchen, bis die Sonne, welche bekanntlich in den frühen Nachmittagsstunden um des schlafenden Pan's willen allem Geräusche abhold ist, das muntre Völkchen jenseits wieder in Empfang nahm, und abermals Einen nach dem Andern verstummen machte.

Als man an dem bereits zum Dorfe gehörigen Schulzenhofe anlangte, saß der alte Schulze in kurzen, bis an die Knie reichenden Sammetbeinkleidern und einer geblümten Zwillichjacke vor seiner Thür und ein Spitzhund lag schlummernd zu seinen Füßen. Nachdem er den Hund, welcher mit heftigem Gebell auf die Ankommenden losstürzte, durch mehrmaliges Anrufen zum Schweigen gebracht hatte, trat Unruh auf ihn zu und versetzte:

„Nun, Papa, geschwind die Jacke aus und den Rock an, den Rebelspalter von der Wand und den Stock aus der Ecke und dann mit uns marschirt!"

„Es thut's nicht mehr, Herr," erwiederte der Alte, seine baumwollene Zipfelmütze lüpfend; „das Herz ist noch wol gesund, aber die Beine wollen nicht mehr pariren.

Ich bin siebenzig Jahr und darüber zu unserm Patron gewandert, aber wenn wir uns jetzt noch einmal im Leben wiedersehen sollen, so wird er schon zu mir kommen müssen. Ich hab' ihm aber durch meine Kinder einen schönen Gruß sagen lassen und seinen Brabänder (Gulden) hat er richtig gekriegt."

„Wie alt seid Ihr denn, Papa?"

„Ich kann es auf den Tag nicht sagen, aber ich bin immer zehn Jahr älter gewesen, als der hochselige Fürst. Wir waren allzeit gut Freund miteinander, und wenn die Herrschaften hier herum Jagd hatten, so haben sie beim Schulzen immer einen Hacken untergesetzt und sich an einem Glase alten Klaren mit Pumpernickel und Rahmkäse delectirt. Und wenn sie dann gegessen und getrunken hatten, dann ist der gnädige Herr immer in die Küche gegangen zu meiner Frau, und die hat ihm ein Köhlchen auf die Pfeife legen müssen, und er hat allerlei Gespassen mit ihr getrieben, und als ich einmal seinen schönen Meerschaumkopf bewundert hab', da hat er ihn mir andern Tags durch seinen Leibjäger auf den Hof geschickt. Ja das war ein gemeiner Herr, der hatte gerade so viel Hochmuth, als unser Gänsebube. Aber sagt einmal, lebt denn der lange Jude noch, der den Fürsten immer begleiten mußte wie sein Schatten, damit er seine Stussen mit ihm machen konnte?"

„Ihr meint den Lesar Ems! — Nein, Papa, der ruhet längst im Schooße Abrahams. Als der Fürst das

Zeitliche gesegnet hatte, da ist er noch so eine Weile herumgegangen, aber es hat ihm nicht Trank noch Speise mehr schmecken wollen, und er hat zuletzt wirklich ausgesehen wie ein Schatten und wenn man ihn gefragt hat: nun Lesar, wie geht's? dann hat er schweigend nach Osten gezeigt, wo der Judenkirchhof liegt."

„Ja ja, ich glaub's; das war noch ein Jude, so brav und ehrlich giebt's keinen mehr auf der Welt, und er hatte immer den ganzen Kopf voll curioser Einfälle, und ist Niemandem eine Antwort schuldig geblieben."

Ein heller Glockenton zitterte durch die stille Luft. „Sie läuten zum letzten Segen," sagte der Alte, indem er sein Haupt entblößte und sich bekreuzte. „So! nun macht euch fort, damit Ihr den Andern nachkommt."

„Lebt wohl, Schulze, und wenn ich über's Jahr hier wieder vorbeikomme, dann erzählt Ihr mir wieder vom hochseligen Fürsten."

„Oder ich erzähle dem Fürsten von Euch."

„Denkt Ihr denn, daß Ihr mit ihm, als Ketzer im Himmelreiche zusammentreffen werdet?"

„Ja, Herr, das denk ich."

„Und wol gar auch mit dem Juden?" —

Der Schulze nickte.

„Alter, Alter," versetzte Unruh, indem er drohend seinen Finger erhob, „ich will Euch nicht verrathen, aber laßt das Euern Pastor nicht wissen. Nun gehabt Euch wohl!"

Unruh eilte jetzt den Uebrigen nach und langte fast gleichzeitig mit ihnen beim Küsterhause an. Der Nachmittags-Gottesdienst war zu Ende, und während sich das Landvolk nach allen Seiten hin zerstreute, nahmen die Städter an den Tischen Platz, welche in dem geräumigen Küstergarten theils unter einem breiten Laubgange, theils unter den verschiedenen Baumgruppen aufgepflanzt waren. Unser Städtchen, die etwa eine halbe Meile davon entfernte Kreisstadt W. und das Dorf St. Vith lagen an den Endpunkten eines gleichschenklichen Dreiecks, dessen Basis die Landstraße zwischen den beiden ersten Orten bildete. In frühern Zeiten, als R. noch die Residenz eines souveränen Herren war, hatten die beiden Städte einen so lebhaften Verkehr miteinander unterhalten, als ob sie ein- und derselben Gemeinschaft angehört hätten. Der Stadt W. war es niemals in den Sinn gekommen, der Residenz den Vorrang streitig zu machen, und ihre Honoratioren rechneten es sich insbesondere stets zur größten Ehre an, zu den Hoffesten eingeladen zu werden. Seit Mediatisirung der Grafschaft und deren Einverleibung in den —schen Staat fingen die W—r indeß an, mindestens eine gleiche Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen; als nun aber später ihre ohnehin weit volk- und umfangreichere Stadt zum Mittelpunkte eines landräthlichen Kreises erhoben und R. letzterem zugetheilt wurde, da bemächtigte sich ihrer ein Gefühl der Ueberlegenheit und sie sahen mit immer wachsendem Stolze

auf die zur kleinen Landstadt herabgesunkene Residenz nieder. Rom und Carthago begannen, sich zu befehden. Die Eröffnung der Feindseligkeiten geschah durch die Damen, indem diese zunächst die gegenseitigen Handelsverbindungen abbrachen. Die R—r hatten nemlich seither ihren Bedarf an Nähseide, Strickwolle, Toiletteseife und Parfümerien in W. und die W—r dieselben Artikel in R. eingekauft. Dieser seltsame Handelsverkehr war lediglich aus einem geselligen Bedürfnisse hervorgegangen, indem man solchen nur als eine Gelegenheit benutzt hatte, sich gegenseitig zu besuchen. Mit seiner Auflösung hörten denn auch bald die geselligen Beziehungen unter den Damen auf, und nach dem bekannten juristischen Grundsatze: „accessorium sequitur suum principale“ mußten die Herren dem Beispiele der letztern schon Folge leisten. Kam es aber, daß Römer und Carthager an einem dritten Orte zusammentrafen, so flogen Stichelreden hinüber und herüber, ja selbst die Glaubensverschiedenheit machte sich immer mehr und mehr, und zwar nicht immer auf die zarteste Weise, bemerkbar, bis man sich endlich gegenseitig ganz und gar ignorirte. In diesem Stadium der Feindschaft befand man sich gegenwärtig.

Die W—r, welche St. Vith im Sommer fast täglich besuchten, und sich deshalb dort als vorzugberechtigte Stammgäste ansahen, hatten von den besten Plätzen unter dem Laubgange Besitz genommen, so daß den R—rn nur die Plätze unter den Bäumen an improvisirten Tischen

übrig geblieben waren, wo sie nur eines dürftigen Schattens genossen, und, um sich gegen die vorrückende Sonne zu schützen, jeden Augenblick ihre Stühle verrücken mußten. Außerdem erfuhren sie aber auch noch die Demüthigung, ein Kaffeegeschirr nach dem andern nebst ganzen Schiffsladungen von Kuchen und Brezeln an ihrer Nase vorübertragen und in dem Laubgange verschwinden zu sehen, sowie, daß die dienenden Geister alle ihre Rufe nach Kaffee oder nach einem Glase Wasser so lange unbeachtet ließen, bis der letzte W—r mit Allem versorgt war, wonach ihn verlangte. Nun kam zwar endlich auch an sie die Reihe, allein die besten Geschirre waren bereits vergriffen, so daß sich die Einen mit Kaffeekannen, denen ein fremder Deckel auf gut Glück aufgepaßt war, die Andern mit einem Theetopfe, fast Alle aber mit Tassen ohne Henkel und Löffel begnügen mußten. Die hieraus entstehenden Verlegenheiten, als: daß sich hier ein zu klein befundener Deckel beim Einschenken in die Tiefe der Kaffeekanne stürzte, und trotz aller auf ihn fahndenden Stricknadeln nicht wieder an's Tageslicht zu fördern war, dort sich Einer an seiner henkellosen Tasse die Finger verbrannte, und die Meisten sich kleiner Holzstäbchen zum Umrühren des Zuckers bedienen mußten, gaben indeß, statt zu neuen Mißstimmungen, zu allerlei Scherzen Anlaß und versetzten die Gesellschaft bald wieder in die heiterste Laune. Man berathschlagte unter Anderm, ob und wie den hochmüthigen Kreisstädtern irgend

ein Schabernack anzuthun sein möchte, ohne ihnen eben eine Beleidigung zuzufügen. Es wollte indeß Keinem etwas Gescheidtes einfallen und selbst Unruh strengte vergebens seinen Witz an.

„O jetzt weiß ich etwas!“ rief Hedwig Sybbe plötzlich aus, indem sie in ihre Hände klatschte.

„Nun, so lassen Sie einmal hören,“ versetzte Unruh.

„Ach, es wird auch nichts sein,“ erwiderte sie kleinlaut.

„Einerlei, nur heraus damit!“

„Ich will es erst Minchen allein sagen.“

Nachdem Hedwig dieser etwas in's Ohr geflüstert, nahm Minchen das Wort und sprach:

„Hedwigs Einfall ist noch der beste. Sie meint, ihr solltet eiligst in den Wald gehen, und den Spielplatz der W—r besetzen.“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und man beschloß, ihn sofort zur Ausführung zu bringen. In dem mit Buchen untermischten Eichenwalde, an dessen Saume das Schul- und Küsterhaus lag, befand sich nemlich eine Stelle, welche der dicke Küster mit Bewilligung der Gemeinde den W—rn zu Gefallen von allem Baum- und Strauchwerk hatte säubern und mit Rasen belegen lassen, damit das junge Volk dort ungehindert seine geselligen Spiele treiben könne. Weil bei diesen Spielen schon Mancher sein Herz verloren, so hatte man jene Stelle „Suchverloren“ getauft. Damit die W—r nicht vor der Zeit Unrath merken möchten, wurde die Abrede getroffen,

daß man nicht Alle auf einmal, sondern zu dreien oder vieren, und zwar auf verschiedenen Wegen nach dem Walde aufbrechen wolle. Und so geschah es. Während die Kreisstädter noch sorglos an ihren Kaffeetischen saßen, tummelten sich die jungen Residenzler, wie sie von jenen genannt wurden, bereits wacker auf dem grünen Rasen herum. Sie hatten schon „den dritten Mann abgeschlagen" und „den Klumpsack umgehen lassen," und waren eben auf der „Reise nach Jerusalem" begriffen, als die Kreisstädter lärmend angezogen kamen. — Für diejenigen unserer Leser, welche mit dem letztgenannten Spiele nicht bekannt sein möchten, sei hier Folgendes bemerkt: Die Spielenden schließen um denjenigen, welcher die Rolle des Reisenden übernommen hat, einen weiten Kreis. Ersterer legt Jedem den Namen irgend eines Ortes, welchen er berührt hat, oder eines andern beliebigen Gegenstandes bei, und beginnt darauf seine Reiseabenteuer zu erzählen. So oft er nun einen jener Namen ausspricht, muß die betreffende Person sich einmal rasch umdrehen oder ein Pfand geben. — Wie die W—r ihren Spielplatz besetzt sahen, machten sie halt, und schienen zu überlegen, was hier zu thun sei. Ein Theil zog sich bald darauf wieder zurück, die Mehrzahl aber setzte ihren Weg fort und ging direct auf die Spielenden los. Darauf schlossen sie einen Kreis um den Kreis und horchten der Erzählung der Reiseabenteuer durch Unruh zu. Dieser hatte, als die W—r anlangten, bereits einen guten Theil

seiner Pilgerfahrt zurückgelegt, kehrte aber jetzt wieder zu dem Ausgangspunkte zurück, und passirte dann zunächst die Stadt W. Er beschäftigte sich zuvörderst mit ihrem Namen und ihrem Ursprunge, und bemerkte, wie die meisten Geschichtsforscher darüber einig seien, daß die Hunnen auf ihrem großen Rückzuge unter Attila, angelockt durch die trefflichen Weideplätze — W. lag nemlich fast inmitten eines großen Torfmoors — hier eine Colonie gestiftet hätten. Für diese Annahme sprächen denn auch in der That nicht allein sehr viele der noch bestehenden Familiennamen, als: — hier nannte er die Namen mehrer der umstehenden Herren aus W. — als auch die Gesichts- und sonstige Bildung der noch lebenden Generation, wovon man sich sofort überzeugen könne, wenn man nur um sich schaue. Sodann ging er zu den Merk- und Sehenswürdigkeiten der „alten Hunnenstadt" über, und bedauerte, daß solche sämmtlich im Laufe der Zeiten untergegangen seien, und bis auf ein wunderthätiges Muttergottesbild und ein in gothischem Style aufgeführtes Spritzenhaus mit einem flügelschlagenden blutrothen Hahn auf dem Giebel, nur noch in der Einbildung der W—r existirten. Bis dahin hatten letztere seinem Vortrage, von welchem ihnen des fortwährenden Gelächters halber auch Manches entgangen sein mochte, still zugehört; als er aber ihres Marienbildes erwähnte, steckten sie die Köpfe zusammen und ließen einige drohende Aeußerungen fallen. Unruh ließ sich zwar dadurch

in seiner Erzählung nicht stören, nahm jedoch bald von W. Abschied und setzte seine Reise bis zur nächsten Stadt fort. Diese gehörte, gleich R., ebenfalls einer vormaligen reichsunmittelbaren Grafschaft an, war aber zusammt der letztern von ihrem Herrn und Gebieter, welcher sich abwechselnd in Paris und Wien aufhielt und alle seine Revenuen im Spiel vergeudete, an einen reichen Hebräer erst verpfändet und dann — freilich unter Widerspruch der Agnaten — verkauft. Die Stadt W. führte mit derselben schon seit Jahren einen erbitterten Grenzstreit, und Unruh nahm daraus Anlaß, über den unglücklichen, unter jüdische Botmäßigkeit gerathenen Ort seinen schärfsten Spott auszuschütten. Darüber vergaßen denn die Kreisstädter ihren Groll und stimmten in das allgemeine Gelächter mit ein. Nachdem Unruh, welcher von da ab seine Reise sehr beschleunigte, in Jerusalem angelangt war, erklärten sich Alle des Spielens satt, und überließen nunmehr den W—rn ihren Platz, um nach einem kurzen Spaziergange, wobei auch den Glocken im Eichbaume ein Besuch abgestattet wurde, nach dem Küstergarten zurückzukehren, und sich an Kirschen und dicker Milch gütlich zu thun. Einige Herren, und unter diesen auch der Doctor, suchten zuvor auch noch den Küster auf. Derselbe hatte heute im Dienste des Heiligen einen sehr strapaziösen Tag gehabt, und sich jetzt in ein an der Nordseite seines Hauses belegenes Kämmerlein zurückgezogen, um daselbst in Ruhe und Behaglichkeit seinen

Kaffee zu schlürfen. Ein vergittertes Fenster hinter sich, aller überflüssigen Kleidungsstücke ledig, saß er in dem engen Raume da, wie ein Rhinozeros in einem Käfig. Alle stark beleibten Personen lassen sich bekanntlich in zwei Hauptclassen theilen: in Rund- und in Hängebäuche. Jenen steht in der Regel der fröhlichste Humor auf dem guten runden Vollmondsgesichte geschrieben, und es bedarf nur des geringsten Anlasses, um ihn hervor zu locken und zum Sprudeln zu bringen. Sie schauen mit lächelndem Behagen auf ihr Bäuchlein herab, wie auf das Product eines Scherzes, welches sich die Natur in einer jovialen Laune mit ihnen erlaubt habe, oder wie auf ein theures Kleinod, das ihrer Sorge und Pflege anvertrauet worden. Sie machen sich deshalb auch gern über ihre eigene Gestalt lustig, und lassen sich ein Gleiches auch von Andern gefallen. Sie essen wenig, aber mit Auswahl, trinken dagegen desto mehr, ohne jemals einen Haarbeutel zu bekommen. Wie das Leben, pflegt ihnen auch der Tod gewogen zu sein, indem er nicht selten nach einem guten Diner oder nach einer fröhlich durchzechten Nacht plötzlich an sie herantritt und schmerzlos ihre fröhliche Seele aus süßen Zecherträumen zu andern Freuden hinüberführt. Die Hängebäuche dagegen zeichnen sich meist durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus. Melancholischen Temperamentes, hadern sie mit der Natur, daß sie an so wenig Geist so viel Stoff verschwendet haben, und wenn sie einmal, gleich Richard III., in müßiger Laune „ihren

Schatten in der Sonne spähn, und ihre eigne Mißgestalt erörtern" möchten, so geschieht solches mit innerm Ingrimme, während sie es als eine Beschimpfung ansehen würden, wenn ein Dritter sich Aehnliches mit ihrem Schatten erlauben und sich unterfangen sollte, über ihre Leibesbeschaffenheit eine Bemerkung zu machen: denn sie sehen ihren Leib wie eine schwere Kreuzeslast an, welche den Berg des Lebens hinanzuschleppen ein boshaftes Schicksal ihnen auferlegt habe. Im Gegensatze zu den Rundbäuchen nehmen sie viel Speise und wenig Flüssigkeiten zu sich, leiden an Schlaflosigkeit und schlechter Verdauung, und sterben nach einem langweiligen Siechthum gewöhnlich an der Wassersucht. Zu dieser letztern Kathegorie gehörte — Gott habe ihn selig und sei ihm die Erde leicht, wie er ihr schwer geworden! — der Küster von St. Vith. Er ließ sich daher auch niemals unter seinen Gästen sehen, und war, wenn ihn Jemand, insbesondere ein Fremder, aufsuchte, sehr kurz angebunden, weil er das Mißtrauen hegte, daß man ihn, gleich den Glocken im Eichbaume, nur als eine Rarität in Augenschein nehmen wolle. Wir gestehen, daß auch wir den Leser aus keinem andern Grunde zu ihm geführt haben, und kehren deshalb, ohne uns mit ihm in ein Gespräch einzulassen, zu unserer Gesellschaft zurück. Diese hatte sich inmittelst um einen unserer Bekannten, nemlich den Rektor, welcher erst seine Schule abgehalten, vermehrt, und seiner Gegenwart mag es wol zuzuschreiben sein,

daß das junge Volk sich weniger ausgelassen, wie sonst gerirte, und sich insbesondere des sonst üblichen Bombardements mit Kirschsteinen enthielt. Bei Bertha, welche wiederum mit einem weißen, diesmal von Minchens Hand sauber geplätteten Kleide angethan war, schien der Augenblick gekommen, wo ihr die Gesellschaft lästig zu werden begann, und sie das Bedürfniß fühlte, sich abzusondern. Sie gab Hedwig Sobbe einen Wink und machte mit ihr einen Gang durch den Garten. Letztern schmückte ein so üppiger Flor von Rosen, Nelken, Violen und andern Blumen, daß sich Niemand ein Gewissen daraus machen durfte, einen kleinen Raub an ihnen zu begehen. Bertha besaß eine besondere Geschicklichkeit darin, Blumen und Laubwerk, sei es mit dem Pinsel auf dem Papier, oder in Natur zu einem anmuthigen Strauße oder Kranze zu verbinden. Sie erinnerte sich des jungen frühverstorbenen Mädchens, von welchem auf dem Herwege die Rede gewesen war, und das auch sie noch gekannt hatte, und gedachte ihr einen Kranz zu winden, um auf dem Heimgange ihren Grabhügel damit zu zieren. Sie brach deshalb hier eine rothe, dort eine weiße Rose vom Strauche, während Hedwig ohne Auswahl von allen Blumen pflückte, um ihr eignes Köpfchen mit ihnen zu schmücken, und beide Mädchen begaben sich sodann in eine entfernte Laube, und begannen dort ihre Arbeit. Vier Augen hatten ihnen, oder vielmehr Bertha nachgeschaut, zwei mit trüben, entsagenden, und zwei mit leuch-

tenden, verlangenden Blicken. Und der die letztern ihnen nachsandte, der verließ jetzt leise seinen Platz und eilte auf Umwegen jener Laube zu. Die beiden Kranzwinderinnen fuhren erschrocken auf, als der Doctor plötzlich vor ihnen stand, und während Hedwig einen leisen Schrei ausstieß, ließ Bertha den begonnenen Kranz aus der Hand fallen. Der Doctor bückte sich gleichzeitig mit ihr zur Erde, um ihn aufzuheben, und ihre Stirnen und Hände berührten sich. Er bat um Verzeihung, daß sein zufälliges Erscheinen sie erschreckt habe und fragte dann:

„Wer ist denn der oder die Glückliche, deren Haupt dieser Kranz zieren soll? Fräulein Bertha!"

„Muß es denn immer ein Haupt sein, für das man Kränze windet," erwiderte sie ernst.

„O *nein*, man schmückt noch viele andere Dinge damit: Bilder und Büsten, Spiegel und Wände, Aerndtewagen und Hausgiebel, Pfingstochsen und Festkuchen" —

„Und nicht auch Gräber?" —

„Freilich, und möchte der Kranz in Ihrer Hand für einen Grabhügel bestimmt sein, so könnte ich den Todten beneiden, der darunter ruhet."

Bertha schwieg, schaute aber mit einem Blicke zu ihm auf, welcher ihm mehr zu sagen schien, als Tausend Worte, und er fuhr fort:

„Es sei denn, daß ich ihn mit dem Todten theilen dürfte."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Und Bertha löſte eine weiße Roſe aus dem Kranze und reichte ſie ihm dar.

Er führte ſie an ſeine Lippen und verließ die Laube.

Die jungen Mädchen vollendeten jetzt raſch ihre Arbeit und kehrten, indem Bertha ihren Kranz in der Hand trug, und Hedwig ſich den ihrigen um den Hut ſchlang, zur Geſellſchaft zurück. Als ſich dieſe bald darauf zur Heimkehr anſchickte, wurde der Doctor vermißt. Man wartete eine Weile vergebens auf ihn, und trat dann den Rückweg an.

Sechstes Kapitel.

Welche Stadt oder welches Städtchen hätte nicht in ſeiner Nähe ein ſogenanntes Philoſophenwäldchen oder eine Seufzer-Allee, kurz einen einſamen ſchattigen Spaziergang aufzuweiſen, welcher, fernab von dem Geräuſche der Landſtraße, von ſolchen, die gern ſehen und gern geſehen werden, eben ſo ſehr gemieden, wie von denen, welche aus irgend einem Grunde die Einſamkeit lieben, aufgeſucht wird! Man kann daſelbſt faſt zu jeder Tageszeit bald die eine bald die andere mehr oder minder ſeltſame Geſtalt raſch oder langſam mit Blicken, die weder rechts noch links ſchauen, auf und nieder wandeln ſehen. In größern Städten ſind es meiſt verſtaubte Gelehrte, pen-

sionirte Beamte oder Stabsoffiziere, unzufriedene, mit Gott und der Welt hadernde Politiker oder hysterische alte Jungfern, welche, allenfalls in Begleitung eines dickwanstigen Köters, dort ihren Grillen nachzuhangen pflegen. Unser Städtchen hatte diesem Bedürfnisse für den möglichen Entstehungsfall durch eine am Rande einer Haide angelegte Tannen-Allee abzuhelfen gesucht. Der Weg dahin führte aus dem östlichen Thore an dem sogegannten „Langen Jammer," einem, von Fürstlicher Munifizenz für arme Handwerker und Tagelöhner erbauten, in viele kleine Wohnungen abgetheilten casernenartigen Gebäude vorüber, lief dann, sich mit einer scharfen Wendung links schlagend, einen bewaldeten Hügel entlang und theilte sich hinter diesem in drei kleinere Pfade, von denen die beiden äußersten sich in die Haide verliefen, während der mittlere in die Tannen-Allee mündete. Am Ende derselben befand sich ein Pavillon, welcher von der Schützengesellschaft zu einer Zeit dort errichtet war, als die Allee auch noch als Scheibenstand benutzt wurde.

Es war um die dritte Stunde Morgens, und die Sonne tauchte eben über dem Saume der Haide empor, als sich in der Allee zuerst der Assessor Unruh mit zwei jungen Männern und dem Chirurgus Staudach, und bald darauf der Doctor Nebel mit dem Referendar Emmich einfanden. Man wird leicht errathen, daß hier ein Zweikampf vor sich gehen sollte.

Zwischen Unruh und dem Doctor hatten schon mehr-

mals kleine Reibungen stattgefunden, ohne daß solche jedoch zu ernstern Conflicten geführt hätten. Erstere waren stets von Unruh ausgegangen, indem das ernste pathetische Wesen des Doctors, welches jener für ein erkünsteltes, angenommenes, hielt, fortwährend seinen Witz herausforderte, und ihn überdies vielleicht auch das, seiner Meinung nach, unverdiente Interesse verdroß, welches die Damenwelt für dessen Persönlichkeit an den Tag legte. Wo er auch mit ihm zusammentreffen mochte, es drängte ihn immer, dem breitspurigen Gesellen das Widerspiel zu halten und zwar um so mehr, als er des Beifalls der übrigen Herren gewiß sein durfte. In Folge dessen hatte sich beim Doctor eine Bitterkeit gegen ihn erzeugt, welche zuletzt in Haß übergegangen war, und er wartete nur auf eine Gelegenheit, welche ihm auch in den Augen Anderer einen gerechten Anlaß bieten möchte, diesem Gefühle Luft zu machen. Einen solchen Anlaß glaubte er nun in der Aeußerung, welche Unruh auf dem Gange nach St. Vith über ihn und Bertha gethan, gefunden zu haben, und er hatte deshalb schon unterwegs den Referendar Emmich beauftragt, ihm eine Herausforderung zugehen zu lassen. Dieser war denn auch nach einem vergeblichen Versuche, den Doctor von seinem Vorhaben abzubringen, jenem Auftrage nachgekommen, und wenngleich Unruh sich nicht wenig davon überrascht fühlte, weil er an eine Beleidigung des Doctors gar nicht gedacht hatte, so war er doch nicht der Mann,

einem, wenn auch vom Zaune gebrochenen, Duell auszuweichen. Er hatte deshalb die Forderung angenommen und es sollte jetzt in der Seufzer-Allee zum Zweikampfe geschritten werden. Es wurde hier nun abermals von den Sekundanten ernstlich versucht, eine Versöhnung zwischen den beiden Gegnern zu Stande zu bringen, allein sie stießen dabei auf einen so entschiedenen Widerstand auf Seiten des Doctors, daß sie davon ablassen mußten. Mochte dieser sich darüber klar sein oder nicht, — es hatte sich zu seinem Hasse wider Unruh inmittelst auch noch ein anderes Motiv gesellt, welches ihn dazu drängte, sich mit ihm zu messen, und dies Motiv war die Liebe. Seit der gestrigen Scene in der Gartenlaube zweifelte er nicht mehr daran, daß Bertha seine Neigung zu ihr erwiedere; er glaubte sich vielmehr schon als ihren Verlobten ansehen zu dürfen, dessen Recht und ritterliche Pflicht es sei, auch für die geringste seiner Geliebten zugefügte Beleidigung Genugthuung zu fordern. Dazu kam noch, daß sie ihm aus einem Todtenkranze eine Rose gereicht, — ein übles Omen für die Dauer ihres jungen Liebesglückes! — wie romantisch, wie himmlisch würd' es sein, wenn sich dies Omen jetzt schon erfüllen, wenn er für die Geliebte in einem Augenblicke sein Leben lassen möchte, wo noch nichts ihre Seligkeit getrübt habe! Wie würde sie die Hände ringen über seinem frühen Grabe, welch' anbetende Verehrung würde er in ihrem Herzen genießen, wie würde er in diesem Herzen fort-

leben bis es bräche in Jammer und Schmerz über den dahingeſchiedenen Freund! — Und möchte er mit dem Leben davon kommen, wie müßt' es nicht ihre Neigung zur leidenſchaftlichen Flamme anfachen, wenn ſie erfuhr, daß er es für ſie, für ihre Ehre eingeſetzt habe! Und wie würden ſie dann alle ſchweigen, die loſen Mäuler — doch, wer weiß, was Alles in dieſem phantaſtiſchen Kopfe unklar durcheinander wogen mochte! — genug, daß er alle Vermittelungsvorſchläge beharrlich ablehnte. Die Forderung lautete auf drei Kugeln und funfzehn Schritte. Während der Wundarzt auf der Treppe des Pavillons ſeine Inſtrumente ausbreitete, maßen die Sekundanten die Entfernung ab, der Unparteiiſche nahm ſeine Stelle ein und die Gegner traten auf die Menſur. Der Doctor trug die Roſe, die ihm Bertha gegeben, im Knopfloche. Er hatte als der Beleidigte den erſten Schuß. Der Unparteiiſche zählte eins, zwei, drei — der Schuß fiel, hatte aber nicht getroffen. Auch Unruh fehlte den ſeinen. Der Doctor that jetzt den zweiten Schuß. Er hatte eben ſein Piſtol abgefeuert, als man ihn zurücktaumeln, die Waffe fortſchleudern und ſich mit beiden Händen nach dem Geſichte greifen ſah. Die Sekundanten und der Wundarzt eilten auf ihn zu, und bemerkten zu ihrem Erſtaunen, daß er ſtark im Geſichte blute. Seine Kugel war, wie die nähere Unterſuchung ergab, wider einen der großen Radnägel, womit die Thür des Pavillons reichlich beſchlagen war, geflogen, und hatte zurückprallend

ihren Absender unter dem rechten Auge verletzt. Nachdem die Wunde abgewaschen war, zeigte sich, daß die Kugel die Wange nur gestreift hatte, diese schwoll aber in wenigen Minuten so stark an, daß das Auge kaum mehr sichtbar war, und von der Fortsetzung des Duells heute keine Rede mehr sein konnte. Der Doctor, welchem es ohnehin mehr um den Zweikampf selbst, als um die Art des Ausganges zu thun gewesen war, nahm daher Satisfaction an und beide Gegner reichten sich die Hand. Unruh, welcher die plattgedrückte Kugel unter den Tannennadeln aufgefunden hatte, überreichte sie dem Doctor und sprach:

„Gut, daß die Canaille den Nagelkopf statt des meinen getroffen; ich höre sie noch an meinem Ohre vorübersausen. Wär' ich so malitiös wie Sie, Herr Doctor, so würde ich jetzt den Schlußchorus aus dem Freischütz anstimmen. Denn wie ich nicht bezweifle, ist diese Kugel unter Anrufung des Bösen als die letzte von den sieben gegossen, von denen sechse ihr Ziel treffen, die siebente aber, als dem Teufel gehörig, auf den Schützen zurück fliegt und ihm das Lebenslicht ausbläst. Glücklicherweise muß indeß bei der Zauberformel etwas versehen sein, und deshalb sind Sie mit einem blauen Auge davon gekommen."

„Glauben Sie immerhin, daß ich mit dem Bösen im Bunde stehe," erwiederte der Doctor, „vielleicht halten Sie dann künftig Ihren Witz besser im Zügel."

„Er ist leider ein Durchgänger, und bringt mich, wie Sie eben gesehen haben, mitunter sogar in Lebensgefahr," entgegnete Unruh.

Nachdem der Chirurg die Wunde bepflastert und man sich gegenseitig das Versprechen gegeben hatte, die Sache möglichst geheim zu halten, machte der Doctor sich mit Emmich eiligst davon, damit er seine Wohnung erreiche, bevor es auf den Straßen lebhaft zu werden beginne. Das war ihm nun allerdings auch gelungen, demungeachtet aber ging gegen acht Uhr selbigen Morgens kein Kind zur Schule, welches nicht gewußt hätte, daß der neue Doctor und Unruh „sich gekämpft" und jener dabei tödtlich verwundet sei. Im „Langen Jammer" stand man gar früh auf; man hatte dort die Schüsse vernommen und bald darauf, erst den Doctor und dann die übrigen jungen Männer mit Herrn Staudach, erstern mit verbundenem Kopfe vorübergehen sehen.

Im Krengel'schen Hause saß man noch um den Kaffeetisch, als die Kunde dorthin gelangte. Der Postmeister hatte sie eben von einer Magd aus der Nachbarschaft des Doctors, welche einen Brief zur Post gegeben, vernommen, und, erfreuet, der Ueberbringer einer so interessanten Neuigkeit zu sein, kam er damit in das Zimmer zu seinen Schwestern gestürzt. Meta erblaßte und seufzte: o meine Ahnung! während Minchen, die Hände zusammenschlagend, rief: „der arme Unruh!" — „Den bedauerst du," — wollte Meta sagen, allein das Wort

erstarb ihr auf der Lippe, denn sie sah, daß Bertha todtenbleich, die rechte Hand wider ihr Herz pressend, auf ihrem Stuhle zurückgesunken war. Sie stürzte, laut ihren Namen rufend, auf sie zu, während Minchen hinauseilte, um Wasser zu holen, und der Postmeister auf die Straße lief, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Bertha schlug nach einer Weile ihre Augen auf, richtete sich empor und rief, indem sie Meta heftig von sich stieß:

„Nicht Unruh, ich bin seine Mörderin!"

Dann sprang sie auf und schritt eiligst der Thür zu, sank aber auf der Schwelle der Tante Minchen ohnmächtig in die Arme, und diese trug sie mit Meta's Hülfe auf das Sopha. Man benetzte ihre Schläfen mit Wasser, und ihre Lebensgeister kehrten allmälig zurück. Jetzt sprang sie abermals empor und rief:

„Laßt mich zu ihm, oder das Herz zerspringt mir."

In demselben Augenblicke kehrte der Postmeister in's Zimmer zurück und sagte gelassen, ja in einem Tone, als ob er bedauere, daß das Gerücht die Sache übertrieben und die Neuigkeit somit ihren Hauptreiz verloren habe: „Beruhigt euch, das Duell hat allerdings stattgefunden, aber der Doctor ist dabei nur ganz unbedeutend verletzt, ich hab' es aus Staudach's eigenem Munde, der dabei gewesen."

Während er nun den ganzen Hergang der Sache, so viel er davon erfahren, erzählte, drückte Bertha ihr Gesicht in das Sophakissen, und brach dann in ein krampf-

haftes Weinen aus. Man ließ sie ruhig gewähren, und als sie endlich zwar stiller wurde, jedoch reglos in ihrer Lage verharrte, da winkte Meta dem Bruder, daß er hinausgehen möge. Dieser verließ denn auch kopfschüttelnd das Zimmer; das Benehmen Bertha's war ihm gleich einem versiegelten Briefe. Meta neigte sich zu Bertha nieder und versetzte:

„Nun sag mir, Bertha, was hast du damit gemeint, als du sagtest: nicht Unruh, sondern du seiest seine Mörderin?"

Sie mußte diese Frage aber mehrmals wiederholen, bevor sie Bertha ein Wort zu entlocken vermochte. Ja, diese wagte noch immer nicht aufzublicken, weil sie sich schämte, ihre Gefühle gegen den Doctor in demselben Augenblicke verrathen zu haben, als sie sich deren selber erst recht deutlich bewußt geworden war. Erst, als Meta über ihr beharrliches Schweigen unwillig zu werden begann, erzählte sie nicht allein, daß der Doctor ihr auf dem Wege nach St. Vith nicht undeutlich zu verstehen gegeben habe, was er für sie empfinde, sondern auch, daß, und unter welchen Umständen sie ihm die Rose gereicht habe. Meta schien mit der Art und Weise, wie sich die Dinge gestaltet hatten, überaus zufrieden; sie schloß Bertha in ihre Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

Minchen schaute dagegen gar nachdenklich und bekümmert darein. Nicht allein, daß sie sich von der That-

ſache unangenehm überraſcht fühlte, ſie vermochte es mit der Liebe des Doctors zu Bertha durchaus nicht zu reimen, wie dieſer, nachdem er ſich eben ihrer Gegenliebe verſichert, ſein Leben, nach ihrer Meinung ſo muthwillig auf's Spiel habe ſetzen können. Sie konnte kein Vertrauen zu einem Verhältniſſe faſſen, das ſchon in ſeinem Beginn einen ſo ungewöhnlichen, abenteuerlichen Anſtrich hatte. Jedenfalls waren beide Schweſtern von den entgegengeſetzteſten Gedanken und Empfindungen bewegt, aber jede hielt die ihrigen vor der andern verborgen. Minchen ſprach gegen Meta unter vier Augen nur den Wunſch aus, daß, wenn der Doctor ſich näher erklären möchte, man wenigſtens die öffentliche Verlobung nicht beeile, und letztere gab ihr darin um ſo bereitwilliger nach, als ſie gefürchtet hatte, daß Minchen ſelbſt einem heimlichen Verlöbniß ihre Zuſtimmung verſagen und ſo vielleicht abermals eine Spannung unter ihnen entſtehen werde.

Während das zwiſchen dem Doctor und Unruh ſtattgehabte Duell die Einwohner des Städtchens lebhaft beſchäftigte, und die eine oder die andere Hausfrau nichts Eiligeres zu thun hatte, als ſich für den Nachmittag eine Kaffeegeſellſchaft zu bitten, damit die Sache einer gründlichen Beſprechung unterworfen werde, befand ſich Ein Menſch in nicht geringer Verlegenheit, und dies war der Bürgermeiſter, welchem als Verwalter der Polizei zunächſt die Pflicht oblag, bei ſtrafbaren Handlungen

gegen den Thäter einzuſchreiten. Sollte er von dem Vorfalle Kenntniß nehmen oder nicht? — das war die Frage. Mit dem fremden Doctor allein hätte er eben nicht viel Umſtände gemacht, aber Unruh, den Liebling der Götter und Menſchen, dem Freunde, dem er ſo manche vergnügte Stunde verdankte, der ihm ſo manche amtliche oder häusliche Sorge aus Kopf und Herzen weggeſcherzt hatte, — eben dem mit der ſtrengen Amtsmiene entgegenzutreten und ein peinliches Verhör mit ihm anzuſtellen, — die Situation hatte neben einer komiſchen, doch auch eine gar zu ernſte, mißliche Seite. Hier der Freund, deſſen Freiheit doch mindeſtens auf Ein Jahr bedroht ſchien, wenn er that, was ſeines Amtes, dort eine ellenlange Naſe ſeitens königlicher Regierung oder gar noch etwas Schlimmeres, wenn er ſolches unterließ. War ihm doch ſchon einmal von letzterer inſinuirt worden, daß der patriarchaliſchen Wirthſchaft, welche noch von reichsgräflichen Zeiten her im Städtchen herrſche und walte, endlich einmal ein Ende gemacht und das Geſetz ohne jegliches Anſehen der Perſon gehandhabt werden müſſe. Er zog in ſeiner Bedrängniß den Kammeractuar Piepmeier zu Rathe, von welchem er wußte, daß er Unruh nicht minder gewogen ſei. Dieſer ſetzte, wie immer, wenn ihm ein bedenklicher casus zur Entſcheidung vorgetragen wurde, ſeine Brille auf, gleich als ob er dadurch auch ſeinem innern Sehvermögen zu Hülfe zu kommen gedächte, dann aber zog er ſein Geſicht

in gar bedenkliche Falten, sprach von großer Verantwortlichkeit, von möglichem Amts- und Gehaltsverluste für den Fall des Nichteinschreitens u. s. w., fügte jedoch hinzu, wie er zu dem Inculpaten das Vertrauen hege, daß er sich aus der Sache möglichst herauslügen werde, und Unruh wurde, um ihm Zeit zu lassen, sich nach Ausflüchten umzusehen, auf den nächstfolgenden Tag citirt. Die Vorladung traf diesen denn auch nichts weniger als unvorbereitet; er hatte mit seinen Complicen längst das Nöthige verabredet. Nachdem er sich um die bestimmte Stunde vor dem Bürgermeister eingefunden, ließ er sich im Wesentlichen dahin vernehmen: „wie es auch ihm zu Ohren gekommen, daß er mit dem Doctor Nebel am sechszehnten hujus früh Morgens ein Pistolen-Duell gehabt und diesen dabei verwundet haben solle; wie er ferner auch keineswegs läugnen wolle, daß die Umstände, unter welchen solches angeblich stattgefunden, wol dazu angethan seien, jenes Gerücht entstehen zu lassen, er aber demungeachtet dasselbe als grundlos bestreiten müsse. Verwundet sei der Doctor Nebel um die angegebene Zeit allerdings, jedoch nicht in einem Duelle, sondern bei Gelegenheit eines Wettschießens mit Pistolen, auch nicht von ihm, sondern von seiner eigenen Hand, indem er wunderbarer Weise einmal einen Nagel mitten auf den Kopf getroffen, die Kugel zurückgeprallt und ihm in's Gesicht gefahren sei. Wenn ihm vorgehalten werde, wie es jedenfalls höchst auffallend erscheine, daß der

Chirurgus Staudach bei dem Wettschießen zugegen gewesen, da dieser sich doch eingestandenermaßen nicht daran betheiligt habe, so müsse er bemerken, daß dessen Anwesenheit einem bloßen Zufalle zuzuschreiben, indem der p. p. Staudach sich bekanntlich stark auf die Bienenzucht verlege, und als guter Bienenvater an jenem Morgen hinausgegangen sei, um nach seinen Immenstöcken auf der Schiffhaide zu sehen."

So lautete die aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzte Aussage Unruh's. — Doch, der Mann ist ein Anderer in seiner Amtsstube und ein Anderer hinter der Weinflasche. Ob der Bürgermeister, welcher ja selbst dringend gewünscht und erwartet hatte, daß es Unruh gelingen möge, das Gerücht auf irgend eine glaubwürdige Weise zu dementiren, sich nun doch durch das kecke Läugnen des Beschuldigten in seiner Amtswürde verletzt fühlen mochte, oder ob er ihm zeigen wollte, daß er sich auch von ihm, dem Schlausten der Schlauen, nicht so leicht ein X für ein U machen lasse, — genug, daß er im Laufe des Verhörs den Freund immer mehr hinter den Beamten zurücktreten ließ, und dem Beschuldigten mit allerlei Kreuz- und Querfragen stark zu Leibe ging. Dieser aber wußte dennoch alle Angriffe geschickt von sich abzuwehren, und vielleicht auch durch den größern Ernst, mit welchem er auf die Sache einzugehen schien, den gestrengen Inquisitor zu bestimmen, daß er wieder mildere Saiten aufspannte. Nachmittags wurde nun auch zur

Vernehmung der übrigen Betheiligten geschritten, und, wie natürlich, stimmten ihre Angaben mit denen Unruh's genau überein. Nachdem nun auch das corpus delicti, die plattgedrückte Kugel herbeigeschafft war, und eine Localbesichtigung ergeben hatte, daß einer der Thürnägel an dem Pavillon wirklich die Spur eines dawider geprallten harten Gegenstandes zeigte, glaubte der Bürgermeister seiner Amtspflicht ein volles Genüge gethan zu haben, und verfügte daher mangels sonstiger Ueberführungsstücke die Reposition der Acten.

So hatte denn Unruh das Vertrauen des Hofkammeractuars Piepmeier, daß er sich schon aus der Sache herauslügen werde, glänzend gerechtfertigt, und man nahm auch im Städtchen gern die Miene an, als ob man dem Märchen von dem Wettschießen bei Sonnenaufgang in der Seufzerallee vollen Glauben beimesse.

Siebentes Kapitel.

Es sind seit diesen Ereignissen etwa vierzehn Tage verflossen. Wir denken nicht, den Leser zu überraschen, wenn wir ihm den Doctor und Bertha als ein paar Verlobte vorstellen. Gratulationen werden freilich einstweilen noch nicht angenommen, denn das Verlöbniß soll auf Minchens Wunsch, wegen der allzugroßen Jugend

der Braut, noch ein Familien-Geheimniß bleiben, und das ganze Städtchen hat sich stillschweigend damit einverstanden erklärt.

Die Hinterseite des Krengel'schen Gartens war von einer mit Obstbäumen bepflanzten Wiese und letztere von einem Nebenarme des Emsflusses begränzt, welcher in einer Entfernung von zehn Minuten unterhalb eine Mühle trieb. Am diesseitigen Ufer war ein Nachen befestigt, welcher eigentlich dazu bestimmt war, das Getreide des Postmeisters zur Mühle zu schaffen, jedoch auch häufig zu Spazierfahrten benutzt wurde. Von den lang herabwallenden Zweigen einer Trauerweide beschattet, ließ sich's an schwülen Sommertagen gar lieblich in seinem Schooße ruhen, und Bertha hatte schon manche Stunde in ihm verträumt. Wie mit magischer Gewalt zog es sie, insbesondere in den Abenddämmerstunden, dorthin. Sie neigte sich dann entweder zu dem klaren Wasserspiegel hinab, und versenkte sehnsuchtsvoll ihre Blicke in die kühle Tiefe, indem sie die Wellen durch ihre Hand gleiten ließ, oder sie streckte sich auf dem mit Binsen bedeckten Boden aus und sah den Sternen zu, wie sie immer heller und glänzender durch die Weidenzweige schimmerten, so daß es ihr oft nicht anders war, als ob sie wie goldne Blüten dicht über ihrem Haupte hingen, und sie die Arme nur zu erheben brauche, um sie zu pflücken.

In diesem Nachen hatte der Doctor sie vor einigen

Tagen überraſcht, hier hatten ſie das Wort der Liebe miteinander gewechſelt, und hier finden wir ſie auch jetzt in traulichem Geſpräche, während die niedergehende Sonne auf den Wellen des ſanft dahin gleitenden Mühlbaches zittert.

Liebende pflegen die Zeit, welche ſie durchlebt, ehe ſie ſich gefunden haben, im erſten Rauſche der Leidenſchaft wie eine verlorne anzuſehn, ohne zu bedenken, daß, wenn ſie ſchon als Kinder miteinander aufgewachſen, vielleicht nie der Augenblick gekommen wäre, der ihre Herzen vereint hätte: denn ein Engel wächſt nie unter unſern Augen auf, er tritt plötzlich, wie aus einer Wolke, vor uns hin. Sie möchten ſich gern bereden, daß ſie, wie für die Ewigkeit, ſo auch ſchon von Ewigkeit her für einander beſtimmt geweſen, daß ſie ſich ſchon einmal auf einem andern Sterne begegnet ſeien, und ihre Liebe nichts ſei, als ein himmliſcher Strahl, in deſſen Lichte ſie ſich wiedergeſehen und wiedererkannt. Nachdem ſie daher dem erſten Drange der Gefühle in Küſſen und Umarmungen Luft gemacht haben, ſuchen ſie die verlornen Zeiten dadurch für ſich wieder zu gewinnen, daß ſie ſich wechſelſeitig ihre bisherigen Erlebniſſe mittheilen, und ſo wenigſtens in der Einbildung ihre Vergangenheit gemeinſam durchleben. Und wohl ihnen, wenn Keiner dabei Etwas zu verſchweigen hat!

Wenngleich der Doctor von Bertha's Verhältniſſen im Allgemeinen ſchon durch Meta unterrichtet war, ſo

wollte er dennoch auch aus ihrem Munde das Bekannte gern noch einmal vernehmen, und zwar selbst auf die Gefahr hin, daß solches nicht geschehen könne, ohne die schmerzlichsten Erinnerungen in ihr wach zu rufen.

„Zeig mir dein Herz mit all' seinen Wunden, denn nur so ist es mein!" rief er, als Bertha mit einiger Zurückhaltung davon sprach, daß ihre Kindheit keine glückliche gewesen. Und sie barg ihr Gesicht an seinem Busen und sagte:

„Ach, das macht ja das Unglück meines Lebens aus, daß ich nicht von meinem Vater reden kann, ohne meine Mutter, und nicht von meiner Mutter, ohne meinen Vater anzuklagen."

„So hältst du beide für schuldig?"

„Schuldig? — o versteh mich recht. Ich will sagen: wenn ich von meiner Mutter allein rede, so kann ich von ihr nur Gutes reden, und wenn von meinem Vater, so kann ich auch nicht anders; sie sind beide unendlich gut, gut gegen mich, gegen Alle, nur nicht — gegeneinander."

„Sind sie vielleicht in ihrer Denkart, in ihren Geistesrichtungen zu verschieden?"

„Darüber habe ich ja selbst kein Urtheil, aber die Tante sagt immer, sie seien sich nur zu gleich."

„Worüber haderten sie denn zumeist?"

„Worüber sie haderten? — ja, wie könnt ich das sagen! Es war ein ewiger Unfriede zwischen ihnen, ein Zürnen und Grollen ohne Ende. Ich meine, es fühlte

der Eine sich schon durch die bloße Gegenwart des Andern beleidigt. Nach meinen frühesten Erinnerungen warf die Mutter dem Vater immer vor, daß er den ganzen Tag über in seinem Atelier sitze, und für nichts Sinn habe, als für seine Kunst, und der Vater der Mutter, daß sie über ihren Büchern und ihrem Clavierspiel den Haushalt vernachlässige und es ihm an Allem fehlen lasse. Damals versöhnten sie sich aber noch wol miteinander und begegneten sich dann eine Weile liebreich und freundlich. Darauf kam jedoch, wie ich meine, eine lange Zeit, wo jeder Verkehr zwischen ihnen aufgehoben schien, und der Vater sich sogar nur selten beim Mittagstische einfand. Eines Tages aber — ach, laß mich schweigen! — schon der bloße Gedanke daran läßt mich die Schauer jener Augenblicke wieder empfinden."

„Sprich, liebe Bertha, vielleicht befreiest du dein Herz für immer von dieser Last."

„Eines Tages kam der Vater um Mittag vom Schlosse zu Hause, — er gab nemlich den jungen Prinzessinnen Unterricht im Zeichnen — ich stand, ihn erwartend, vor unserer Pforte und lief ihm eine Strecke entgegen. Er nahm mich an die Hand, und wie wir an die Thür des Ateliers kommen, welches er immer verschlossen hielt, da sucht er sie vergebens zu öffnen, und ich muß den Schlosser rufen, damit er sie aufbreche. Wir treten ein und der Vater bleibt plötzlich wie angewurzelt stehen, und blickt starr auf die Staffelei. Dort stand ein Bild — es stellte,

glaub ich, die Gouvernante der Prinzessinnen vor — dessen Gesicht war kreuz und quer durchschnitten, und am Boden, nah an der Wand, lag ein zweites kleineres derselben Dame, das war, wie es schien, mit den Füßen eingetreten. Darauf rennt der Vater wie ein Wahnsinniger hinaus und hinauf zum Zimmer der Mutter und ich eile ihm in tödtlichster Angst weinend und schreiend nach. Sie tritt aus der Thür, todtenbleich mit halb aufgelösten Haaren, und der Vater stürzt auf sie los, schlingt seine Hand um ihre Haare und reißt sie rücklings zu Boden und ruft — und ruft — o, daß ich es einmal vergäße, was er gerufen, aussprechen kann ich es nicht. Ich glaubte, er wolle sie morden, und werfe mich über sie und wehre ihn ab; — da aber hört meine Erinnerung auf, ich weiß nur noch, daß ich den Vater in mehren Tagen nicht sah, und ihn fürchtete, weil er mir gar zu schrecklich erschienen war, wie er die Mutter zu Boden riß. Das war kurz vor meiner Confirmation und bald darauf brachte die Mutter mich hieher."

Bertha schwieg und trocknete ihre Augen.

„Und du hast keine freundliche Erinnerung, nicht Eine aus deiner Kindheit?" fragte er nach einer Pause.

Sie sann ein wenig nach und entgegnete dann:

„Nur aus meiner frühesten Kindheit, und auch sie knüpfen sich allein an das Weihnachtsfest. Da schienen die Eltern allemal Frieden miteinander geschlossen zu haben, und ich entsinne mich noch eines Christfestes, wo

ich mich Angesichts des brennenden Weihnachtsbaumes in ihre Mitte setzen mußte und sie mich küßten, und der Vater die Mutter herzlich umarmte. — In der letzten Zeit brachte ich ganze Tage im Hause des Hofpredigers zu, aber auch da war ich nicht gerne; denn der Hofprediger sprach nicht gut von den Eltern; er tadelte sie, daß sie die Kirche nicht besuchten, und auch nicht zum Tische des Herrn gingen, und das that mir weh."

„Daran erkenne ich meine Pappenheimer," versetzte der Doctor. „Ob im Meßgewande oder im Talar, sie fordern ob ihres heiligen Amtes und vermöge ihres geistlichen Stolzes Ehrerbietung und Gehorsam von Jedermann, wie auch ihr eigner Wandel beschaffen sein möge; aber Eltern, deren Amt doch auch ein nicht minder heiliges ist, die Achtung und Liebe ihrer Kinder zu entziehen, im Falle sie sich von der liebenden Mutter, wie sie die Kirche nennen, lossagen möchten, daraus macht sich kein Pfaffe ein Gewissen."

„Du thust ihnen wol Unrecht; ich weiß, nicht Alle denken so. Der Hofprediger war ein strenger, finsterer und kränklicher Mann, von dem man sagte, es könne ihm Niemand ein Genüge thun. Aber du solltest einmal den Rektor hören, wie der so milde und so frei ist von jeglichem Stolze! Während er an sich selbst die höchsten Anforderungen zu machen scheint, übt er gegen Andere die größte Nachsicht aus. Er sagt, wir seien allesammt schwache irrende Menschen, die ohne die gött-

liche Gnade nichts vermöchten, und solches in Demuth zu erkennen, sei unsere höchste Tugend."

„Ist das nicht die Rede, die Alle im Munde führen! Nennt sich doch sogar der Papst, dieser zweite Nebukad-Nezar, in dessen Person die Selbstvergötterung ihren höchsten Gipfel erstiegen hat, einen Knecht der Knechte Gottes, und Jeder dieser Herren dünkt sich bekanntlich ein kleiner Papst. Mögen sie immerhin von der Kanzel herab sich gleichfalls als elende Sünder bekennen, im Herzen denken sie doch, daß ihre lieben Zuhörer zwischen sich und dem Herrn Pfarrer schon selber einen Unterschied machen würden. Auch der Rektor wird davon keine Ausnahme machen."

Bertha fühlte sich von der Wendung, welche der Doctor dem Gespräche gegeben hatte, unangenehm berührt, und versetzte daher:

„Und nun erzähle mir auch aus deinem eignen Leben. Ist es denn wahr, was die Leute sagen, daß du zum Tode verurtheilt gewesen seiest, weil du dich wider den König verschworen?"

„Was dies Völkchen hier zu seinem Amüsement nicht Alles zusammenfabelt! Nichts ist ihnen schmackhaft genug, wie es ihnen geboten wird, sie wollen es immer noch würziger haben. Sie machen aus einem Schneeball eine Lawine und wenn Jemand geköpft ist, so wollen sie ihn wo möglich auch noch geviertheilt oder gerädert wissen. Ein Haupt, welches schon einmal den Todesmächten

verfallen war, ſieht ſich freilich intereſſanter an, wie ſo ein gewöhnlicher Kopf, welcher ſich immer ſicher gefühlt hat auf ſeinem Rumpfe. Man haut ſich ſolch Haupt in Gedanken vielleicht einmal herunter, ſchiebt es ſeinem frühern Inhaber unter den Arm und läßt ihn, gleich dem Geſpenſte in der Bilderfibel, eine Laterne in der Hand, am hellen Tage umherſpuken. Wie ich indeß zum Leidweſen der guten R—r an meiner Schußwunde nicht geſtorben bin, ſo kann ich ihnen leider auch mit keinem Todesurtheile aufwarten. Zehn Jahre Feſtungsarreſt hatte man mir allerdings zugedacht, weil ich von Deutſchlands Einheit und Freiheit zu laut geträumt, und wenn nicht ein Freund meines Vaters ſich Allerhöchſten Ortes für mich verwendet hätte, ſo würde ich wol noch, ſtatt an deiner Seite" —

„An der Seite Ida's ſitzen," fiel Bertha ein.

„Du haſt den Sonettenkranz im Muſen-Almanach geleſen! Wenn nun aber dieſe Ida ein bloßes Geſchöpf meiner Einbildungskraft geweſen wäre, ein Bild, womit ich mir meine Kerkerwände ausgeſchmückt hätte? — Daß ich dir die Wahrheit bekenne! es war nicht ganz ſo. Dieſe Ida hatte wirklich Fleiſch und Bein, hieß im gewöhnlichen Leben Gertrud und hatte eine frappante Aehnlichkeit mit deiner Freundin Hedwig. Sie war die Tochter meines Kerkermeiſters, und ein gar liebes freundliches Geſchöpf mit dem reichſten Gemüthe. Nachdem ich mir das Zutrauen ihres Vaters erworben, trug ſie mir das

Essen zu und versorgte mich täglich mit frischen Blumen, und als ich einmal leicht erkrankte, war sie mir eine treue liebevolle Pflegerin. So entspann sich allmälig unter uns ein Verhältniß, welches, wenigstens dem Aeußern nach, zwischen einem geschwisterlichen und einem Liebesverhältnisse die Mitte hielt. Ein freundlicher Blick, ein herzlicher Händedruck beim Kommen und Gehen, das war der Ausdruck unserer Empfindungen und ich trug meinerseits nach einem Mehr auch kein Verlangen. Denn wenn schon die Verschiedenheit unserer Bildung ein tieferes leidenschaftliches Gefühl bei mir nicht aufkommen ließ, so verdrängte vollends die Aussicht auf eine zehnjährige Haft jeden Gedanken an eine ernstere Verbindung. Bei ihr war es freilich anders, wie sich später zeigte. Denn als nach Jahresfrist unerwartet meine Begnadigung eintraf, und ich ihr in der ersten Freude über die wiedererlangte Freiheit solches triumphirend kund that, da stand sie erst sprachlos mir gegenüber und lief dann laut weinend davon, und als es zum Abschiede kam, und ich ihr in Gegenwart ihrer Eltern die Hand reichte, da schlang sie ihre Arme um meinen Hals und wollte mich nicht lassen, und man mußte sie gewaltsam von mir losreißen."

„Ach die Aermste!" seufzte Bertha. „Und hast du später nichts wieder von ihr vernommen?"

„Nichts. Ich habe bald darauf an ihren Vater geschrieben, aber er hat meinen Brief unbeantwortet gelassen."

„Muß man nicht aber aus den Gedichten, die du ſpäter an ſie gerichtet haſt, ſchließen, daß du ſie nicht minder geliebt habeſt?“

„Die Situation war in der Idee gar zu romantiſch, als daß ich ſie nicht zu äſthetiſchen Zwecken hätte ausbeuten ſollen. Jene Gedichte ſind blos Spiele meiner Phantaſie, mein Herz hat an ihnen keinen Antheil. Darum habe ich auch eben die Sonettenform gewählt; ein wahres Gefühl verfällt nicht darauf. Wenn es ſich in den Formen der Poeſie offenbaren will, ſo bedient es ſich dieſer ohne weitere Reflexion nur ſoweit, als nöthig iſt, um künſtleriſch in die Erſcheinung zu treten; es liebt ein leichtes, luftiges Gewand, in welchem es ſich, ſeiner Natur gemäß, frei und ungehindert bewegen kann. Wer ſeine Geliebte in Sonetten beſingen kann, deſſen Liebe, er ſinge oder ſage was er wolle, iſt entweder ſchon erkaltet, oder dem Erkalten nahe. Der Goethe, welcher die Lotten, die Friederiken und die Lilli's liebte, hat nie ein Sonett gemacht; erſt der mit ſeiner Chriſtiane botaniſirende Geheime Rath hielt es für ſeine Pflicht, „Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben“, und wäre es dem Sänger von Vaucluſe vergönnt geweſen, ſeine Laura einmal an ſeine Bruſt zu ſchließen und das Feuer ihrer Küſſe einzuſaugen, ſo würde er uns ganz andere Verſe hinterlaſſen haben. — Haſt du dich denn ſchon einmal im Goethe umgeſehen?“

„Außer einigen Liedern und Werther's Leiden hab ich

noch nichts von ihm gelesen; der Rektor meint, es sei noch keine Lectüre für mich."

„Und du solltest vorerst an Geßner's Idyllen, an Gellert's Fabeln oder an Krummmacher's Parabeln deinen Geschmack bilden, nicht wahr? Auch Klopstock's Messiade sei allenfalls noch erlaubt, nur daß es, als allen christlichen Dogmen zuwiderlaufend, zu tadeln sei, daß darin ein armer bußfertiger Teufel wieder zu Gnaden aufgenommen werde! O ich kenne das. Der Herr Rektor wird mir indeß erlauben, daß ich künftig deine Lectüre leite. Die Iphigenien, die Leonoren und Dorotheen Goethe's sind glänzendere Muster ächter Weiblichkeit, als sie je ein christlicher Dichter mit Hülfe all seiner göttlichen Inspiration zu zeichnen vermocht hat, und was darüber hinausgeht, das ist vom Uebel; denn nur „das ewig Weibliche zieht uns hinan."

Der Doctor sprach noch Manches in diesem Sinne fort, ohne zu bemerken, daß Bertha seinen Worten immer weniger Aufmerksamkeit zuwandte, vielmehr träumerisch in den stillen, dämmernden Abendhimmel hineinschaute. Er schien mit ihrer Vergangenheit brechen und sie in eine neue Welt einführen zu wollen, aber sie fühlte sich von dem Geiste, der ihr von dort entgegen wehte, nicht angemuthet.

Ein Fisch sprang unmittelbar neben ihr hoch im Wasser auf, so daß die aufspritzenden Wellen ihr Gesicht benetzten.

„Er mahnt uns," sagte sie, „daß es an der Zeit ist, in's Haus zu gehen."

In demselben Augenblicke kam auch Joly, die Wachtelhündin angesprungen, und als sie bemerkte, daß der Doctor Bertha umarmte, fiel sie ihn, wol in der Meinung, daß er ihr etwas zu Leide thun wolle, heftig an. Er aber faßte sie in den Nacken und schleuderte sie weit von sich in's Wasser. Der Nachen schwankte, und Bertha wäre dem Hunde beinahe nachgestürzt, wenn sie nicht rasch einen Weidenzweig ergriffen hätte. Sie rief seinen Namen und lockte ihn an sich, aber das kleine Thier bemühte sich vergebens, an den Nachen heran zu schwimmen, der Strom trieb es noch eine ganze Strecke abwärts, ehe es ihm gelang, das Ufer zu erreichen. Während dessen suchte der Doctor Bertha, welche dem Hunde angstvoll nachschaute, zu beruhigen, allein sie schenkte seinen Worten kein Gehör, und als er ihr demnächst vom Ufer aus die Hand entgegenreichte, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein, schlug sie solche aus und sagte:

„Bemühe dich nicht, ich kann schon allein."

Darauf gingen Beide schweigend dem Hause zu.

Achtes Kapitel.

Wie wir schon im vorigen Kapitel angedeutet, wurde die Verlobung des Doctors mit Bertha als ein öffentliches Geheimniß behandelt. Jedermann sprach davon, spielte jedoch den Betheiligten gegenüber den Unwissenden. Die kleine Gesellschaft kam vor wie nach allabendlich, wenn das Wetter es erlaubte, unter der Linde an der „Scharfen Ecke" zusammen, und wenn auch Mancher im Stillen auf das Benehmen des jungen Brautpaars sein Augenmerk richtete, so enthielt sich doch Jeder, selbst Unruh, so sauer es ihm werden mochte, jeder Anspielung auf ihr Verhältniß. Ersteres wußte indeß sein Incognito auch so wohl zu wahren, daß ein Fremder unmöglich auf den Gedanken hätte verfallen können, daß zwischen ihnen irgend eine Beziehung stattfinde, und daß selbst denjenigen, welche früher die Sache für ausgemacht gehalten hatten, mitunter ein Zweifel darüber auftauchte, ob es wirklich zur Verlobung gekommen sei.

Der Doctor pflegte sich mehr mit Hedwig Sobbe, wie mit seiner Braut zu befassen, und brach gewöhnlich auch früher, als irgend ein Anderer, aus der Gesellschaft auf, während Bertha sich fast gar nicht um ihn zu kümmern schien, sich häufig entfernte oder in den allerdings seltenen Fällen, wo auch der Rektor anwesend war,

sich fast ausschließlich mit diesem unterhielt. Letzterer ließ sich indeß dadurch nicht irre machen. Er glaubte die Zeit gekommen, wo er seine Liebe zu Bertha als eine Thorheit niederzukämpfen habe, und er drängte daher mit männlicher Kraft und Entschlossenheit seine Gefühle tief in seinen Busen zurück. Was sich auch in seinem Herzen bewegen mochte, er war Bertha gegenüber wieder der verständige Lehrer, der wohlwollende, unbefangene Freund. Wenngleich es ihn auf der einen Seite auch schmerzte, daß man auch gegen ihn mit der Sache geheim that, und München ihm sogar sichtlich aus dem Wege ging, so war er doch auch andererseits wieder froh darüber, weil er sich auf diese Weise der Verlegenheit überhoben sah, über ein Ereigniß Freude bezeugen zu müssen, über welches er in mehr als Einer Rücksicht nur das Gegentheil empfinden konnte. Denn wenn er es überhaupt nicht als ein Leichtes ansah, ein so zart besaitetes, schwärmerisches Gemüth, wie das Bertha's, dauernd zu befriedigen und zu beglücken, und, seiner Meinung nach, nur eine selbstsuchtlose, nie ermüdende Liebe, eine Liebe „stark wie der Tod", solches zu vollbringen vermochte, so traute er am allerwenigsten dem Doctor die Befähigung zu, jene Aufgabe zu lösen, während er in sich die Ueberzeugung trug, daß er es Bertha an solcher Liebe nimmer würde haben fehlen lassen. Er hatte sich dem Doctor in neuester Zeit absichtlich mehr genähert, um seinem eigentlichen Wesen möglichst auf

die Spur zu kommen, allein die Erfahrungen, welche er dabei gesammelt, hatten keineswegs zu seiner Beruhigung gedient. Ungemessene Eitelkeit, mädchenhafte Gefallsucht, Rohheit des Herzens und Mangel an sittlichem Ernste, welchen er hinter einem äußern Ernste und einer gemessenen Haltung zu verstecken suchte, bildeten die Grundzüge seines Charakters, dagegen schien er sich allerdings eine gewisse Keuschheit des Gemüthes, welche die Berührung des Gemeinen ängstlich mied, bewahrt zu haben, sowie seinem Geiste eine ideale Richtung nicht abzusprechen war. Mit Bertha hatte er die Heftigkeit in seinen Gefühlsäußerungen und das phantastische Wesen gemein, nur daß er sich in letzterm gefiel, und Bertha's Phantasie eine trübere Färbung angenommen hatte. Wenn er bei solchen Eigenschaften auch nicht jedes Mädchen, welches ihm sein Glück anvertrauen möchte, um dies Glück betrügen würde, so mußten sie doch, wie der Rektor glaubte, dem Wesen Bertha's durchaus widerstreben, und er vermochte diese als das vermeintliche Opfer einer unseligen Verirrung nicht ohne das tiefste Mitleid anzuschauen. Sie erschien ihm wie eine mit Blindheit Geschlagene, an deren Lebenswege sich das Glück und das Unglück dicht nebeneinander aufgepflanzt hatten, und die ahnungslos an jenem vorübergehend sich diesem in die Arme warf. Daß er dem zusehen und schweigen mußte, das war sein bitterster Schmerz. Um so mehr aber ließ er es sich nach diesen Wahrnehmungen

angelegen sein, Bertha mit denjenigen Gütern auszustatten, deren Besitz allein die Kraft verleihet, im Elende nicht zu verzagen und sich muthvoll über irdische Verluste zu erheben.

Er hatte anfangs gefürchtet, daß sie die Unterrichtsstunden ganz aufgeben oder sich doch weniger empfänglich für seine Lehren zeigen werde, allein hierin hatte er sich glücklicherweise getäuscht. Während sie früher nur für das ein wirklich lebhaftes Interesse kundgegeben, was ihre Einbildungskraft anregte, verrieth sie jetzt eine mindestens ebenso große Theilnahme für das, was ihren Verstand in Anspruch nahm, und einen etwa dunkeln Bibel- oder sonstigen Spruch in einem schriftlichen Aufsatze zu erläutern, war ihre liebste Beschäftigung. So hatte sie unter Anderm die Wahrheit des Spruches: „Gottes Wege sind nicht unsere Wege" in einer kleinen Erzählung anschaulich zu machen gesucht, wie sie der Rektor, wie er dachte, selber nicht sinniger würde erfunden und ausgeführt haben. Auch fand er eines Tages, als er zufällig ihr Aufsatzheft durchblätterte, darin eine Predigt, welche er über den Text: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang aller Weisheit" gehalten, ihrem Hauptinhalte nach verzeichnet, und unter derselben, als Zusatz von ihr, ein brünstiges Gebet, worin sie den Herrn anflehte, sie in seiner Furcht zu erhalten. Der Rektor fühlte sich darüber so freudig bewegt, daß er ihr die Hand reichte und sie seine liebe Bertha, seine fleißige

Schülerin nannte, die ihm, wie wenige, ſein Amt zu einem ſüßen Berufe mache. Sie ließ ihre Hand in der ſeinen ruhen, und als er dieſe zurückzog, empfand er einen leiſen Druck der ihren, der ihm durch die Seele ſchauerte und ihn erkennen ließ, daß ſeine Gefühle für ſie nichts an ihrer Kraft verloren, und es nur eines geringen Anſtoßes bedürfe, die ſchlummernden zu wecken. Er öffnete mit einer gewiſſen Haſt die Flügelthür, welche in den Garten führte, indem er ſagte: „es iſt hier gar ſchwül, wir wollen ein wenig friſche Luft zulaſſen.“ Dann nahm er ihr gegenüber Platz, und begann in gewohnter Weiſe ſeinen Unterricht.

Gegen das Ende der Stunde bemerkte er, daß Minchen mehrmals an der Thür vorüberging, und es dünkte ihn, als ob ſie ihm hinter dem Rücken Bertha's zu verſtehen geben wolle, daß ſie ihm etwas zu ſagen wünſche. Er trat deshalb nach dem Schluſſe des Unterrichts in den Garten, wo Minchen wirklich ſeiner wartete.

„Gut, daß Sie meinen Wink verſtanden haben,“ redete ſie ihn an, „ich muß mit Ihnen durchaus ein Wort unter vier Augen ſprechen. Es wird Sie wahrſcheinlich nicht überraſchen, wenn ich Ihnen ſage, daß der Doctor Nebel und Bertha ſchon ſeit einem Monate ſo gut wie verlobt miteinander ſind.“

„Ich habe allerdings nicht daran gezweifelt; da die Sache aber Ihrerſeits als ein Geheimniß behandelt wurde, ſo habe auch ich darüber geſchwiegen.“

„Das ist auf meinen Anlaß geschehen, und wenn demungeachtet mit Ihnen noch manche Andere das Richtige vermuthen mögen, so ist es mir doch lieb, daß ich mich gegen eine öffentliche Verlobung gesetzt habe: denn das Verhältniß muß wieder gelöst werden."

Der Rektor hielt in seinem Gange inne.

„Ja, was ich Ihnen sage," fuhr Minchen in steigender Aufregung fort, „es muß wieder gelöst werden, und ich zähle dabei auf Ihren Beistand. — Sie verweigern ihn? — Ich dachte mir's! aber verstehen Sie mich nur recht. Ich meine nicht, daß Sie — Sie wissen wol — nun, daß Sie um Bertha freien, ich meine nur, daß Sie auf das Kind einwirken, daß Sie Ihren Einfluß anwenden sollen, daß sie den Doctor wieder fahren lasse."

„Ich verstehe Sie wol, Fräulein Minchen, aber wenn ich es nicht habe hindern können, daß sich das Verhältniß geknüpft hat, so wird es mir wol noch weniger gelingen, seine Lösung herbei zu führen. Weshalb aber halten Sie diese für wünschenswerth oder gar für nothwendig?"

„Weil ich weiß, daß das Kind darüber zu Grunde gehen wird, wenn es den Menschen heirathet."

„Und woher wissen Sie das? Hat Ihnen Bertha vielleicht schon geklagt?"

„Wissen Sie's denn selber nicht, Herr Rektor? Geklagt hat sie freilich nicht; ehe sie dazu den Mund aufthäte, gäbe sie sich lieber den Tod, ja sie würde sich zur

Schlachtbank führen lassen, wie ein Lamm, weil sie ihm einmal ihr Wort gegeben. Aber sieht sie denn aus, wie eine glückliche Braut? Steht ihr nicht der Kummer und das Herzeleid auf der Stirn geschrieben?"

„Ich finde nicht, daß eine merkliche Veränderung mit ihr vorgegangen wäre. Still und in sich gekehrt war sie ja immer, wir kennen sie nicht anders."

„Sie sehen sie freilich nur die paar Stunden die Woche und da mag sie sich in ihrer Art zusammennehmen, aber uns, die wir stündlich mit ihr verkehren, uns kann sie nicht täuschen; wir wissen, daß sie sich bodenlos elend fühlt. Wenn es Abend wird, und die Zeit kommt, wo sie ihn erwarten darf, dann sollten Sie Zeuge sein von der Angst, von der Unruhe, womit sie ihm entgegen sieht, und wenn er sie dann verlassen, — ach, das Herz will mir brechen, wenn ich sehe, wie sie dann, ein Bild der Trauer, still auf ihre Kammer steigt, und dort vielleicht die Nächte durchweinen mag."

„Das sind allerdings bedenkliche Zeichen, aber sie können bei der Eigenthümlichkeit Bertha's auch eben so wohl gegen, wie für Ihre Meinung sprechen. Sie erwartet ihn mit Unruhe, und sieht ihn mit Trauer scheiden, sagen Sie" —

„Wenn ich Ihnen nun aber die Versicherung gebe, daß auch Meta meine Gedanken theilt! Ausgesprochen hat sie sich zwar noch nicht darüber, weil sie ja eigentlich die Sache angestiftet hat, aber ich müßte blind sein,

wenn ich nicht merkte, daß sie's jetzt bereuet. Sie nimmt den Namen des Doctors kaum mehr in den Mund, und geht ihm aus dem Wege, wo sie kann."

„Es ist möglich, daß sie das Geschehene vielleicht ungeschehen wünscht, aber daraus folgt noch nicht, daß sie eine Einmischung Dritter billigen würde. Daß ich an dem Geschicke Bertha's den innigsten Antheil nehme, und für ihr Glück kein Opfer scheuen würde, darf ich Ihnen nicht erst betheuern, aber trotzdem oder vielmehr eben deswegen muß ich mich in dieser Sache jeder Einwirkung enthalten. Wollen Sie aber statt der That meinen Rath, so halten Sie einstweilen nur daran fest, daß die Verlobung zu keiner öffentlichen werde, und lassen im Uebrigen den Dingen ihren Lauf. Denn verhält es sich wirklich so, wie Sie vermuthen, und fühlt sich Bertha in der That so unglücklich in ihrem Verhältniß, daß sie mit Bangen der Zukunft entgegen steht, so muß auch der Doctor nothwendig etwas Aehnliches empfinden, und es wird eines Tages von selber zum Bruche kommen. Ein gewaltsamer Eingriff möchte, so weit ich beide kenne, gerade das Gegentheil von dem zur Folge haben, was durch ihn erreicht werden soll: denn wäre das nicht zu befürchten, so bedürfte es ja nur eines Machtspruches ihrer Eltern, um das Band wenigstens äußerlich wieder zu lösen."

„Es ist mir wol Aehnliches durch den Sinn gegangen, Herr Rektor, aber ich wußte nicht, ob es das

Rechte sein möchte, und ob ich nicht doch lieber dazwischen fahren solle. Dann aber dacht' ich auch wieder, es wäre nicht das erste Mal, daß ich eine Sache durch voreiliges Handeln schlimmer als besser gemacht, und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hätte, und daß ich deshalb lieber erst mit Ihnen reden wollte. Und nun ist es einmal wieder gut gewesen, daß ich nicht gleich meinem Kopfe gefolgt bin, und erst vernünftigen Rath angehört habe. Weiß ich doch jetzt auch, daß Ihnen das Kind noch immer an's Herz gewachsen ist, und Sie die Hand darüber halten werden, daß es nicht zu Grunde gehe. Ach, es ist meiner armen Schwester einzig Kind, und wenn ich mir denke, daß es ihm nur halb so schlecht gehen sollte, wie ihrer Mutter, so möchte ich mir die Seele ausweinen. Sie sprach die letzten Worte unter Thränen, und der Rektor versetzte:

Werfen wir unsere Sorgen auf den, in dessen Händen unserer Aller Geschicke ruhen, und der allein weiß, was uns frommt!

Hiermit war die Unterredung beendet, und der Rektor entfernte sich, indem er Minchen mit erleichtertem Herzen zurück ließ, während sein eigenes Innere von den verschiedensten Gefühlen bewegt war.

Aber wie war es denn wirklich mit Bertha's Gemüthe bestellt? — Hatte Minchen, welche zu dem Glücke der beiden Verlobten niemals ein rechtes Vertrauen hatte fassen können, sich eben deshalb vielleicht ein zu düstres

Bild von dem Zuſtande Bertha's entworfen, und theilte Meta wirklich dieſe Anſchauung mit ihr? — Daß der Doctor nicht mehr wie früher in ihrer Gunſt ſtand, war nicht zu verkennen, dies konnte aber auch darin ſeinen Grund haben, daß derſelbe ſie ſeit ſeiner Verlobung auffallend vernachläſſigte, und ſich daneben eine Herrſchaft über Bertha anmaßte, wie ſie ihm ſolche einzuräumen keineswegs geſonnen war.

Werfen wir denn ſelbſt einen Blick in Bertha's Seele! — Nein ſo ganz und gar verfinſtert, ſo jedes Glückes baar, wie Minchen vorausſetzte, war ſie nicht. Noch wechſelten ziemlich gleichmäßig Licht und Schatten darin, noch hatte die Furcht die Hoffnung nicht daraus vertrieben, wol aber finden wir beide im Kampfe mit einander. Doch, wie möchte uns ſolches Wunder nehmen! Wie möchte eine ſo mächtige Leidenſchaft, wie die Liebe, wenn ſie urplötzlich von einem Herzen Beſitz nimmt, welches bis dahin nur über ſeinen eignen Räthſeln gebrütet hat, und in welchem ſich die Bilder des Lebens nur wie verſchwimmende Traumgeſtalten, wie dunkle Schattenriſſe widerſpiegeln, einem ſolchen Herzen Klarheit und Frieden bringen! Muß ſie nicht im Gegentheil das Verworrene nur noch mehr verwirren? — Als der Doktor nach ſeiner Geneſung Bertha zum erſten Male wieder begegnet war, da war ihr ganzes Weſen ihm entgegengeſtrömt, und ſie hatte ſich willenlos an ſeine Bruſt geworfen. Aber ſchon die Nacht darauf hatte ſie

schlaflos unter Angst und Thränen zugebracht. Es war ihr nicht anders gewesen, als ob sie sich mit einer Sünde belastet, ja als ob sie die Unschuld, die Reinheit ihres Herzens eingebüßt habe. Erst, als sie sich andern Tags ihren Tanten entdeckt und weder die Eine noch die Andere sich davon im mindesten überrascht gezeigt, vielmehr ihr schüchtern vorgebrachtes Geständniß als etwas längst erwartetes aufgenommen hatten, hatte sie sich beruhigt und nun mit bangender Sehnsucht seinem Wiederkommen entgegen gesehen. Und wieder war sie ihm an den Hals gestürzt, und hatte, stumm an seinem Busen ruhend, nichts sehend, nichts hörend, nichts empfindend als ihn allein, die Wogen der Liebe über sich dahin brausen lassen. Wir haben die Liebenden belauscht, wie sie sich von ihren beiderseitigen Erlebnissen unterhalten, wir sind aber auch zugleich Zeuge gewesen, wie jene Unterhaltung mit einem Mißklange geendigt. Wenn schon die Aeußerungen des Doctors über ihren verehrten Freund und Lehrer Bertha unangenehm berührt hatten, so war sie vollends vor dem Ausbruche seines Zornes, als die kleine Wachtelhündin ihn angefallen, erschrocken zurück gebebt, und wir müssen diesen Moment als einen Wendepunkt in ihrer Liebe bezeichnen. Sie hatte sich in ihrer Kindheit so oft vor dem Zorne ihres Vaters, vor der Heftigkeit ihrer Mutter geängstigt, daß sie von daher stets etwas Schreckhaftes behalten, und nichts sie so tief erschütterte, ja mit Grausen erfüllte,

als der Anblick eines Jähzornigen. Und nun hatte sie eben auch ihren Geliebten um ein Nichts in Wuth gerathen und ihn darin gar eine rohe Handlung begehen sehen. Dem reinen Bilde, das sie bis dahin von ihm im Herzen getragen, hatte sich plötzlich ein fremder, unheimlicher Zug gesellt. Sie fühlte sich wie aus einem Taumel erwacht, — ihrer Liebe war die Binde entfallen. Von da ab aber warf sie ein spähendes Auge auf ihn, war sie aufmerksam auf sein ganzes Thun und Lassen, und eine Liebe, die ihre Glut verloren, ihr Leidenschaftliches abgestreift hat, sie sieht gar scharf. Sie machte nach und nach dieselben Wahrnehmungen, welche der Rektor gemacht, nur daß sie in halbbewußter Jugend Manches mehr ahnte, als deutlich erkannte. Außerdem glaubte sie ihn auch mehrmals auf Widersprüchen, auf kleinen Unwahrheiten ertappt zu haben. So hatte er ihr einmal, ohne daß er es wollte, verrathen, daß er die Neigung der Kerkermeisters-Tochter, wiewol er solches doch früher bestritten, nicht unerwiedert gelassen habe. Je tiefer sie aber sein Wesen durchschaute, um so entfremdeter fühlte sie sich ihm, je weiter entfernte sie sich von ihm. Wenn sie des Abwesenden gedachte, so schwebte noch wol jezuweilen sein Bild in seiner früheren Glorie an ihrer Seele vorüber, allein wie er sich in leiblicher Gestalt ihr nahte, da war auch aller Nimbus wieder dahin, und sie erblickte ihn mit all' seinen Mängeln und Schwächen. Selbst gewisse Eigenthümlichkeiten

oder Gewohnheiten, welche sie früher übersehen, oder die ihr, als zu seinem Wesen gehörig, vielleicht als liebenswürdig erschienen waren, fielen ihr jetzt unangenehm auf; so seine Gewohnheit, sein langes Haar à la Liszt mit einem Rucke seines Kopfes zur Seite zu werfen. Dies häufig wiederholte Manœuver kam ihr mitunter geckenhaft, kokett vor. Sie begann unwillkürlich zwischen ihm und dem Rektor Vergleichungen anzustellen, und wir dürfen wol nicht erst sagen, zu wessen Gunsten sie ausfielen. Was ihr aber auch an ihm mißfallen mochte, am bedenklichsten schien ihr seine Heftigkeit. Gleich allen eiteln, selbstgefälligen Naturen zeigte er sich im höchsten Grade empfindlich gegen Alles, was er wie eine Mißbilligung seiner Ansichten oder Handlungen ansehen konnte, und so trat jene Heftigkeit bei den geringfügigsten Anlässen, bei dem leisesten Widerspruche ihrerseits auf das schärfste hervor. Sie war aber in gar manchen Dingen mit ihm nicht einerlei Meinung, und insbesondere vermochte sie seine religiösen Ansichten nicht zu theilen, vielmehr widerstrebten dieselben überall den ihrigen, und da kam es denn nicht selten zu heftigen Auftritten zwischen beiden. Ihm dagegen schien es niemals in den Sinn zu kommen, daß er auch sie verletzen könne, daß er ihr weibliches Zartgefühl zu schonen, gegen ihre Schwächen oder Eigenthümlichkeiten Nachsicht zu üben habe. Er war eifersüchtig auf Alles, für welches sie eine Liebe oder Anhänglichkeit zeigte, was ihre Sorgfalt auf sich zog, eifersüchtig auf die Tanten,

auf ihre Freundinnen, auf den Rektor, ja auf ihr Wachtelhündchen, auf ihre Blumen. Als ob sie in ihm einen Ersatz finden müsse für Alles, was ihr bisher lieb gewesen, sollte sie nur Auge, nur Ohr, nur Sinne für ihn haben, ja er mißgönnte ihr jede Freude, jeden Genuß, der ihr nicht durch ihn kam. Davon war denn die endliche Folge, daß sie aufhörte, sich ihm gegenüber sicher und unbefangen zu bewegen, daß sie Anfangs aus Furcht seinen Zorn zu reizen, zuletzt aber aus einem gewissen Trotze sich in seiner Gegenwart meistens stumm verhielt, und den allein reden ließ, der sich allerdings auch am liebsten selbst reden hörte.

Seine Eitelkeit ließ es ihn lange übersehen, daß sie nicht mehr wie früher seine Liebkosungen erwiederte, daß sie seinen Gesprächen nicht mehr die frühere Theilnahme schenkte, vielmehr mit ihren Gedanken oft anderswo verweilte.

Als ihm aber endlich doch ihr verändertes Benehmen auffiel, und er zuletzt zu der Ueberzeugung gelangte, daß er ihrem Herzen nicht mehr sei, was er gewesen, da war es nicht sowohl Schmerz, was er darüber empfand, sondern Unmuth, Aerger. Statt in sich, suchte er die Ursachen einzig in ihr. Er überhäufte sie mit Vorwürfen, schalt sie bald eine kalte, bald eine kleinliche Natur, die weder eines starken innigen Gefühles fähig, noch für großartige Ideen empfänglich sei, oder er sprach ihr allen Sinn für höhere geistige Interessen ab. Und jeder Wider-

ſpruch, und mehr noch ihr Schweigen reizte ſeinen Zorn. Wenn er es dann ſolchergeſtalt dahin gebracht, daß ſie in Thränen ausbrach, dann klagte er ſich freilich wol ſelber ſeiner Heftigkeit an, nahm den einen oder den andern Vorwurf zurück, und bat ſie unter den leidenſchaftlichſten Betheurungen und Verſprechungen um Vergebung, und das Verhältniß nahm dann auch wol für einige Zeit wieder einen innigern Charakter an. Derartige Scenen kehrten indeß doch zu häufig wieder, als daß ſie nicht zuletzt einen bleibenden Eindruck bei ihr hätten hinterlaſſen ſollen. Sie wurde darüber immer ſchweigſamer und verſchloſſener, und der Augenblicke, wo ſich ihm ihr Herz öffnete, wurden immer weniger. So floſſen ihre Tage in einem ewigen Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung, Zwiſt und Verſöhnung, Freude und Leid dahin, und um ſich in ſolchem Wirrſal nicht ganz und gar ſelber zu verlieren, gab ſie ſich, wie dies ja auch der Rektor wahrgenommen, einer immer größern, insbeſondere geiſtigen Thätigkeit hin. Leider ſollte ſie aber auch in dieſem Beſtreben, wenn auch nicht gehindert, ſo doch einer mächtigen Stütze beraubt werden.

Neuntes Kapitel.

Einige Tage nach der Unterredung, welche zwiſchen dem Rektor und Minchen ſtattgefunden hatte, war jener zu einer ungewöhnlichen Zeit, nemlich kurz vor Abend, zum Fürſten beſchieden. Der Herzog von L. war von mütterlicher Seite her ein naher Verwandter des Fürſtlichen Hauſes, und unterhielt mit dieſem einen lebhaften freundlichen Verkehr. Bei einem Beſuche, welchen er als Erbprinz dort abgeſtattet, hatte er Bertha's Vater, welcher damals als Portraitmaler und mit dem Reſtauriren alter Bilder auf dem Schloſſe beſchäftigt geweſen war, kennen und ſchätzen gelernt, und ihn bald darauf als Hofmaler in ſeine Dienſte genommen. Jetzt hatte ſein Hofprediger das Zeitliche geſegnet, und er ſuchte zu ſeinem Nachfolger einen jungen würdigen Mann, an welchen er im Weſentlichen nur die Anforderung ſtellte, daß er keiner der ertremen kirchlichen Richtungen angehöre, und daß er zugleich die Erziehung ſeines zweiten Sohnes zu übernehmen bereit und befähigt ſei. Bertha hatte in ihren Briefen an ihre Eltern ſo oft das Lob des Rektors geſungen, von ihm des Rühmlichen ſoviel berichtet, daß ihr Vater den Herzog auf ihn aufmerkſam gemacht und dieſer ſich darauf an den Fürſten mit der Bitte gewandt hatte, für den Fall, daß er ſowohl wie

seine Gemahlin den Rektor für die vakante Stelle geeignet halten möchten, ihm solche anzutragen. Der Fürst hatte zwar als Patron der Stadtkirche den Rektor schon im Stillen zum Nachfolger des hochbetagten Ober-Pfarrers designirt, und mochte ihn nur ungern von R. scheiden sehen, auf der andern Seite wollte er aber auch dem Wunsche des Herzogs gern willfahren, zumal er überzeugt war, daß eine glücklichere Wahl nicht so leicht getroffen werden könne. Und so machte er denn Herrn Daub mit dem ihm gewordenen Auftrage bekannt. Letzterer fühlte sich, wie nicht anders zu erwarten, nicht allein durch diesen so ehrenvollen Ruf geschmeichelt, sondern er brachte auch die Vortheile, welche ihm für den Fall der Uebernahme des Amtes theils zugesichert, theils in Aussicht gestellt waren, in Anschlag. Das Anerbieten traf ihn jedoch zu unvorbereitet, als daß er sich sofort zu einer Erklärung hätte entschließen können, und er bat sich deshalb noch eine kurze Bedenkzeit aus. Der Fürst, welcher erwartet hatte, daß er mit beiden Händen zugreifen, und kaum Worte finden werde für seine Dankbarkeit, zeigte sich über seine Unentschlossenheit gar ungnädig und war schon im Begriff, den Rektor wieder zu entlassen, als dieser nochmals das Wort nahm und versetzte:

„Das Interesse Seiner Hoheit ist mit dem meinigen zu eng verknüpft, als daß ich letzteres, wie Euer Durchlaucht zu glauben scheinen, allein in's Auge fassen dürfte:

denn ich kann weder ihm noch mir in einem Berufe gefallen, welchem ich mich nicht nach allen Richtungen hin gewachsen fühle. Ich muß mir vor Allem erst selbst ein Genüge thun, ehe ich mir versprechen darf, auch Anderen zu genügen. Wäre ich allein als Hofprediger berufen, so dürfte ich mir nach meinen bisherigen Erfahrungen wol getrauen, dies Amt unter dem Beistande Gottes zur Zufriedenheit meines Herren mit Ehren zu verwalten; da mir aber auch die Erziehung und Leitung eines Prinzen anvertraut werden soll, und zwar eines Prinzen, welcher, wie Euer Durchlaucht sagen, vielleicht noch einmal zur Thronfolge gelangen könnte, so gebieten mir Vernunft wie Gewissen, ein mit so großer Verantwortlichkeit verbundenes Amt nicht ohne vorherige ernstliche Selbstprüfung anzutreten. Denn wie die Ansprüche, welche man an den künftigen Beherrscher eines auch noch so kleinen Landes, und welche man an eine noch so hochgeborne Privatperson zu machen berechtigt ist, durchaus verschieden sind, so sind es auch die Anforderungen, welchen der Erzieher des Einen oder des Andern zu genügen hat. Mögen Euer Durchlaucht mir daher einige Zeit gönnen, mich zu prüfen, ob ich mich zu einem solchen Amte auch innerlich berufen fühlen darf".

„Ich dächte", erwiederte der Fürst, welcher schon einige Zeichen der Ungeduld gegeben hatte, „wenn Sie den Prinzen zu einem tüchtigen Menschen heranbildeten, so wäre das vorerst genug".

„Das wäre allerdings schon viel, aber bei Weitem noch nicht Alles. Denn sonst müßte der beste Mensch stets auch der beste Fürst sein. Die Geschichte belehrt uns aber darüber eines Andern; sie belehrt uns, daß Tugend und Frömmigkeit, auch wo sie mit Geist gepaart sind, allein nicht ausreichen, ein Volk zu beglücken und seinen Wünschen gerecht zu werden, und wir haben uns, denke ich, nach einem Beispiele nicht gar weit umzusehen".

Der Fürst, welcher aufgeklärten Männern gegenüber gern den Vorurtheilsfreien spielte und liberale Ansichten zur Schau trug, erhob drohend seinen Finger und entgegnete:

„So möchten Sie den König etwas weniger fromm und etwas mehr —"

Hier trat die Fürstin ein, begrüßte den Rektor auf's Freundlichste und sprach:

„Und Sie werden uns verlassen, Herr Daub?"

„Er hat seine Skrupel", bemerkte der Fürst, „und ich will es dir überlassen, sie ihm auszutreiben. A revoir Herr Rektor und säumen Sie nicht zu lange mit Ihrem Entschlusse".

Serenissimus entfernte sich und die Fürstin versetzte:

„Ich habe mir's gedacht, daß Sie sich nicht zur Stelle entscheiden würden, und eben deshalb komme ich her. Tragen Sie mir offen Ihre Bedenken vor, vielleicht bin ich im Stande das eine oder andere zu beseitigen".

Der Rektor wiederholte nun nicht allein, was er dem Fürsten entgegnet hatte, sondern er fügte, der verständigen und liebenswürdigen Fürstin gegenüber, in freimüthiger Rede noch Manches hinzu, was er vor jenem zu äußern Anstand genommen hatte, und sie erwiederte unter Anderm:

„Weder die Persönlichkeit des Herzogs, noch die des Prinzen, Ihres künftigen Zöglings, darf Sie irgend bedenklich machen. Jener ist, wie Sie schon aus den Voraussetzungen, unter denen er Sie berufen, schließen können, ein durchaus freisinniger, billig denkender Fürst, welcher, wenn man ihm nur seine Vorliebe für das leidige Soldatenspiel nachsieht, gern Jeden nach seiner Ueberzeugung schalten und walten läßt, und dieser ein gut gearteter, lenksamer Knabe. Störende Eingriffe in Ihre Wirksamkeit haben Sie von jener Seite nicht zu befürchten. Dagegen haben Sie sich mit der Herzogin und deren Anhange schon in etwas vorzusehen. Der verstorbene Hofprediger war ein, insbesondere in seinen letzten Lebensjahren, stark zum Pietismus hinneigender Mann, und übte großen Einfluß auf die Herzogin und deren weibliche Umgebung aus, so daß sich am Hofe zwei Parteien gebildet haben, von denen jedoch die der Herzogin um so weniger offen hervorzutreten wagt, als die verschiedenen religiösen Richtungen bis jetzt noch nicht vermocht haben, die Eintracht unter den Ehegatten zu stören. Um so mehr ist aber zu wünschen, daß jene so

einflußreiche Stelle auf einen Mann übergehe, welcher den Willen und die Kraft besitzt, durch Wort und Wandel die kleinen, zum Theil vielleicht aus höfischer Langeweile entstandenen Conflicte auszugleichen, bevor sie in ernstliche Zerwürfnisse ausarten mögten. Und Ihnen, lieber Rektor, sind vor Vielen die Mittel verliehen, solch verdienstvolles Werk zu vollbringen. Wem aber viel gegeben ist, haben Sie uns neulich von der Kanzel gesagt, von dem wird auch viel gefordert. Nun gehen Sie mit sich zu Rathe und lassen uns bald Ihren Entschluß wissen."

Der Rektor ergriff die ihm dargebotene Hand der Fürstin und berührte sie mit seinen Lippen. Darauf empfahl er sich. Nachdem er sich zu Hause in seine Alltagskleider geworfen, drängte es ihn, wie immer, wenn er in sich etwas zurecht zu legen oder zu verarbeiten hatte, in's Freie. Dort, von dem frischen Hauche der Natur umweht, wußte er, kamen ihm seine gesundesten Gedanken, seine besten Entschlüsse und das ganze Geheimniß seiner Kanzelberedtsamkeit lag eben darin, daß er seine Predigten meist unter Gottes freiem Himmel entwarf. Auch sie durchwehte jener belebende Hauch, auch sie erfüllte jene lichtvolle Klarheit und Frische, unter deren Einfluß er sie empfangen, und deshalb fühlten sich auch alle Zuhörer so wunderbar von ihnen gestärkt und erhoben.

Er hatte eigentlich schon in dem Momente, wo er

die Fürstin verlassen, eine Entscheidung für sich getroffen, allein er wollte sich bei einem so folgereichen Schritte nicht von einem augenblicklichen Impulse bestimmen lassen. Er suchte sich daher zunächst von dem Eindrucke zu befreien, welchen die persönliche Liebenswürdigkeit der Fürstin, ihr schmeichelhaftes Zureden auf ihn gemacht hatte, um seine Gedanken zu sichten und zu ordnen. Wie er solche aber auch hin und wider wenden mochte, er gelangte immer zu demselben Resultate. Die Fürstin hatte nicht allein seine Bedenken zerstreut, sie hatte auch bewirkt, daß ihm die Sache in einem ganz andern Lichte erschien. Er glaubte sich kaum mehr eine Wahl gelassen zwischen dem Einen und dem Andern. Nicht der Herzog, sondern durch ihn ein Höherer hat dich berufen, sprach es vernehmbar in seinem Innern. Zwar verkannte er auch jetzt noch nicht, daß er sich in ein Gewässer hinauswage, dessen spiegelglatte Fläche manche Klippe, manche Untiefe in sich berge, daß er wol oft Gefahr laufen werde, hier zu stranden, dort den Ankergrund zu verlieren, allein mit dem frischen Muthe der Jugend und der Hilfe von Oben hoffte er dennoch alle Fährlichkeiten glücklich zu überwinden. Bis dahin hatte er alle Gefühle, welche sich in seine Betrachtungen hatten einmischen wollen, gewaltsam zurückgedrängt, und nur der Stimme der Vernunft und seines Gewissens Gehör gegeben. Allein schon auf dem Heimwege, als ihm in der Nähe der Stadt einige Schulkinder begegneten, und ihm

Eines einen frischen Strauß von Feldblumen überreichte, ward es ihm gar wehe um's Herz. Er hatte nicht den Muth, den Rest des Abends einsam auf seinem Zimmer zuzubringen, vielmehr zog er es vor, in der Hofapotheke einzukehren, wo sich jeden Abend eine kleine Gesellschaft meist älterer Herren, unter diesen auch der Bürgermeister, einfand, und beim Glase Wein das Wohl und Wehe der Stadt und des Staates zu besprechen pflegte. Die Unterhandlung drehte sich auch jetzt um verschiedene nothwendige oder nützliche Verbesserungen, welche man zur Hebung des städtischen Wohlstandes, insbesondere der durch neu entstandene Concurrenzen gefährdeten Leinwandfabrikation in nächster Zeit vorzunehmen beabsichtige. Sodann sprach man auch von Gründung eines Gesellenvereins und gab zu erkennen, daß man hierbei vorzugsweise auf die Mitwirkung des Rektors Rechnung mache, ja ihn an die Spitze des Vereinsvorstandes zu stellen gedenke. Man legte dabei soviel Vertrauen zu seiner Umsicht, zu seinem Eifer an den Tag, daß er es schmerzlich empfand, ihm nicht in gleicher Weise entgegen kommen zu können, vielmehr mit seinen Gedanken zurückhalten zu müssen. Sie sahen ihn, mit einem gewissen freudigen Stolze noch als Einen der Ihrigen, wie einen durch ein gegenwärtiges wie ein zukünftiges Interesse mit ihnen verbundenen an, während er schon ernstlich mit der Absicht umging, dies Band für immer zu lösen. Er nahm daher nur einen geringen Antheil am Ge-

ſpräche, und verließ auch nach kurzem Aufenthalte mißgeſtimmt die Geſellſchaft, ſo daß dieſe ſich in Vermuthungen darüber erging, was doch dem Rektor widerfahren ſein möge, daß er gegen ſeine Gewohnheit ſo ſtill und wortkarg geweſen. Als er ſein Zimmer betrat, welches vom Lichte des Vollmonds faſt taghell erleuchtet war, warf er ſich in eine Ecke ſeines Sopha's, und die Gefühle, deren Andrange er bis dahin kräftig widerſtanden, forderten jetzt, als ob ſie an dem träumeriſchen Mondlichte einen Verbündeten gefunden hätten, um ſo ungeſtümer ihr Recht. Es erhob ſich in ihm jener uralte Kampf, der nach den heiligen Sagen im Paradieſe begonnen, und erſt im letzten Menſchenherzen ausgekämpft ſein wird: der Kampf der Pflicht mit der Neigung. Letztere feſſelte ihn an den Ort, wo er in ſo kurzer Zeit ſchon ſo viel Liebes und Freundliches erfahren, an die Schule, welche er von Grund aus neu geſtaltet und gewiſſermaßen als ſeine Schöpfung anſehen durfte, an die Kirchengemeinde, feſſelte ihn — wie ſollte er ſich darüber täuſchen? — mit ſtärkern Banden an — Bertha. Nicht allein, daß er ihre liebe Gegenwart, den traulich-ernſten Verkehr mit ihr, welcher ihm zu einem ſüßen Bedürfniſſe geworden war, ſchmerzlich vermiſſen würde; — wenn es wahr, was Minchen nicht bezweifelte, und wohin ſich auch ſeine Ueberzeugung immer mehr neigte, daß ſie ſich unbefriedigt, ja unglücklich fühlte in ihrem Verhältniß zum Doctor, wie würde ſie da, ſagte er ſich, auch ihn nicht

minder schmerzlich vermissen. Mochte er sich das Verhältniß gelöst oder fortbestehend denken, er sah nirgends Heil für sie, nirgends eine Zuflucht für ihr schwergetäuschtes geängstigtes Herz. Er malte sich ihre Zukunft in den trübsten Bildern aus. Die langgezogenen Rufe der Bleichwächter, welche schauerlich wie Weherufe durch die stille Mondnacht klangen, weckten ihn aus seinem düstern Sinnen. Er sprang auf, zündete Licht an, und las mit lauter Stimme einige Psalmen. Darauf begab er sich zu Bett. Am andern Morgen schritt er in stolzer, gehobener Haltung, wie Einer, der sich eines errungenen Sieges bewußt ist, zur Schule.

Zehntes Kapitel.

So lange der Doctor sich im Besitz von Bertha's Liebe sicher gefühlt, hatte er sich nie Mühe gegeben, liebenswürdig vor ihr zu erscheinen. Seit ihm jener Besitz aber gefährdet schien, und er zu der Erkenntniß gelangt war, daß hier mit Vorwürfen und heftigen Worten nichts auszurichten sei, glaubte er doch zu andern Mitteln übergehen zu müssen, um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen; denn der Gedanke, daß Bertha ihr Herz gänzlich von ihm abwenden, daß sie sich von ihm lossagen könne, war seiner Eitelkeit unerträglich. Lieber wollte

er, ihr zuvorkommend, an ihr eine Untreue begehen, als ſich eine ſolche Demüthigung zuziehen. Statt nun aber dahin zu ſtreben, ſich durch eine Aenderung ſeines Verhaltens gegen ſie in ihrer Achtung wieder herzuſtellen, ſuchte er ihr durch Mittheilung von mehr oder minder abenteuerlichen Geſchichten, welche er hier und da, insbeſondere auf Reiſen erlebt haben wollte, zu beweiſen, wie liebenswürdig, wie unwiderſtehlich er wenigſtens von Andern gefunden worden. Wenn er ſich auch in der That mancher leichten Eroberung auf dem Felde der Liebe rühmen durfte, ſo ließ er es doch auch hier wiederum nicht an Uebertreibungen fehlen, und fügte dem Wahren manches Erdichtete oder Eingebildete hinzu. Wenn man ſeinen Worten Glauben beimeſſen wollte, ſo hatten ſich die Schönen ihm überall nur ſo an den Hals geworfen, während er ſelbſt ihrer Leidenſchaft meiſt mit abweiſender Kälte oder Ruhe begegnet war, oder ihr höchſtens einiges Mitleid als Almoſen zugewandt hatte. Er erreichte damit aber weiter nichts, als daß er Bertha ein Mißtrauen gegen die Wahrheit und Tiefe ihrer eignen Liebesempfindung einflößte und ihr eignes Geſchlecht in ſeiner Achtung ſinken machte. Die Geſchichte von der Kerkermeiſters-Tochter haben wir bereits aus ſeinem Munde vernommen und wir denken die Geduld des Leſers nicht allzuſehr auf die Probe zu ſtellen, wenn wir ihn auch noch eine zweite erzählen laſſen. Bertha hatte aus Furcht vor ſeiner Heftigkeit ſchon ſeit längerer Zeit

unter verſchiedenen Vorwänden das Alleinſein mit ihm möglichſt zu vermeiden geſucht, und er konnte ſie nur ſelten mehr dazu bewegen, daß ſie mit ihm ihr altes Lieblingsplätzchen, wo ſie das erſte Wort der Liebe getauſcht, aber auch der erſte Mißton laut geworden war, welcher ſich in die Harmonie ihrer Herzen gemiſcht hatte — den Nachen unter der Trauerweide zu beſuchen. Er hatte ſich auch darüber anfangs ſehr ungehalten gezeigt und ſogar einmal in Gegenwart der Tanten ſeinen Unmuth darüber geäußert. Als ihm aber Minchen darauf erwiedert, daß auch ſie ein häufiges Alleinſein mit Bertha um ſo unſchicklicher halte, als ihre Verlobung ja noch keine öffentliche ſei, hatte er ſich freilich, wenngleich unwillig, darein fügen müſſen. So traf er denn meiſtens nur im Familienzimmer mit ihr zuſammen, und Minchen ſorgte dafür, daß ſie ſich nicht allzuhäufig ohne Zeugen ſahen, während Meta, welche ſich in Geſellſchaft des Doctors ſchon längſt nicht mehr heimlich fühlte, ihnen ſchon häufiger das Feld räumte, und auf der Bank unter der Linde ihren Platz nahm.

An einem Sonntag-Nachmittage, wo er mit Bertha und Minchen in der Gartenlaube zuſammenſaß, während gleichzeitig in der evangeliſchen wie in der katholiſchen Kirche zum Gottesdienſte geläutet wurde, kam die Rede auf den verſchiedenen Cultus jener beiden Religionsgeſellſchaften, und der Doctor redete unter dem Widerſpruche Minchens dem der Katholiken das Wort.

„Wenn auch die Katholiken", sagte er unter Anderm, „sich in ihren sittlichen Anforderungen zu sehr an das Aeußerliche halten, und letzteres sich am wenigsten in ihren Symbolen verläugnet, so hat mich dennoch ihr Kultus im Allgemeinen von frühester Jugend auf gar mächtig angezogen, und eine geheimnißvolle Gewalt über mich ausgeübt, so daß es früher ein Leichtes gewesen sein würde, einen Proselyten aus mir zu machen. In einer größern, fast durchweg katholischen Stadt geboren und erzogen, habe ich häufig ihren Gottesdienst besucht, und es insbesondere selten versäumt, zur Fastenzeit den abendlichen Andachten in der Kathedralkirche beizuwohnen. Wenn ich dann, an einen der letzten Pfeiler gelehnt, meine Blicke bald hinauf zu den hohen dunkeln Wölbungen, bald hinüber zu dem mit unzähligen Lichtern geschmückten Hochaltar sandte, in dessen Mitte sich unter einem seidnen Baldachin das silberne Tabernakel mit dem dunkelblauen sterndurchwirkten Sammetgrunde erhob, unter dem harmonischen Schellengeläute der Sakristane die Weihrauchdüfte emporwallten, der Priester mit verhüllten Händen die goldne Monstranz herablangte, und sie vor der gläubigen Menge hoch empor hielt, und diese wie von einem überirdischen Glanze geblendet, in anbetender Verehrung ihr Haupt neigte, dann zog es auch mich mit unwiderstehlicher Gewalt zur Erde nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich unmittelbar vor dem Angesichte des Höchsten kniee, und ich auf Stirn und

Wange, ja bis in die tiefste Seele hinein das Wehen seines göttlichen Odems empfinde. Etwas, das auch nur im Entferntesten diesem Gefühle gleich käme, habe ich niemals in unserer Kirche empfunden, mich dagegen bei dem redlichsten Willen, mich zu erbauen, desto häufiger bei einem schlechten Gesange und einer nüchternen Predigt gelangweilt."

„Ich kenne das nicht", versetzte Minchen, „aber was die Sinne gar zu sehr erregt, stumpft sie auch zuletzt gegen solche Eindrücke ab, und ich kann mir davon keinen besondern Gewinn für unsere innere Heiligung versprechen. Wenn die Andacht nur ein Rausch ist, so verfliegt sie auch wie ein Rausch."

Der Doctor schien, in Erinnerungen verloren, ihre Worte zu überhören und fuhr fort:

„Und dann in der Osterwoche, wenn zum Zeichen, daß der Heiland im Grabe ruhe und die Christenheit um ihn trauere, die Altäre jedes Schmuckes beraubt waren, ein dunkler Vorhang das Allerheiligste verhüllte, und zum Zeichen, daß das Leben den Tod siegreich überwinden werde, aller Glanz, alle Pracht sich in das von tausend Ampeln erleuchtete Grab geflüchtet zu haben schien, und, während rings eine Todtenstille herrschte, plötzlich in der Höhe eine Stimme erscholl, und die Klagelieder des Propheten, von gedämpften Orgelklängen begleitet, und von unsichtbaren Sängern gesungen, durch die weiten Tempelräume tönten, und am Schlusse das:

„Jerusalem, Jerusalem! convertere ad dominum deum tuum" wie ein letzter warnender Mahnruf aus dem Jenseits erklang, und leise, leise wie ein Seufzerhauch verhallte, — welches nicht ganz verhärtete jugendliche Gemüth hätte sich da nicht von heiligen Schauern ergriffen gefühlt? — mir wenigstens schütterte es durch Mark und Bein, und die Thränen stürzten mir stromweise aus den Augen."

Der Doctor schwieg, und Bertha schaute ihn mit einem Blicke an, welcher verrieth, daß in ihrem Herzen noch immer eine Ader für ihn poche. Er aber bemerkte diesen Blick nicht, und fuhr, als ob er sich seiner Rührung schäme, in einen leichten Ton übergehend, fort:

„Seitdem ist freilich manches Anders mit mir geworden, und wie das Theater jeden Reiz für mich verloren hat, so würden mich auch jene Comödien wol nicht mehr aus der Fassung bringen."

Bertha blickte ihn abermals an, aber in ihrem Auge war der warme Strahl wieder erloschen.

„Uebrigens", nahm er wieder das Wort, „verdanke ich jener Passion ein interessantes Erlebniß, und wenn Du mir versprichst, keinen Anstoß daran zu nehmen, so erzähle ich Dir's."

„Fang nur einmal an", erwiederte Bertha und der Doctor begann:

„Während meines Aufenthaltes in B. pflegte ich sehr häufig die Münsterkirche zu besuchen. Neben den

ſchönen Verhältniſſen des alten byzantiniſchen Bauwerkes zog mich insbeſondere eine coloſſale Marmorſtatue der heiligen Helena an, welche ſich im Hintergrunde des Mittelſchiffes auf einem Granitwürfel erhob, ſo daß ich ſtets in ihrer Nähe meinen Platz nahm. So ſtand ich denn auch eines Sonntagsmorgens an gewohnter Stelle, als kurz vor dem Beginn des Gottesdienſtes eine junge, verſchleierte Dame, von einem Livreebedienten gefolgt, eintrat, langſamen Schrittes auf einen Stuhl in meiner Nähe zuging, und ſich dort niederließ. Ein wunderbares Gefühl legte ſich bei ihrem Anblick beängſtigend auf mein Herz. Es war mir, als ob zwiſchen der Dame und mir irgend eine geheimnißvolle Beziehung beſtehe, und als ob ſie noch einmal Licht oder Schatten in mein Leben werfen werde. Während ich, den Blick auf ſie geheftet, in Gedanken verloren daſtehe, fühle ich mich im Rücken von Etwas angerannt und gleichzeitig meine linke Hand von einem eiſigkalten Gegenſtande unheimlich berührt. Ich wende mich um und ein großer ſchwarzer Pudel glotzt mir entgegen. Biſt Du toll? ruf' ich laut, ihm einen Fußtritt verſetzend, und hundert Augen wandten ſich mir ſtaunend zu. Der Hund rannte mit gekrümmtem Schweife weiter; ein weiblicher Schrei hier und dort, — Alles weicht ängſtlich zur Seite. Jetzt kam er an ihren Stuhl, er erkannte ſeine Herrin und flüchtete hinein. Da rief es: „er iſt toll, er iſt toll", und ſie ſank zurück. Meine Verlegenheit war unbe-

ſchreiblich. Ich ſah mich in eine peinliche Unterſuchung wegen Störung des Gottesdienſtes verwickelt, wenn ich mich nicht eiligſt davon machte, aber ein Blick auf jene Ohnmächtige, und ich ſtürzte hinzu, ſtreichelte das arme geängſtigte Thier, das ſeinen gekrümmten Schweif freundlich aufwedeln ließ, und mit Hülfe einer bejahrten Jungfrau, welche ſich von der Hinfälligkeit ihres eigenen Körpers vielleicht oft überzeugt haben mochte, und deshalb eine ganze Apotheke von Eſſenzen bei ſich führte, ſuchte ich ihr die entflohenen Lebensgeiſter wieder zuzuführen. Ich hatte unwillkürlich ihre Hand gefaßt, wol, um den Pulsſchlag zu unterſuchen, aber dazu gehört ein ruhiger Puls in der eigenen, und mir brannt' und zittert' es in jeder Fingerſpitze. Noch war keine Spur des Lebens ſichtbar, glühend hingen meine Blicke an ihren geſchloſſenen Wimpern, als ginge eine Feuerkraft von ihnen aus, welche ſie öffnen und den verhüllten Glanz befreien könne. Endlich ſchlug ſie ihre Augen auf, Augen dunkel wie die Nacht, und glänzend wie ihre Sterne. Sie erhob ſich und zog langſam ihre Hand aus der meinen, aber mit einem Blicke, als ob ſie mir dieſelbe noch gern gelaſſen hätte. Ich eilte wie ein Trunkener aus der Kirche in den nahen Schloßpark. — Die Natur war hier fein und vornehm erzogen und bewohnte einen Salon mit eleganten Meubeln. Schwarze Tafeln ſtanden wie Polizeiſergeanten an allen Eingängen und gaben den Eintretenden Ver-

haltungsmaßregeln. Das Anlehnen an die Bäume, das Abpflücken von Blumen, das Betreten der Rasen, ja sogar das Rauchen, sagten sie, sei bei Polizeistrafe verboten. Ich fühlte mich nicht in der Stimmung, mich irgend einem Zwange zu fügen, und rannte deshalb aus dem Parke an den Rhein und ging an seinem Ufer entlang, weiter und immer weiter, bis ich an einen vorspringenden Hügel gelangte. Ich stieg hinan und streckte mich ermüdet nieder. Ein Traum führte mich wieder in die Münsterkirche zurück. Die heilige Helena war von ihrem Sockel nieder gestiegen und neigte sich über mich mit dem bleichen Marmorantlitz, aber aus diesem Antlitze schauten mich die dunkeln Augen jener Unbekannten an. Auch der schwarze Pudel schnupperte um mich herum, und wie ich ihn anlockte, da schwoll er, gleich dem Pudel im Faust zu einem Ungethüm an. Darauf war es mir, als ob eine dunkle Wolke über meinem Haupte schwebe. Zwei Riesenarme fuhren heraus und faßten mich und hielten mich hoch zwischen Himmel und Erde. Dann ließen sie mich fallen, der Athem stockte mir und ich fuhr aus dem Schlafe empor. Vor mir sausten die Flügel einer Windmühle, und ihre langen Schatten huschten über mein Gesicht. Das waren die Riesenarme gewesen. Die Traum- und Lebensbilder webten noch bunt durcheinander, und als jene erloschen, da fühlte ich eine wüste unendliche Leere in mir. Der kurze unruhige Schlummer hatte meine Phantasie nur noch reizbarer gemacht, und mir einen

müden Körper zurückgegeben. Ich war beinah zwei Stunden von B. entfernt, und befand mich in der Nähe eines Dörfchens, das in einer Thalschlucht hart am Rheine lag. Ich eilte an das Ufer, um einen Schiffer zu suchen, der mich heimfahre. Ein Nachen hatte bereits eine bunte Gesellschaft aufgenommen, welche eine Kirmeß verlassen zu haben schien, und der Ferge wollte eben abstoßen. Auf meinen Ruf hielt er inne und ich stieg ein. Ein frischer Wind erhob sich, das Segel wurde aufgespannt und in raschem Fluge trug uns der Nachen nach B., wo die ganze Gesellschaft ausstieg. Kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich plötzlich aus der Höhe meinen Namen rufen hörte. Ich schaute auf und vom „Alten Zoll", einer hohen Bastion am Rhein winkte mir mein Freund Heinrich Gruwe zu und bat mich, ihn gleich in meinem Hause zu erwarten. Bald darauf fanden wir uns auf meinem Zimmer zusammen und er erzählte mir, daß an der Wirthstafel sich ein italienischer Graf, welcher mit seiner Familie auf einer Badereise begriffen sei, angelegentlich nach mir erkundigt habe, und mich vor seiner Abreise noch zu besuchen gedenke. Ich konnte mich einer solchen Bekanntschaft nicht erinnern, und auch der Freund wußte mir keine weitere Auskunft über ihn zu geben. Mit Spannung sah ich daher am andern Morgen seinem Besuche entgegen. Gegen eilf Uhr pochte es an meine Thür und herein trat ein ältlicher Herr von militärischem

Ausſehen, welcher ſich mir als ein Graf von Kleeberg, mithin als ein Deutſcher, zu erkennen gab. Mein Vater, von welchem ich oft ſeinen Namen gehört, hatte ihn in den Freiheitskriegen auf dem Schlachtfelde als Offizier kennen gelernt, und ihn noch lange nachher an einer gefährlichen Schußwunde behandelt. Er hatte auf ſeiner gegenwärtigen Reiſe auch P. berührt, und meinen Vater dort aufgeſucht, und als er von ihm erfahren, daß ich in B. ſtudire, hatte er doch auch den einzigen Sohn ſeines Lebensretters, wie er ſagte, begrüßen wollen. Nachdem er mir unter Anderm auch noch mitgetheilt, daß er aus Liebe zu ſeiner Gemahlin, einer Piemonteſerin, welche ſich an die Nebel und die kalte Sonne ſeines Vaterlandes nicht habe gewöhnen können, nach Italien gezogen ſei, und in der Nähe von Mailand wohne, lud er mich zur Mittagstafel ein und empfahl ſich. Um mir bis dahin die Zeit zu vertreiben, warf ich mich raſch in meine Gallakleider und begab mich in den Schloßpark. Wie verſchieden waren aber heute meine Empfindungen von denen, welche mich geſtern auf dieſen Wegen begleitet! Wol dachte ich auch jetzt der Unbekannten wieder, aber nur wie eines ſüßen Traumbildes. Meinem Gemüthe war die Ruhe wiedergegeben, und ſo zog ich geduldig den vielfach verſchlungenen Pfaden nach und ließ mich von den ſteinernen Satyrn und Faunen begrinſen, die überall angebracht waren, wo ſich ein des Weges unkundiger Spaziergänger mußte

festgerannt haben. Da machte plötzlich ein Geräusch in meiner Nähe mich stutzen. Der schwarze Pudel, welcher gestern das Unheil in der Kirche angerichtet hatte, brach sich durch eine Tarushecke Bahn, und wie er mich erblickte, sprang er freundlich an mir herauf. Abgereist ist sie also noch nicht, wenn sie eine Fremde, dachte ich, vielleicht gar in der Nähe! Mein Herz begann wieder hoch aufzuschlagen. Der Pudel rannte fort, und als ich aus den dichten Gängen in die breite Allee trat, sah ich ihn neben einer leeren Equipage gehen, die sich langsam fortbewegte. Ich fragte den Kutscher nach dem Namen des Eigenthümers, aber er schüttelte verneinend den Kopf, als ob er mich nicht verstehe, und als ich meine Frage wiederholte, zeigte er die Allee hinauf. Dort aber war nichts zu sehen. Ich ging demungeachtet der von ihm angedeuteten Richtung nach. Jetzt hörte ich dicht neben mir im Gebüsch weibliche Stimmen und gleich darauf tritt der Graf mit zwei Damen aus einem Seitengange.

Madre! rief es und die Arme der Einen fingen die Sinkende auf. Sie war es. Ich stürzte fast bewußtlos dem Grafen um den Hals, — er aber trat kalt und finster zurück, und ich eilte fort wie ein Wahnsinniger. Als ich am Abend mein Zimmer wieder betrat, fand ich einen Brief vom Grafen vor. Er schrieb ungefähr: „Meine Tochter, welche seit längerer Zeit häufig von Nervenzufällen heimgesucht wird, war durch die Aehn-

lichkeit mit Ihrem Vater, den sie als Kind oft bei mir gesehen, erschreckt; daher wissen Sie sich den Auftritt im Park zu erklären. Uebrigens hatte ich Sie an der Mittagstafel erwartet." Ich riß den Brief in Stücke, ein Billet fiel heraus, welches, von weiblicher Hand geschrieben, die Worte enthielt: elle est malheureux comme vous. Daran erkannte ich die italienische Mutter. Wäre ihr Vater, statt ein deutscher, ein italienischer Graf gewesen, wer weiß, ob ich nicht jetzt mit meiner Gräfin ein Schloß am Comersee bewohnte, und schwelgend in Natur und Kunst, meine Tage verbrächte! Ich habe sie nie wieder gesehen. — Nun Bertha, wie hat Dir die Geschichte gefallen?"

Minchen und Bertha sahen sich fragend an. Erstere, welche schon während der Erzählung mehrmals den Kopf geschüttelt, ergriff zuerst wieder das Wort und versetzte:

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doctor, aber ich glaube, Sie haben die ganze Geschichte geträumt, als sie im Schatten der Windmühle eingeschlafen sind. Es ist wol Alles Wind, was Sie uns da erzählt haben."

Eine flammende Röthe ergoß sich über das Gesicht des Doctors und er fragte aufspringend:

„Ist das auch Dein Glaube, Bertha?"

Diese schwieg und ergriff zitternd Minchens Hand.

„Ich frage Dich, ob das auch Dein Glaube ist," fragte er noch heftiger.

„Erst mäßigen Sie sich, wenn Sie wollen, daß sie Ihnen antworten soll," versetzte Minchen.

„Sie beschuldigen mich einer Lüge, Bertha scheint Ihnen beizustimmen und ich soll ruhig bleiben? Ist es meine Schuld, daß Ihr in Verhältnissen aufgewachsen seid, die Euch nichts haben erleben lassen, als was sich täglich in Eurem beschränkten Kreise Alltägliches begiebt, so daß Euch das Ungewöhnliche, was außerhalb Eurer Sphäre vorgeht, als ein Unmögliches, als ein Unwahres erscheint! O ich weiß es längst, daß Sie, Minchen, mich von jeher als eine fremdartige Erscheinung, als ein räthselhaftes Wesen mit argwöhnischen Blicken angesehen und mich in das Land gewünscht haben, wo der Pfeffer wächst. Wozu sonst dies lange Geheimhalten unserer Verlobung? — Weil Bertha noch zu jung sei, sagen Sie — Lächerlicher Grund! als ob es sich schon um die Heirath handelte! Ihre Gesinnung kenne ich zur Genüge, möchte es auch Bertha bald gefallen, mir die ihrige kund zu thun, vielleicht könnte uns Allen dann geholfen werden. Adieu! ich habe noch einen Krankenbesuch zu machen."

Damit rannte er fort. Bertha machte eine Bewegung, als ob sie ihm nacheilen wolle; Minchen hielt sie aber zurück und sprach:

„Laß ihn nur, er wird sich schon wieder eines Anderen besinnen."

„Wenn die Geschichte aber doch wahr wäre, und Du ihm Unrecht gethan hättest, liebe Tante!“

„Wahr oder unwahr, ich habe mich oft genug darüber geärgert, daß er Dich immer von seinen Liebesabenteuern unterhält. Was will er anders damit, als großthun? Du sollst Wunder meinen, was für einen Schatz Du an ihm habest. Ach, ich wüßte wol, was ich an Deiner Stelle thäte.“

Bertha sah sie fragend an, aber in diesem Augenblicke traten Meta und der Postmeister, welche bis dahin draußen vor der Thür gesessen, in den Garten, und auf die Frage der erstern, weshalb sich denn der Doctor so eilig entfernt habe, erzählte Minchen kurz, was vorgefallen. Meta mißbilligte zwar ihre Aeußerung, schien jedoch diesmal eben kein Bedauern darüber zu empfinden, daß der Doctor sich dieserhalb beleidigt gefühlt hatte. Letzterer kehrte übrigens am Abend, als die Gesellschaft unter der Linde versammelt war, wider Erwarten zurück, unterhielt sich jedoch fast ausschließlich, und zwar in einer auffallend heitern Laune, der man indeß das Gezwungene und Absichtliche nur zu leicht ansah, mit Hedwig Sobbe.

Eilftes Kapitel.

Der Menſch iſt bekanntlich ſich ſelbſt wie Andern ein mehr oder minder ſchwer zu entzifferndes Räthſel, und die Welt hat ſich von Alters vielfach damit beſchäftigt, Mittel zu ſeiner Löſung aufzufinden. Man prüft die Geſichtszüge, den Gang, den Styl, die Handſchrift, den Umgang u. ſ. w. eines Menſchen, kurz man taſtet überall an ihm herum, um, von dem Bekannten auf das Unbekannte ſchließend, den geheimnißvollen Kern ſeines Weſens zu erforſchen. Wenn man aber bedenkt, daß erſt einige Generationen darüber hinſterben müſſen, ehe die Nachwelt ſich getraut, über irgend eine hiſtoriſche Perſon, deren ganzes Leben, Thun und Wirken offen vor Aller Augen daliegt, ſich ein ſicheres Urtheil zu bilden, und ſelbſt auch dieſes im fernern Laufe der Zeiten nicht ſelten noch manche Modifikationen erleidet, ſo mag es wol ein vergebliches Bemühen ſein, ſich aus ſo vereinzelten Erſcheinungen ein treues Geſammtbild des innern Menſchen zu entwerfen. Letztere vermögen eben nur einen Beitrag zu ſeiner Erkenntniß, zur Erkenntniß ſeines Temperaments, ſeiner Neigungen und Leidenſchaften, des einen oder des andern Charakterzuges zu liefern. Eine ſolche Bedeutung, keine größere und keine geringere, haben wir offenbar auch den vier Wänden zu vindiziren, innerhalb deren ein Menſch, wenn auch nicht immer den größten,

so doch denjenigen Theil seines Daseins zubringt, wo er unbemerkt sich selbst lebt, und zwanglos seine Neigungen walten läßt, dem kleinen Raume, den er eben deshalb wol „seine Welt" zu nennen pflegt. Sehen wir uns daher auch einmal in dieser Welt des Doctors um. Da fällt uns zunächst, der Thür gegenüber, ein Büchergerüst, welches fast die ganze Breite der Wand einnimmt, und von welchem herab uns die Büsten Goethe's und Schiller's entgegen schauen, in die Augen. Ein flüchtiger Ueberblick belehrt uns, daß wir es hier fast ausschließlich mit der schönwissenschaftlichen Literatur zu thun haben. Von den obersten Fächern haben die Heroen derselben, von ihrem Vorkämpfer Lessing bis auf Goethe und Schiller herab Besitz genommen. Stattliche Einbände von gleicher Form und gleichem Schnitte weisen schon auf die Bedeutung ihrer Werke hin. Goethe ist sogar in mehrern Ausgaben vorhanden. Ihnen schließt sich die Romantische Schule in ihren Hauptführern Tieck, den Gebrüdern Schlegel und Novalis, und dieser, ein buntes Durcheinander in den verschiedensten äußern Formen, das Heer der Epigonen an. Einige Geschichts- und philosophische Werke bilden den Uebergang zu der medizinischen Literatur, welche indeß nur durch einige sauber gehaltene Collegienhefte und Lehrbücher vertreten ist. Den Spiegel umgeben zahlreiche Silhouetten von Universitätsgenossen mit eigenhändigen Dedikationen. Ein schwarzrothgoldnes Band um die Mützen und im Knopf-

loche zeigt, daß sie sämmtlich einer burschenschaftlichen Verbindung angehört haben. Unter dem Spiegel bemerken wir, von einem welken Kranze umschlossen, ein männliches und ein weibliches Porträt, ersteres in Uniform, en miniature auf Elfenbein gemalt. Es sind die Eltern des Doctors, wie wir aus einzelnen gemeinschaftlichen Zügen schließen dürfen. Den Raum über der Thür nimmt ein wohlgetroffenes, lebensgroßes Brustbild des letztern in Oelfarbe ein, welches denselben in sinnender Haltung mit entblößtem Halse, zurückgeschlagenem Hemdkragen, in einen dunkeln faltenreichen Mantel gehüllt, aus welchem nur die Rechte, ein Buch haltend, hervorblickt, darstellt. Die übrigen Wände sind mit Kupferstichen, Landschafts- und Architektur-Bildern aus der Schweiz und Italien, unter Anderm den Dogenpalast und die Markus-Kirche in Venedig darstellend, geschmückt. Bis hierher sind wir noch auf nichts gestoßen, was irgend das Auge hätte verletzen können. Werfen wir nun aber einen Blick auf den übrigen Inhalt des Zimmers, so begegnen wir dort einem Wust von Gegenständen aller Art, welche fast geflissentlich durch- und übereinander geworfen zu sein scheinen, um eine sogenannte geniale Unordnung zu erzeugen. Abgesehen von dem Staube, welcher linienbick alle Meubeln bedeckt, würde die gewandteste Hausfrau sich diesem Chaos von überall auf Tischen und Stühlen, Sopha und Sekretär umherliegenden Büchern, Journalen, Scripturen, Toilett-

gegenständen, Nippsachen, Pfeifenfragmenten, Flaccons, Cigarren- und sonstigen Etuis ꝛc. gegenüber in Verlegenheit befinden, wo sie zuerst oder zuletzt die ordnende Hand anlegen solle. Lassen daher auch wir alle diese Dinge an ihrem Orte beruhen, und wenden unsere Aufmerksamkeit ihrem Eigenthümer zu, welcher in sonderbarem Contraste zu ihnen, in einem eleganten Schlafrocke von braunrothem Sammet mit Quasten und Schnüren, ein goldverbrämtes Cerevis-Mützchen auf dem lockenumwallten Haupte, sinnend in seinem Lehnstuhle sitzt und eben sein Frühstück eingenommen hat. Die gestrige Aeußerung Minchens, wodurch sie ihn, und zwar noch obendrein in einer höhnenden Weise, einer Lüge geziehen, mehr aber noch das Verhalten Bertha's bei dieser Gelegenheit ist es, was seine Gedanken beschäftigt. Er hatte sich darüber um so tiefer verletzt gefühlt, als jener Geschichte, wenngleich er sie in seiner Art und zu seinem Zwecke zugestutzt und mit einigen phantastischen Arabesken und Schnörkeln verziert hatte, doch etwas Wahres zum Grunde lag. Er hatte die Grafentochter wirklich in der Münsterkirche gesehen, und an ihr ein flüchtiges Wohlgefallen gefunden, auch hatte er von ihrem Vater aus dem von ihm angegebenen Anlasse einen Besuch erhalten, und war ihr sodann an dessen Seite im Schloßgarten begegnet. Auf diese Thatsachen beschränkte sich aber auch so ziemlich das ganze Abenteuer. Der schwarze Pudel, die Ohnmacht der Dame, der Brief des Vaters

und das Billet der Mutter waren bloße Erzeugniſſe ſeiner vielgeſchäftigen Phantaſie. Wahrſcheinlich hatte er jene Geſchichte ſchon häufiger erzählt, und dabei das Wahre und Falſche ſo oft durcheinander geworfen, daß er zuletzt das eine vom andern ſelbſt nicht mehr zu unterſcheiden vermochte, genug daß er ſie im Weſentlichen für wahr hielt, und die fremde Ungläubigkeit als eine ſchwere Kränkung empfand. Außerdem glaubte er aber auch jetzt nicht mehr bezweifeln zu dürfen, daß Bertha ihm nicht allein einen Theil ihrer Liebe, ſondern auch ihrer Achtung, ihres Vertrauens entzogen habe. Der Gedanke, daß ſich das Verhältniß einmal wieder löſen könne, war ihm ſchon längſt kein ganz fremder mehr geweſen, allein er hatte ihn niemals ernſtlich verfolgt. War doch ſeinem augenblicklichen Liebesbedürfniſſe einmal wieder abgeholfen, was kümmerte ihn die ohnedies unberechenbare Zukunft! Dies Bedürfniß, ſeine Phantaſie und vor Allem ſeine Eitelkeit hatten von jeher einen größern Antheil an ſeinem Lieben gehabt, als ſein Herz, und ſo war es auch hier. Bertha war unbeſtritten von einer ſeltenen Schönheit, und zwar von jener zarten, ſinnigen, keuſchen, engelhaften Schönheit, deren Trägerinnen man lieber mit der Lilien- wie mit der Myrtenkrone geſchmückt ſehen möchte, und welcher ſich kein Unwürdiger ſo leicht zu nahen wagt. Er hatte es gewagt, und ſie war ſein geworden. Wie reizend, wie verklärt ſtrahlte ihm ſein eignes liebes Bild aus der Seele dieſes Mädchens entgegen! wie

fühlte er ſich durch ihre Liebe in ſeinem eigenen Werthe gehoben oder vielmehr beſtätigt! — Das war nun freilich, wie er ſich nicht mehr verhehlen konnte, anders geworden, und der Gedanke an eine Löſung des Verhältniſſes war abermals an ihn herangetreten. Er hatte ihn aber auch jetzt wieder zurück gewieſen, und er ſann eben darüber nach, wie er ſich in nächſter Zeit zu ihr ſtellen, was er von ihr verlangen, was er ihr gewähren ſolle. Dabei hatte er ein vor ihm liegendes, in ſeiner Vaterſtadt erſcheinendes Localblatt mechaniſch zur Hand genommen und entfaltet. Er warf eben einen gleichgültigen Blick auf die letzte Seite, wo ſich die Localnachrichten befanden, als irgend ein Inſerat plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln ſchien. Er richtete ſich in ſeinem Seſſel empor und las und las wieder, eine Leichenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, das Blatt entfiel ſeinen zitternden Händen. Hatte etwa der Tod ſeinen Vater oder ſeine Mutter jählings dahin gerafft? Ach, wir ſind ſo gewohnt, das Leid, welches der Tod uns zufügt, indem er uns ein Geliebtes entführt, für eines der größten zu halten, das uns betreffen kann. Und dennoch giebt es Schmerzen, welche gegen jenes Leid uns wie eine Wohlthat, wie eine Gnade des Himmels erſcheinen. Und ein ſolcher Schmerz war es, welcher den Doctor in dieſem Augenblicke bewegte, ja von welchem er ſich wie vernichtet fühlte. In dem Blatte war eine aus P. datirte Nachricht folgenden Inhaltes zu leſen: „Nachdem

ſich hier ſchon ſeit längerer Zeit im Stillen das Gerücht verbreitet hatte, daß man ſeitens der Militärbehörden großartigen Beſtechungen, deren ſich Perſonen aus den angeſehenſten und reichſten Familien der Stadt und des Regierungsbezirks ſchuldig gemacht haben ſollten, um ſich ihrer Militärpflicht zu entziehen, auf die Spur gekommen ſei, iſt hier geſtern von B. eine Commiſſion eingetroffen, welche den Auftrag hat, dieſerhalb eine förmliche Unterſuchung einzuleiten. Ein hieſiger Regimentsarzt, welcher ſich ſtets durch einen ungewöhnlichen Aufwand bemerklich gemacht hat, iſt ſeitdem ſpurlos verſchwunden, und ſein Vermögen mit Beſchlag belegt."

Wenngleich in P. zwei Regimentsärzte ſtanden, ſo zweifelte der Doctor doch keinen Augenblick daran, daß ſein Vater gemeint ſei, weil die Bemerkung in Betreff des Aufwandes nur auf ihn paßte. Hatte ihm doch auch ſeine Mutter ſchon vor einigen Monaten mitgetheilt, daß mit ſeinem Vater eine auffallende Veränderung vorgegangen ſei und er auf ſeine Penſionirung Bedacht nehme. Es hatte ihn ſchon damals beim Empfange des Briefes eine dunkle Ahnung beſchlichen, als ob derſelbe etwas Schlimmeres, was ſelbſt der Mutter ein Geheimniß ſei, verſchweigen möge; weil jedoch die folgenden Briefe, außer daß ſie ihn ernſtlich zur Sparſamkeit und zum Fleiße ermahnten, nichts Verfängliches enthielten, ſo hatte er ſich nicht allein über den Inhalt des erſten beruhigt, ſondern leider auch jene Mahnungen,

indem er ſie als griesgrämliche Aeußerungen eines alternden Vaters anſah, in den Wind geſchlagen. Nicht, daß er ſich einer verſchwenderiſchen Lebensweiſe ergeben hätte — nüchtern und mäßig von Natur, hatte er immer nur in Büchern und Kleidung einen gewiſſen Luxus getrieben — allein er hatte weniger als nichts dazu gethan, ſich eine Praxis, eine ſelbſtſtändige Stellung zu verſchaffen, ſich vielmehr lediglich auf die Geldmittel, welche ihm bis dahin in reichlichem Maße aus dem elterlichen Hauſe zugefloſſen waren, verlaſſen. Dieſe Quellen waren nun plötzlich verſiegt, und er hatte fortan ſelber für ſeine Exiſtenz zu ſorgen. Daran dachte er aber jetzt nicht, auch nicht an das Schickſal ſeines Vaters, nicht an die Schmach, welche ſeinen Namen bedrohte, ihm ſchwebte nur das Bild ſeiner armen Mutter vor, deren innige Liebe er womöglich ebenſo innig erwiederte. Er maß ihre Angſt, ihre Verzweiflung an ſeinen eigenen Empfindungen, und glaubte ſich dabei noch im Vortheil. Eine Entfernung von funfzehn Meilen trennte ihn von ihr; um ſie zurückzulegen, brauchte er faſt eben ſoviel Stunden. Sie dünkten ihm eine Ewigkeit. Glücklicher Weiſe traf die Poſt, welche nach P. fuhr, um zehn Uhr Morgens in R. ein, und es war jetzt ſchon nahe an neun. Er warf ſich haſtig in ſeine Kleider, packte ſeinen Reiſekoffer und eilte zur Expedition. Auf dem Wege dahin begegnete ihm der Aſſeſſor Unruh mit einem Collegen, welche zum Gerichte gingen.

„Schon ſo früh auf der Straße, Herr Doctor, und gar im Reiſecoſtüm!“ rief ihm jener ſcherzend entgegen.

Der Doctor nickte ihm einen ſtummen Gruß zu und eilte weiter.

„Der thut ja, als ob ihm ein Patient am Abſegeln wäre, und ich meine, es wäre ihm doch bis jetzt noch keiner geſtorben“, ſagte Unruh zu ſeinem Begleiter, und beide ſchauten ihm lachend nach.

Als er in das Zimmer trat, wo Bertha mit den Tanten verſammelt war, richteten ſich Aller Blicke erſtaunt auf ihn.

„Um Gott,“ rief Minchen, „wie ſehen Sie ſo verſtört aus, was iſt Ihnen begegnet und wohin wollen Sie?“

„Meine Mutter iſt ſchwer erkrankt,“ erwiederte er, „und Sie ſehen mich reiſefertig.“

„Woher haben Sie denn die Nachricht? es iſt doch ſeit geſtern keine Poſt von P. eingetroffen!“

„Ein Expreſſer hat ſie mir eben überbracht,“ entgegnete der Doctor, welcher auf die Frage nicht vorbereitet war, etwas verwirrt.

Darauf begab er ſich in das Bureau, um ein Billet zu löſen. Die beiden Schweſtern wechſelten fragende Blicke mit einander, als ob ſie ſeine Angabe bezweifel-

ten. Draußen ließ sich das Posthorn vernehmen. Bertha fuhr heftig zusammen. Der Doctor sah mit ängstlicher Spannung der Ankunft des Wagens entgegen, denn er konnte möglicher Weise besetzt sein, und in R. wurden keine Beiwagen gegeben. Er kam angerollt, es war noch Ein Platz leer. Die Briefbeutel wurden gewechselt, der Reisekoffer des Doctors aufgeladen.

„Adieu, Meta! Adieu, Minchen! — Lebwohl Bertha!"

Er ging der Thüre zu, kehrte aber an der Schwelle noch einmal zurück, schloß Bertha ungestüm in seine Arme und sagte leise:

„Lebwohl, und denke meiner als eines Unglücklichen."

Darauf stürzte er hinaus. Der Wagenschlag öffnete und schloß sich hinter ihm. Die Diligence rollte unter den lustig schmetternden Tönen des Posthorns davon.

Bertha brach in einen Strom von Thränen aus.

Zwölftes Kapitel.

Der dunkle, traurige Novembermond neigte sich unter Stürmen und Regengüssen seinem Ende, und unser Städtchen bereitete sich auf seine Winterfreuden: Bälle, Conzerte und Liebhabertheater vor. An der „Scharfen Ecke" war es wie immer, wenn die gastliche Linde ihr grünes Laubdach abgeschüttelt, gar still geworden, und statt des fröhlichen Menschengeplauders, das sich sonst allabendlich ihrem Blattgeflüster gesellte, pfiff der Wind durch ihre dürren Aeste. Seit der Abreise des Doctors waren fast zwei Monate vergangen, und er hatte, außer daß er einmal seinem Hauswirthe wegen Beibehaltung der Miethe geschrieben, nichts von sich hören lassen. Die Geschwister hatten durch Letzteren bald in Erfahrung gebracht, daß, wie sie gleich vermuthet, an jenem Morgen kein Bote mit einem Briefe nach ihm gefragt habe, und sie nahmen daher an, daß seine plötzliche Abreise eine Folge der erlittenen Kränkung gewesen und er das Verhältniß mit Bertha abgebrochen habe. Sein Name wurde, wenigstens in deren Gegenwart gar nicht mehr genannt. Desto häufiger gingen Nachrichten vom Rektor Daub, nunmehrigem Hofprediger des Herzogs von L. ein. Derselbe hatte sofort nach seiner Ernennung, welche mit dem Schlusse des Schuljahres zusammen getroffen war,

ſein neues Amt angetreten, und er fühlte ſich in ſeinem neuen Wirkungskreiſe überaus glücklich und zufrieden. Von dem als einem Ungläubigen verſchrieenen Hofmaler dem Herzoge empfohlen, war ihm der Ruf, als ob er dem Rationalismus ergeben ſei, voraufgegangen, und man war ihm am Hofe ſeitens der frommen Partei mit großer Zurückhaltung begegnet. Allein wenn ſchon ſeine Antrittspredigt, wie Bertha's Mutter geſchrieben, die Einen entzückt und die Andern ſtumm gemacht hatte, ſo war es ihm, vielleicht mehr durch die im Stillen wirkende Macht ſeiner Perſönlichkeit, als durch ſeine ferneren Kanzelvorträge gelungen, alle Vorurtheile aus den Herzen der Frommen zu verſcheuchen, und dieſe ſelbſt für ſich zu gewinnen. Die Herzogin war die erſte geweſen, welche ihm öffentlich die unzweideutigſten Beweiſe ihrer Hochachtung gegeben, und das ganze weibliche Hofperſonal von der erſten Hofdame bis zur letzten Kammerzofe hatte ſich beeilt, es ihrer Herrin darin nachzuthun. Man ſuchte zu erſpähen, hieß es in jenem Briefe, was ihm in ſeiner häuslichen Einrichtung an Gegenſtänden der Bequemlichkeit, des behaglichen Luxus etwa noch mangeln möchte, und jede Hofdame war im Geheimen beſchäftigt, irgend eine Lücke mit einer Arbeit ihrer Hand auszufüllen. Die Traktätlein und Miſſionsbüchlein aus dem neuen Zion, dem Wupperthale, begannen allgemach am Hofe wie in der Stadt zu verſchwinden, die ſalbungsvollen Phraſen und Terminologien, welche

ſich in den Umgangston eingeſchlichen, zu verſtummen, die gemeinſamen Andachtsübungen wurden, wenn auch nicht ganz eingeſtellt, doch auf ein vernünftiges Maß beſchränkt, und mit weniger Oſtentation betrieben, und manch ein ſchönes Auge, das ſich bis dahin, vielleicht widerwillig, nur dem Himmel oder dem Erdboden zugewandt, ſchaute wieder friſch in's Leben hinein. Indem ſo beide Parteien in ihrer Verehrung für ihn übereinſtimmten, und jede ihn mehr oder weniger für Einen der Ihrigen anſah, gingen beide unvermerkt ineinander auf.

Aber nicht allein in den Hofkreiſen, ſondern auch in einer andern Sphäre hatte er wider eignes Erwarten bereits nicht minder ſegensreich gewirkt. Es hätte nicht erſt der Bitte Minchen's, welche ſie ihm beim Abſchiede an's Herz gelegt, daß er nämlich Alles aufbieten möge, um zwiſchen den Eltern Bertha's wenigſtens wieder ein leidliches Verhältniß herzuſtellen, bedurft, um ihn zu einem ſolchen Verſuche aufzumuntern. Er ſelbſt hatte ſchon vorher dieſen Gedanken gefaßt, und es war nach ſeinem Amtsantritte eine ſeiner erſten Sorgen geweſen, ihn zur That werden zu laſſen. Daß hier mit einem gewöhnlichen geiſtlichen Zuſpruche, mit Vorſtellungen wie die, daß die Ehe ein göttlicher Bund, daß es die Pflicht chriſtlicher Ehegatten ſei, Nachſicht gegeneinander auszuüben, ihre beiderſeitigen Fehler und Schwächen mit Geduld und Sanftmuth zu ertragen, bis dieſe ſich in der Wärme der Liebe und dem Lichte der Erkenntniß

selbst aufgegeben ꝛc., daß mit solchen Vorstellungen hier, wo ein jahrelanger Hader die Herzen verhärtet und verbittert hatte, und alle Bedingungen zu einem gemeinsamen Glücke zu fehlen schienen, wenig oder gar nichts auszurichten sei, darüber war er um so weniger zweifelhaft, als schon sein Amtsvorgänger, wie er wußte, darin ein Uebriges gethan hatte. Er vermied es daher sowohl bei seinem ersten wie bei seinen fernern Besuchen, welche er den beiden Ehegatten, die nach der Entfernung Bertha's zwar noch in Einem Hause, aber doch ganz abgesondert voneinander lebten, jedem einzeln abstattete, ihres Zerwürfnisses zu erwähnen, wie diese denn auch ihrerseits solches unberührt ließen. Nachdem er sich jedoch überzeugt, daß die mehrjährige Trennung von ihrem Kinde ihre Liebe zu demselben keineswegs geschwächt, daß vielmehr beide Ehegatten sich hier in ihren innigsten Gefühlen begegneten, glaubte er zunächst auf diese Erfahrung seinen Plan gründen zu müssen. Was Bertha, die späte Frucht einer bereits gestörten Ehe, als Kind nicht vermocht hatte, vielleicht vermochte sie es als Jungfrau, wenn sie heimkehrte. Er redete zu ihnen von all ihren Vorzügen, von ihrem reichen, tiefen Gemüthe, von ihrem ernsten Streben nach Vervollkommnung und wie sie sich geistig und körperlich immer schöner und herrlicher entwickelt habe, er entwarf ihnen, indem er ihres Verhältnisses zu dem Doctor, welches auch er für aufgelöst ansah, nur flüchtig als eines jugendlichen Irr-

thums gedachte, ein treues Bild ihres ganzen äußern und innern Lebens, verschwieg dabei aber auch nicht, daß ihr Herz des besten Glückes der Jugend, der Heiterkeit, des frischen Lebensmuthes, entbehre, und einer fortwährenden Aufmunterung bedürfe, um sich nicht im Trübsinn zu verlieren. Sie konnten nicht genug von ihrem Kinde hören, er nicht genug von ihm erzählen. An wem aber hätte Bertha auch einen beredteren Zeugen ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Vorzüge und Tugenden finden können, als an dem, welcher ihr am tiefsten in's Herz geblickt, und der sie selbst im Herzen trug! Und wer möchte es ihm verargen, daß, wenn er ihren Eltern den Frieden wieder zu geben suchte, er dabei auch an sein eignes Glück dachte!

Es kam wie er erwartet. Das Verlangen, ihr Kind wieder um sich zu haben, sich täglich und stündlich seiner Gegenwart zu erfreuen, wuchs mit jedem Tage, und ließ zuerst die Mutter den Wunsch aussprechen, daß Bertha wieder zurückkehren möchte. Jetzt war dem Prediger Anlaß gegeben, das eheliche Verhältniß zu berühren, ohne sich dem Verdachte einer absichtlichen Einmischung auszusetzen. Er erklärte ihr unumwunden, wie die Gründe, welche die Entfernung Bertha's nothwendig gemacht, sich, als noch fortbestehend, auch ihrer Rückkehr entgegenstellten, und er entschieden von einem solchen Schritte abmahnen müsse. Sie setzte ihm keinen Widerspruch entgegen, gab aber auch nicht zu erkennen, daß

ſie eine Beſeitigung jener Gründe für möglich oder wünſchenswerth halte. Bald darauf hatte er eine ähnliche Unterredung auch mit dem Vater und dieſe führte dahin, daß beide Ehegatten auf ſeinen Vorſchlag darein willigten, verſuchsweiſe wieder zuſammen zu leben. Er führte den Hofmaler, welchen er überhaupt zugänglicher fand, zu ſeiner Gattin und beide reichten ſich in ſeiner Gegenwart ſtumm die Hände. Jetzt konnte er aber doch in ſeiner Freude darüber den Prediger nicht ganz verläugnen. Er bat ſie, ohne auch nur in Gedanken weiter miteinander zu rechten, ohne zu unterſuchen, wer von ihnen den größern Antheil an der gemeinſamen Schuld trage, das Vergangene ein für allemal vergangen ſein zu laſſen. „Bereiten ſie der Liebe“, ſagte er, „wieder eine Stätte in Ihrem Herzen, indem Sie jedes bittere Gefühl als ein unberechtigtes, ja ſündiges daraus verdrängen, indem jeder Theil ſich behutſam in den Schranken ſeiner Pflicht hält, und durch zuvorkommendes Weſen, durch Nachgiebigkeit, durch entſagende Aufopferung jede Gelegenheit zum Hader zu vermeiden ſucht, und was Sie eine Zeit lang nur als eine Pflicht empfunden und geübt, das werden Sie bald als ein zum ſüßen Bedürfniß gewordenes, als eine That der Liebe nicht mehr unterlaſſen können. Nur noch wenige Jahre, und ſeit Ihrem Ehebündniſſe wird ein viertel Jahrhundert verfloſſen ſein. Glückliche Ehegatten pflegen in ſolchem Falle ein zweites Hochzeitfeſt zu feiern. Denken Sie,

auch Sie begingen heute dieſes Feſt, und Sie ſtänden hier abermals vor dem Altare des Herrn, um vor ihm ein Gelöbniß zu erneuern, das Sie ſo unglücklich waren zu verletzen, das Gelöbniß unverbrüchlicher Liebe und Treue. Der Altar iſt da: der häusliche Herd, und ich, der Diener des göttlichen Wortes bin bereit, Ihr Verſprechen entgegen zu nehmen, und den Bund Ihrer Seelen auf's Neue zu beſiegeln."

Er faßte Beider Hände, die Ehegatten ſchauten ſich ſchweigend in's Auge und fielen einander in die Arme. Und der Prediger breitete ſeine Hände über ihrem Haupte aus und ſprach: „Der Herr ſegne und ſtärke euch und leite fürder eure Wege!" Dann ging er. Der Abend vereinte alle Drei zu einem fröhlichen Mahle.

Von dieſen Vorgängen hatte theils Bertha's Mutter, theils der Hofprediger ſelber den Geſchwiſtern Mittheilung gemacht. Seit jenem Tage waren bereits einige Wochen vergangen, aber jeder folgende Brief ſprach von dem ferneren Gedeihen des begonnenen Friedenswerkes, von dem zunehmenden Glücke der Wiedervereinigten. „Wir verjüngen uns mit jedem Tage", ſchrieb die Mutter, „und wenn das ſo fortgeht, werden wir noch zu Kindern werden. Das aber ſollen wir ja Alle, wenn wir des Himmelreiches theilhaftig werden wollen."

Wir müſſen hier übrigens noch eines Umſtandes erwähnen, welcher nicht wenig zu dem raſchen Gelingen des Werkes beigetragen haben mochte, des Umſtandes

nemlich, daß die Gouvernante der herzoglichen Kinder, welche früher der Gegenstand einer vielleicht nicht ganz unbegründeten Eifersucht seitens der Gattin des Hofmalers gewesen, kurz vor der Ankunft Daub's den Hof verlassen hatte.

Bertha kannte sich in den Empfindungen, welche ihre Seele bestürmten, kaum wieder, sie kam sich oft, sogar in ihrer äußern Erscheinung, wie ein fremdes Wesen vor. Ihre Liebe lag wie ein bunter Fiebertraum, wie eine Wetterwolke, die ausgetobt, hinter ihr. Und was ihre Kindheit mit Angst und Schrecken erfüllt, was ihre Jugend fort und fort getrübt: jener kalte unheimliche Schatten, den das Geschick ihrer Eltern in ihr Leben warf, er war davon gezogen, und die Zukunft that sich wie eine heitere sonnige Ferne vor ihren Blicken auf. Und kein dunkles, unklares Verlangen, kein unbestimmtes Sehnen war es, was sie zu jener Ferne zog, es war ja das Vaterhaus, das ihr mit offnen Pforten von dort entgegen winkte, und ihr ein noch ungekanntes, aber selig geahntes Glück verhieß. Aber freilich immer nur ein Sehnen, noch keine Befriedigung, ein verheißenes, aber noch kein gegenwärtiges Glück! — „Es ist noch weit von der Lippe bis zum Becher", sagt ein Sprichwort der Alten. Mag dasselbe auch aus einer praktischen Lebenserfahrung hervorgegangen sein, so ist die Furcht, daß irgend eine feindselige Macht uns den Becher noch in dem Momente, wo wir schon seinen Rand be-

rühren, uns vom Munde reißen, und den Trank vor unſern Augen verſchütten möge, doch tief in unſer Inneres gelegt, und ſie drängt ſich in jede frohe Erwartung.

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr,
O ſtürz nicht Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel ſtürz nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſein!

ſingt Uhland in den „Wanderliedern".

Bertha konnte den Moment, der ſie zur Heimkehr rufen würde, kaum erwarten, und die Beſorgniß, daß der Doctor vorher zurückkommen und neue Verwirrungen herbeiführen möchte, ſteigerte ihre Ungeduld mitunter bis zur fieberhaften Pein. Auch die Tanten, ſo ungern ſie Bertha ſcheiden ſahen, wünſchten aus dieſem Grunde jenen Augenblick ſehnlichſt herbei. Und er kam, eh' ſie's gedacht. Eines Samſtag-Abends, während die Familie wie gewöhnlich um den Theetiſch verſammelt war und Bertha aus einem Romane von Friederike Bremer vorlas, kam in raſchem Trabe ein Wagen angerollt, und machte vor dem Hauſe halt. Bertha hielt im Leſen inne, und horchte auf.

„Fahr nur fort," ſagte Minchen, „Herr Sobbe wird von der Reiſe zurückgekehrt ſein!"

Da wurde heftig an der Hausglocke gezogen. Der Poſtmeiſter eilte hinaus, und im nächſten Augenblicke lag Bertha in den Armen ihrer Eltern.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Glück und Freude verjüngen können, so hatten sie, wie die Geschwister fanden, ein solches Wunder an Bertha's Mutter bewirkt. Die Furchen und Falten, mit denen ein langer Harm ihr Stirn und Wangen gezeichnet, konnte freilich keine liebende Hand mehr glätten, aber ihre geknickte Gestalt hatte sich wieder gehoben, und vor Allem war es ihr strahlendes Auge, das, mochte es auf ihrem Gatten oder auf ihrem Kinde ruhen, von ihrer inneren Beseligung Kunde gab, und alle ihre Züge jugendlich verklärte. Bei dem Hofmaler, welcher, ein Jahr jünger wie sie, noch im rüstigsten Mannesalter stand, schien der häusliche Kummer, außer daß er sein volles Haar vielleicht früher gebleicht, weniger äußere Spuren zurückgelassen zu haben. Seine Kunst, welcher er alle die Liebe zugewandt, die er seiner Gattin entzogen, hatte ihn zum Danke dafür wol so frisch und jung erhalten. Nur stiller und ernster fand man ihn geworden, ja seine Gattin wollte bemerken, daß während seiner Anwesenheit in R. die Heiterkeit, welche seit ihrer Wiedervereinigung sein ganzes Wesen erfüllt hatte, mehr und mehr von ihm gewichen sei, und einer weichen wehmüthigen Stimmung Platz gemacht habe. Und sie täuschte sich darin auch nicht. Hier hatte er einst, fast noch ein

Jüngling, eine leidenſchaftliche Liebe im Herzen und hochfliegende Pläne in der Seele, jene Verbindung geſchloſſen, die, weil er ſie bald nur noch als eine ſeinem künſtleriſchen Ehrgeize geſetzte Schranke empfunden, und er, vielleicht in Ueberſchätzung ſeines Talents, für alle Verluſte gehofften Ruhmes, erträumten Glückes ſein Weib allein verantwortlich gemacht, ſoviel Unheil über deren wie über ſein eignes Leben gebracht hatte. Was half ihm jetzt die ſpäte Einſicht, daß ſein zweiter Irrthum größer geweſen, wie ſein erſter, daß er die vielleicht zur Muſe ſeiner Kunſt hätte erheben können, die er als ihre größte Gegnerin behandelt! — der beſte Theil ſeines Lebens war unter unfruchtbaren Kämpfen dahin gegangen, und er hatte nichts mehr zu wünſchen, nichts mehr zu hoffen, als daß er den Reſt in Ruhe und Frieden verleben, und wie er einmal in einer ironiſchen Laune mit Richard III. zu ſich ſelber ſagte „als guter alter Mann" ſeine irdiſche Laufbahn beſchließen möge. Das Gefühl der Reue, nicht darüber, daß er jenen Bund eingegangen, ſondern daß er ſein Weib erſt durch eine abſichtliche Vernachläſſigung, durch eine oft berechnete Kälte und Härte und ſpäter durch ſeine maßloſe Heftigkeit von ihren Pflichten abwendig und die anfangs Schuldloſe zur Mitſchuldigen gemacht hatte, verfolgte ihn hier auf Schritt und Tritt, und wenn ſie, die ihm Alles vergeben und vergeſſen zu haben ſchien, ihn jetzt zu ihren Jugendfreundinnen, jetzt in ſeliger Erinnerung an ihr

erſtes Liebesglück zu all den Orten und Plätzen führte, die einſt Zeugen dieſes Glückes geweſen, dann kam es ihm ſchmerzlich zum Bewußtſein, welchen Schatz von Liebe und Treue er in dem Herzen ſeines Weibes von ſich gewieſen, ja in den Staub getreten habe, und er konnte ſich dann der Thränen vor ihr nicht erwehren. Daneben begleitete ihn aber auch noch fortwährend der Gedanke, daß ſowohl ſeitens der Geſchwiſter wie der Freunde des Hauſes ihm allein alle Schuld an dem frühern Unfrieden beigemeſſen werde, und, wie freundlich ſie ihm auch begegnen mochten, ſo glaubte er ihnen dennoch ſtets einigen Zwang anzumerken. Genug, er konnte weder ſeines Aufenthaltes in R., noch ſeines Kindes ſo recht froh werden, und es verlangte ihn daher bald wieder nach ſeinem häuslichen Herde. Auch Bertha ſehnte ſich, als der erſte Freudenrauſch vorüber, — ob allein nach ihrer Heimath, nach ihrer Vaterſtadt, oder ob auch nach dem, welchem ſie ſo Vieles ſchuldig geworden, wer mochte es wiſſen! — und drängte heimlich zur Abreiſe. Minchen, welche, mehr wie Meta, in ihr einen Gegenſtand ihrer täglichen Fürſorge verlor, lag die bevorſtehende Trennung ſchwer auf dem Herzen, und ſie ſuchte ſie möglichſt hinauszuſchieben. Zuletzt machte man ihr den Vorſchlag, daß ſie mitreiſen und den Winter über in D. bleiben ſolle, und ſie ging nach einigen Bedenken ihrer- und Zureden andererſeits darauf ein.

So trat denn die kleine Familie in Begleitung

Minchens nach einem Aufenthalte von mehreren, meiſt in häuslicher Zurückgezogenheit verlebten Tagen die Rückfahrt an. Sie ging bei ſchlechten Wegen und noch ſchlechterem Wetter langſam genug von Statten. Schnee und Regen ſchlugen, vom Winde gepeitſcht, wider die Wagenfenſter und hinderten jede Ausſchau, aber deſto heimlicher war es denen da drinnen und, dem Unwetter zum Trotz, lag es wie Sonnenſchein auf ihren Geſichtern. Minchens etwas antiquirtes Reiſecoſtüm: ein blauer Tuchüberrock mit hoher Taille und einem dreifachen Mantelkragen, welcher, weit abſtehend, ihre hagere Büſte wie ein Schutzdach überwölbte, ihre Schnabelhaube von mausfarbigem Sammet, ein Hut von violetter Seide, den ſie zuſammengeklappt in einer großen Mappe mit ſich führte, ihre Nothrufe, oder wenn es ihr gar zu arg wurde, ihre Flüche, wenn ein kräftiger Stoß ſie plötzlich in die Höhe oder zur Seite ſchleuderte, je nachdem der Wagen wider einen Stein oder in ein tiefes Geleiſe gerieth, gaben, nachdem die Abſchiedsthränen getrocknet waren, zu mancherlei Scherzen und Neckereien Anlaß, und ſelbſt die ſonſt ſo wortkarge Bertha gab ſich einer faſt ausgelaſſenen Laune hin. Erſt, als man ſich am zweiten Tage ſpät Abends P., der Vaterſtadt des Doctors näherte, wurde ſie ſtiller und ſtiller. Während ſie durch die hell erleuchteten Straßen fuhren, bemächtigte ſich ihrer ein beängſtigendes Gefühl. Als ob ſie fürchte, daß der Doctor ihr begegnen und ſie erkennen möge, zog ſie ihren

Schleier dicht vor's Geſicht und drückte ſich tief in die Wagenecke. Sie hätte ſich getroſt hinauslehnen dürfen. Der Doctor ſaß, während der Wagen an ſeinem Hauſe vorüber rollte, am Bette ſeiner Mutter und ahnte wol nicht, daß ſeine einſtige Geliebte ihm ſo nahe ſei.

Minchen zog im Gaſthofe heimlich Erkundigungen über ſeine Familie ein und erfuhr, was wir zum Theil ſchon wiſſen, daß ſein Vater ſich einer wider ihn eingeleiteten Unterſuchung durch die Flucht entzogen, und Niemand ſeinen Aufenthalt kenne und daß in Folge deſſen ſeine Mutter ſchwer erkrankt und er zu ihrer Pflege anweſend ſei. Ihr Mitleid wurde bei dieſer Nachricht rege und ſie that ihm im Herzen Abbitte, daß ſie damals ſeinen Worten keinen Glauben geſchenkt hatte. Bertha verſchwieg ſie jedoch, was ſie vernommen.

Von P. bis zur Herzoglichen Reſidenz war nur eine kleine Tagereiſe und man traf am folgenden Tage noch vor Anbruch des Abends daſelbſt ein. Wer hätte nicht ſchon einmal jenes belebende Gefühl in ſich verſpürt, das plötzlich alle Nerven durchzittert, wenn man nach langer, vielleicht mühſamer Fahrt endlich am Reiſeziele angelangt, die erſten Hufſchläge der raſcher dahin trabenden Pferde auf dem Straßenpflaſter unter ſich vernimmt!

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufſchlag murren hört,

Bis das Gespann urplötzlich seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

läßt sich die Freiligrath'sche Muse vernehmen.

Und wenn es nun vollends die liebe Vaterstadt ist, zu deren Thoren man nach langer Abwesenheit wieder einzieht! Wie grüßen da die alten bekannten Häuser der Reihe nach so traulich in den Wagen hinein, in rascher Folge eine Erinnerung nach der andern in uns wach rufend! Es will uns fast bedünken, als ob sie ein Spalier gebildet, um uns festlich zu empfangen. Jetzt muß dieses, jetzt jenes zum Vorschein kommen. Mitunter kommt auch wol Eines, das hat inmittelst ein neues Gewand angelegt, und man erkennt es nicht wieder und wird irre, wo man sich eigentlich befinde, zumal Abends. Und auch in jedem Vorübergehenden glaubt man einem alten Bekannten zu begegnen und man möchte ihm zurufen: „sieh, da bin ich wieder, und ich werde euch nun gewiß so bald nicht wieder verlassen!"

Nicht anders war es Bertha, als sie jetzt durch die Straßen D's. fuhr. Die Stadt, welche, wenngleich eine Herzogliche Residenz, von einem Kranze waldiger Hügel eingefaßt, doch in seliger Verschollenheit ziemlich abseits von den großen Verkehrswegen lag, und die, was man den Geist der Zeiten nennt, nur von Hörensagen kannte, hatte sich in ihrer äußern Physiognomie so wenig ver-

ändert, wie der bärtige Neptunus, welcher sich, an seinen Dreizack gelehnt und von wasserspeienden Delphinen umgeben, aus dem Bassin des Marktbrunnens erhob, und vor welchem Bertha sich als Kind so oft gefürchtet, weil man ihr gesagt hatte, daß er ein alter Heidengott sei, welcher früher eine Grotte auf dem Grunde des Meeres bewohnt, und die über ihn dahin fahrenden Schiffe zu sich in die Tiefe gezogen habe. Nur Eins fiel ihr als eine fremde Erscheinung in die Augen, nemlich ein Trupp stattlich gekleideter Soldaten, welche dem Schloßplatze zuritten. Ihr Vater bedeutete sie aber, daß der Herzog sich inmittelst nach heftigen Kämpfen mit seinen Landständen, über das Bundescontingent hinaus, blos zu seinem Privatvergnügen eine Eskadron Dragoner zugelegt habe. Es stand ihr aber auch noch eine andere Ueberraschung bevor, welche sie anfangs unangenehm berührte. Der Wagen lenkte nemlich plötzlich von der Straße ab, an deren Ende ihre elterliche Wohnung lag, und schlug eine Seitengasse ein. Sie glaubte, der Kutscher fahre irre, und sah verwundert ihre Eltern an, als diese ihn gewähren ließen. Sie hatten kurz vor ihrer Abreise ein anderes Haus bezogen, solches aber ihrer Tochter absichtlich verschwiegen. Das frühere Quartier, welches sie doch an die zwanzig Jahre bewohnt hatten, habe manche Unbequemlichkeiten gehabt, sagten sie ihr. Dies war aber der Grund nicht, weshalb sie dasselbe verlassen. Ach, es war ja dort kein Raum, keine Stelle, an welche sich nicht

traurige Erinnerungen geknüpft hätten; ihnen wollten sie aus dem Wege gehen, seit sie mit der Vergangenheit gebrochen, aber sie hatten sich das freilich selber nicht einmal gestanden. Mein Atelier hat nicht mehr Licht genug, seit der Nachbar drüben sein Haus erhöhet hat, hatte der Hofmaler eines Tages zu seiner Gattin gesagt und darauf war er hingegangen und hatte eine andere Wohnung gemiethet. Diese war allerdings freundlicher und geräumiger wie die frühere; als sie dieselbe aber jetzt wieder betraten, und Bertha sich über den Wechsel nicht zu freuen schien, wie sie gehofft, da hätten sie sich fast nach den verlassenen Räumen wieder zurück gesehnt.

Der Corridor und die Thürpfosten des Wohnzimmers waren zu ihrem Empfange mit Immortellen und Moos-kränzen geschmückt, und sie glaubten sich wegen dieser Aufmerksamkeit bei Elsbeth, ihrer neuen Hausjungfer, bedanken zu müssen. Diese lehnte den Dank aber von sich ab und sagte:

„Der gebührt nicht mir, sondern einem Andern, und Sie mögen einmal rathen, wem".

„Dem Rektor", rief Bertha mit einem Freudenschrei, während das Blut ihr in die Wangen schoß.

Elsbeth schüttelte verneinend das Haupt.

„Sie meint den Herrn Hofprediger", versetzte die Mutter.

„Ja, dann hat sie's gerathen", entgegnete Elsbeth.

„Der Hofprediger hat das Alles schon vorgestern selbst angeordnet, weil Sie gesagt hatten, daß Sie alsdann zurückkehren würden".

Sie waren inmittelst in das behaglich durchwärmte Wohnzimmer getreten und nachdem sie sich ihrer Reisekleider entledigt hatten, fiel Bertha's Blick auf ein in rothen Maroquin gebundenes Buch, welches auf der Console unter dem Spiegel lag. Der Deckel trug in goldnen Lettern die Inschrift: „Album für Bertha Busch". Sie wagte nicht, es anzutasten, sondern barg ihr erröthendes Angesicht an dem Busen der Mutter".

„Ja, das ist ein wunderlich Geschenk", bemerkte Elsbeth. „Ein so kostbares Buch und steht nichts darin, lauter weiße Blätter! Ich meine, da hätte der Herr Hofprediger wol etwas Besseres aussuchen können".

„Etwa eine schöne Bilder-Bibel oder ein „christliches Palmengärtlein" nicht wahr, Elsbeth?" versetzte der Hofmaler.

„Ach, damit wäre dem Fräulein auch wol nicht gedient gewesen," erwiederte sie.

Der Vater machte Miene, das Album zur Hand zu nehmen; jetzt kam ihm Bertha aber zuvor, indem sie dasselbe hastig ergriff und öffnete. Auf dem erste Blatte standen, von der Hand des Hofpredigers geschrieben, folgende Zeilen:

Du biſt die Herrlichſte von Allen,
So ſonder Falſch, ſo ſchön und rein,
Ein Stern, vom Himmel friſch gefallen,
Er könnte ſelbſt nicht ſchöner ſein.
Du biſt ein ſtilles, liebverklärtes
Gemüth, von Kinderſinn beſeelt,
Und das Bewußtſein deines Werthes
Die einz'ge Tugend, die dir fehlt.

Und ferner:

Schauteſt du zu Mond und Sternen
Sehnend auf in ſtiller Nacht,
Iſt nicht freundlich dir im Herzen
Eine Stimme aufgewacht:

Auch den Lieben in der Ferne
Leuchtet dieſes goldne Licht,
Und Ein Geiſt iſt's, der zu ihnen,
Und zu dir ſo tröſtend ſpricht.

Sieh, ſolche liebe helle Sterne
Sind uns Dichters Wort und Gruß,
Und in heil'gen Weiheſtunden
Einigt uns ihr Genius.

Minchen gab, indem ſie Bertha über die Schultern in's Buch ſchaute, ihrer Schweſter einen unſanften Stoß in die Seite, und dieſe flüſterte ihr zu:

„Du magſt wol recht haben, faſt glaub' ich's auch. Aber nun, Elsbeth", fuhr ſie zu dieſer gewendet, fort, „beſorg uns raſch den Thee, mich fröſtelt und hungert und durſtet".

Während Elsbeth draußen das Theewaſſer bereitete,

führte sie Minchen und Bertha durch alle Räume des Hauses und letztere söhnte sich jetzt mit dem Wohnungswechsel um so mehr aus, als sie für sich neben dem Schlafzimmer der Eltern ein trauliches Gemach nach der Gartenseite hergerichtet fand. Ihr Vater hatte bei seinem ersten Aufenthalte in R. nicht allein das Städtchen mit dem Schlosse, sondern auch das Krengel'sche Haus zusammt der Linde abconterfeiet und beide Bilder seither in einer Mappe aufbewahrt. Jetzt hatte er sie sauber einrahmen lassen, und mit einem andern Gemälde, auf welchem Bertha als zwölfjähriges Kind, gewandlos, in Gestalt eines Genius, abgebildet war, in ihrem Gemache aufgehangen. Ueber die beiden ersten Bilder hatte sie große Freude, das dritte aber, wiewohl sie früher Gefallen daran gefunden, konnte sie jetzt nicht ohne Scham ansehen, und sie nahm sich im Stillen vor, solches alsbald von der Wand zu entfernen.

Der Rest des Abends wurde in behaglicher Stille verbracht. Man fühlte sich von der dreitägigen Reise ermüdet und begab sich zur Ruhe.

Am andern Morgen konnte Minchen, unter deren Tugenden überhaupt die Geduld die geringste war, kaum die Stunde abwarten, wo der Anstand ihr erlauben würde, ihren alten Freund, den Hofprediger, zu begrüßen. An frühes Aufstehen gewöhnt, hatte sie schon lange vor dem Morgengrauen das ganze Haus alarmirt, und gegen zehn Uhr trat sie in ihrem besten Staate mit Hut und

Mantel in das Wohnzimmer, um sich mit Bertha zu ihm auf den Weg zu machen. Es wurde ihr aber bedeutet, daß der Hofprediger in einem Seitenflügel des Schlosses wohne, und daß sie, um keinen Anstoß zu erregen, mindestens die eilfte Stunde abwarten müsse. Die ganze Residenz würde Abends davon reden, sagte die Schwester, daß der Hofprediger schon früh Morgens einen Damenbesuch erhalten habe.

„Also dieselbe Kleinstädterei wie bei uns zu Hause!“ versetzte Minchen.

„Wie man's nehmen will“, entgegnete die Schwester. „In unseren geselligen Formen und Sitten sind wir Großstädter, was aber den Klatsch angeht, so laufen wir euch darin vielleicht den Rang ab.

„Nun meinetwegen“, erwiederte Minchen, und legte unwillig Hut und Mantel wieder ab.

Man wußte sie bald in ein Gespräch über Wirthschafts-Angelegenheiten und ähnliche Dinge zu verstricken, und sie damit, ohne daß sie es bemerkte, sogar bis gegen die Mittagsstunde aufzuhalten. Nun begab sie sich mit Bertha zum Schlosse. Unterwegs erregte bald dies, bald jenes ihre Aufmerksamkeit, insbesondere konnte sie sich über die himmelhohen Häuser mit ihren übergebauten Stockwerken, ihren Erkern und buntgemalten Giebeln in dem ältern Theile der Stadt nicht genug verwundern, auch begriff sie nicht, wie man in einem durchweg protestantischen Orte noch soviel Heiligen- und Marienbilder

über Hausthüren und in Mauerniſchen dulden könne, und ſie richtete an Bertha eine Frage über die andere. Dieſe weilte aber im Geiſte bereits beim Rektor, wie ſie den Hofprediger immer noch nannte, und je näher ſie dem Schloſſe kamen, deſto mächtiger pochte ihr das Herz. Bald eilte ſie, wie einem plötzlich aufſteigenden Gedanken nachjagend, einige Schritte vor, bald blieb ſie wieder hinter ihrer Begleiterin zurück, ſo daß dieſe ſie bald aufhalten, bald treiben mußte.

„Man ſollte glauben, Du befändeſt Dich auf dem Wege zu einem Zahnarzte, um Dich operiren zu laſſen, da weiß man auch nicht, ſoll man vorwärts oder rückwärts gehen", verſetzte Minchen endlich ärgerlich.

„Ach, ich fürchte mich auch ſo, liebe Tante, ich weiß ſelber nicht wie oder warum", erwiederte dieſe.

Ich weiß es wol, dachte Minchen und verſetzte:

„Warum Du Dich fürchteſt? das will ich Dir ſagen: weil Du Zeit Deines Lebens ein thöricht, zaghaft Ding geweſen biſt. Ich glaube, Du fürchteſt Dich vor Deinem eignen Schatten".

Die Wohnung des Hofpredigers befand ſich auf dem linken Schloßflügel und hatte einen beſondern Eingang. Er mußte die Damen ſchon vom Fenſter aus bemerkt haben, denn als dieſe den Corridor betraten, öffnete er eben ſein Zimmer und rief ihnen ein herzliches „Willkommen" entgegen.

„Wir haben ſchon geſtern Ihren Willkommgruß

empfangen", verſetzte Minchen, „und kommen Ihnen dafür zu danken".

„Dafür, und insbeſondere für all das Liebe und Gute, das Sie an mir und meinen Eltern gethan," fügte Bertha hinzu, indem ſie ſeine Hand ergriff und wider ihren Buſen drückte.

„Schlagen Sie mein Verdienſt dabei nicht zu hoch an, liebe Bertha", erwiederte er. „Indem wir Andern Glück zu bereiten ſuchen, fördern wir nicht ſelten auch unſer eigenes. Würde mir die Freude geworden ſein, Sie hier zu begrüßen, wenn mir das Werk nicht gelungen wäre, wofür Sie mir Dank ſchuldig zu ſein glauben? — Und Sie werden auch den Winter über bei uns bleiben?" fuhr er, zu Minchen gewendet fort, indem er die Damen zum Sitzen nöthigte.

„Nun, ich werde ſehen, wie lange ich's hier aushalte und wie lange man's mit mir aushält; jedenfalls bleibe ich über das Feſt hinaus, entgegnete ſie, ſich in einen Schaukelſeſſel neben dem Sopha niederlaſſend. Der Seſſel, deſſen bewegliche Natur ihr unbekannt war, neigte ſich über ſeinen Schwerpunkt hinaus nach hinten, ſo daß ſie mit ihm rücklings überzuſtürzen vermeinte, und einen lauten Schrei ausſtieß. Der Hofprediger und Bertha lachten laut auf und nachdem Minchen ſich von der Gefahrloſigkeit ihrer Situation überzeugt, und ſich wieder nach vorwärts geſchwungen hatte, ſtimmte ſie mit ein; ſie zog es jedoch vor, ihren ſchwankenden Sitz zu ver-

lassen und auf einem festeren Terrain, dem Sopha, Platz zu nehmen. Dies Intermezzo vermittelte den Uebergang zu einem heitern Gespräche. Minchen wußte dem Hofprediger so mancherlei Wichtiges und Unwichtiges, was sich seit seiner Entfernung von R. am Hofe und in der Stadt begeben und nicht begeben, zu erzählen, daß, als sie sich endlich erschöpft zu haben schien, Bertha wegen der vorgerückten Zeit an den Aufbruch mahnen mußte.

In den nächsten Tagen machte Bertha bei ihren alten Schulfreundinnen die Runde. Ihre Schönheit erregte überall Aufsehen, wo sie sich zeigte, aber ihr bescheidenes, anspruchloses Auftreten bewirkte zugleich, daß selbst ältere Mädchen sie mit neidlosem Wohlgefallen betrachteten. Man fand höchstens an ihr zu tadeln, daß sie zu wenig aus sich herausgehe, und ihre Reize nicht genug geltend zu machen wisse. Selbst, als es ruchtbar wurde, daß die Herzogin sich die Tochter des Hofmalers habe vorstellen lassen, und ihr beim Abschiede sogar einen Kuß auf die Stirn gedrückt habe, schien man es ihr nicht allein zu verzeihen, daß ihr solche Ehre widerfahren, sondern sie wurde jetzt erst recht die Gefeierte des Tages. Einladungen folgten auf Einladungen, und manch' hochadelige Matrone, welche das einfache Bürgerkind sonst wol kaum eines Blickes von oben herab gewürdigt haben möchte, hauchte jetzt gleichfalls einen Kuß auf jene schöne

durch die Berührung Herzoglicher Lippen gewiſſermaßen nobilitirte Stirn. Von den Huldigungen, welche ihr ſeitens der jungen Männer dargebracht wurden, wollen wir gar nicht reden.

Der Hofprediger, welcher ſeine Beſuche in ihrem elterlichen Hauſe in gewohnter Weiſe fortſetzte, ſtellte, anfangs nicht ohne einige Beſorgniß, im Stillen ſeine Beobachtungen darüber an, ob und wie alle dieſe Gunſt- und Ehrenbezeugungen auf Bertha's Weſen einwirken möchten. Er glaubte ſich mindeſtens darauf gefaßt halten zu müſſen, daß ſie ihr vorübergehend den Sinn berauſchen und verwirren, und auch vielleicht ihr Herz nicht ganz unberührt laſſen würden, und er begegnete ihr daher abſichtlich mit einiger Zurückhaltung. Wußte er doch, wieviel er vor Andern bei ihr voraus hatte, aber er verſchmähte es, von dieſem Vortheile Gebrauch zu machen. Er ſollte ſich jedoch bald überzeugen, daß ihr jene Ovationen eher läſtig als angenehm waren, daß ſie das Aechte vom Unächten, Herzlichkeit von Höflichkeit ſehr wol zu unterſcheiden wußte, und auf Jedes nur den Werth legte, den es verdiente. Auch in ihrem Benehmen gegen ihn blieb ſie immer dieſelbe. So oft er kommen oder gehen mochte, ſo oft ſie ihr Auge zu ihm erhob, es war immer derſelbe warme innige Blick, der im Momente des Wiederſehens auf's Neue ſeine Seele getroffen, und ihre Eltern ſowohl wie Minchen waren längſt einig darüber, daß ſie ihn tief im Herzen trage,

während in ihm noch wol der Zweifel aufstieg, ob es Liebe oder Dankbarkeit oder Beides sei, was sie zu ihm hinziehe: denn daß sie ihm zugethan, wie Keinem, daran zweifelte er endlich nicht mehr. Minchen, welche ihrer gewohnten häuslichen Thätigkeit entzogen und durch Besuche und Gegenbesuche vielfach genirt, allmälig ihre gute Laune zu verlieren begann, und keineswegs ein Hehl daraus machte, daß sie sich hier und da herzlich langweile und heimsehne, hätte Beide gar zu gern noch vor ihrer Abreise als ein glückliches Brautpaar vereint gesehen, und sie begriff gar nicht, weshalb der Hofprediger mit seiner Erklärung so lange zurückhielt. Das Weihnachtsfest rückte immer näher, und zu Neujahr wollte und mußte sie wieder daheim sein. Wenn ich nur wüßte, ob er sich fürchtete, sagte sie einmal zu ihrer Schwester, ich wollte ihm schon einen Wink gegeben.

„Dazu wärst Du im Stande", erwiederte diese, „und zwar einen Wink, den er gewiß nicht mißverstehn würde. Fasse Dich nur in Geduld, wenn die Frucht reif ist, fällt sie von selber ab".

Vierzehntes Kapitel.

Es ist „heiliger Abend". Während sich in der schmalen Gasse, welche die spärlich erleuchteten Weihnachtsbuden auf dem Marktplatze bilden, Kinder und Erwachsene aus der niedern Volksklasse, von Schneeflocken umwirbelt, auf und nieder bewegen, und manch' arme Mutter vielleicht das sauere Verdienst des Tages gegen einen Harlekin, eine Gliederpuppe oder einen Lebkuchen umtauscht, bricht hier und dort aus den Fenstern der Vornehmern und Reichen allgemach ein heller Lichtglanz hervor, und fröhlich jubelnde Kinderstimmen tönen aus den erleuchteten Räumen nieder. — Im Hause des Hofmalers hatte, ach, wie lange! — keine Weihnachtskerze mehr gebrannt, hatte, ach, wie lange! kein „heiliger Abend" die getrennten Herzen zu seiner Feier mehr vereinigt. Auch jetzt schien die Festfreude ihre Einkehr dort noch nicht gehalten zu haben, und es deutete auch kaum Etwas darauf hin, daß man zu ihrem Empfange irgend Vorbereitungen getroffen habe. Die Familie saß wie an jedem andern Abende im Wohnzimmer beisammen, aber selbst die gewöhnliche Gemüthlichkeit fehlte, der Geist, in welchem sich Alle Eins gefühlt hätten, war anscheinend nicht unter ihnen. Die beiden Ehegatten entfernten sich, bald der eine, bald der andere, jeden Augenblick aus dem Zimmer,

und auch Bertha verrieth eine eigne Unruhe, und zeigte sich zu einer Unterhaltung gar nicht aufgelegt. Minchen, welche ohnehin schon verstimmt darüber war, daß ihr Wunsch in Betreff des Verlöbnisses nicht in Erfüllung gegangen, wußte nicht, was sie vor Verdruß und Unbehagen thun oder lassen sollte. Man hatte ihr gesagt, daß der Hofprediger gebeten sei, den Christ-Abend mit ihnen zu feiern, daß er es aber unbestimmt gelassen habe, ob und wann er erscheinen werde, weil er auch der Bescheerung auf dem Schlosse beiwohnen müsse. Diese Unbestimmtheit war nun allerdings in etwa störend, allein Minchen konnte darin doch keinen Grund finden, weshalb man sich einstweilen nicht auch ohne ihn amüsiren sollte. Sie machte ihrem Aerger von Zeit zu Zeit in kräftigen Worten Luft; als sie aber endlich einsah, daß alles Schelten weder die Einen zum Sitzen, noch die Andern zum Sprechen brachte, wickelte sie die Hände in ihre Schürze und setzte sich schmollend in den düsterſten Winkel des geräumigen Zimmers.

„Wir warten noch bis neun Uhr, wenn er aber auch dann noch nicht erscheinen möchte, lassen wir die Punsch-Bowle hereintragen und schneiden den Festkuchen an", tröstete sie die Schwester, indem sie Bertha zugleich einen Wink gab.

„Dann mögt ihr Punsch und Kuchen allein verzehren", entgegnete sie, „mir ist längst Lust und Appetit zu Allem vergangen. Sieh, da rennt Bertha auch wieder

hinaus, damit wir nur ja nicht einmal Alle beisammen sind. So habt Ihr's den ganzen Abend getrieben. Ein ewiges Kommen und Gehen — der Eine giebt dem Andern die Thür in die Hand, und in welchen Winkel man sich auch flüchten mag, überall wehet es einen an, als ob man draußen auf der Straße säße. Reißt doch lieber auch noch die Fenster auf, damit die Schneeflocken uns um die Ohren tanzen, wir haben alsdann doch wenigstens einige muntere Gäste um uns. Und das muß ich Euch auch sagen: die Elsbeth ist eine ganz impertinente Person, die ich nicht umsonst in meinen Diensten haben möchte, und sie soll auch gewiß keinen Groschen Trinkgeld von mir bekommen. Als sie vorhin den Kuchen in's Zimmer trägt, und ich sie frage, was denn das fortwährende Gelaufe zu bedeuten habe, da sieht sie mich groß an, schlägt ihre Schürze über den Kopf und rennt laut lachend zur Thür hinaus. Und vom Hofprediger finde ich es auch sehr sonderbar, daß er so lange auf sich warten läßt, oder wol gar nicht kommt: denn die Bescheerung wird gewiß längst vorüber sein und —

Der Hofmaler, welcher sich unvermerkt hinter ihren Rücken geschlichen, unterbrach den Strom ihrer Rede, indem er ihr beide Augen zuhielt, während die Schwester rasch die Flügelthür des anstoßenden Gemachs öffnete.

„Laß mich", rief sie, indem sie sich von seinen Händen zu befreien suchte. Aber wer malt ihr Erstaunen, als er

plötzlich ihre Augen frei gab. Sie wäre vor Schreck und Freude bald zu Boden gefallen.

Auf einem hohen, einem antiken Altare nachgebildeten Piedestale erhob sich ein reichverzierter brennender Weihnachtsbaum von mäßiger Größe, und unter ihm standen, Hand in Hand, der Hofprediger und Bertha.

„Voila! ein lebendes Bild!" sagte der Hofmaler.

„O, ich Dummkopf!" waren die ersten Worte, deren Minchen wieder mächtig wurde. Darauf stürzte sie mit ausgebreiteten Armen auf die Gruppe los, und drückte das glückliche Brautpaar an ihr glückliches Herz.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, dem Leser von den ferneren Schicksalen des Doctor Nebel Kenntniß zu geben. Wir theilen zu diesem Zwecke einen Brief Meta's, welche diese zu Anfang des folgenden Frühjahrs an Bertha schrieb, im Auszuge mit. Es hieß darin unter Anderm:

Daß der Doctor seine Mutter verloren hat, und wieder hierher zurückgekehrt ist, hat Euch Minchen bereits gemeldet. Er meidet natürlich vor wie nach unser Haus, verkehrt dagegen desto häufiger in dem unsers Nachbars Sobbe, und man glaubt allgemein, daß er mit Hedwig ein Verhältniß habe, und sie nur das Ende der Trauerzeit abwarteten, um ihre Verlobung zu veröffentlichen. Hedwig hat es gegen Minchen eigentlich so gut wie

eingeſtanden. Er ſoll übrigens, wie ſelbſt Unruh ſagt, ein ganz anderer Menſch geworden ſein und ſich ſehr zu ſeinem Vortheile verändert haben. Auch äußerlich erkennt man ihn kaum wieder. Er hat ſein langes Haar gekürzt, das Barett mit einem Cylinderhute vertauſcht, und auch ſeinen Schnürrock abgelegt. Dieſe Veränderung iſt nun zwar nicht ganz nach meinem Geſchmacke, indeß neben unſerer guten Hedwig hätte er ſich in ſeiner phantaſtiſchen Tracht doch gar zu ſeltſam ausgenommen. Trotzdem wird er ſeine poetiſche Natur nimmer ganz verläugnen können, und ich bin mit vielen Andern neugierig, wie ſich das Verhältniß noch einmal geſtalten und was aus dieſer Vermählung der Poeſie mit der Proſa hervorgehen wird. Wer weiß, wenn Jedes dem Andern etwas von dem ſeinigen abgeben, er ein weniger praktiſcher, ſie etwas empfänglicher für das Schöne und Geiſtige werden möchte, vielleicht ein Glück, wie es Dir und ihm als Vermählten wol nimmer zu Theil geworden wäre.

Drei Wochen auf Urlaub.

I.

Abreise.

Es waren Gerichtsferien. Wer bei diesem Worte etwa an Geschäftslosigkeit, Spaziergänge, Reisen und dergleichen angenehme Dinge denken möchte, der würde sich einen falschen Begriff von seiner Bedeutung machen. Gerichtsferien sind keine Schulferien, welche Lehrern wie Schülern von Amtswegen gestatten, sich mit allen Kräften des Leibes und der Seele dem süßesten Nichtsthun zu ergeben, vielmehr haben sie nur den Sinn, daß während ihrer Dauer diejenigen Rechtsgeschäfte, welche ohne Nachtheil der Parteien einen Aufschub erleiden können, ruhen. Noch weniger sind es aber Bundestagsferien, welche bekanntlich mit wenigen kurzen Unterbrechungen zwölf Monate im Jahre währen, vielmehr beschränkt sich ihre Dauer auf die Zeit, wo der Landmann seine Früchte einscheuert, weil sie eben nur zu dessen, und keineswegs zu

Gunsten der Beamten eingeführt sind. Will daher ein solcher sie etwa zu einer Ausspannung benutzen, so muß er wie zu jeder andern Zeit bei seinen Obern ganz gehorsamst um Urlaub einkommen, nur daß ihm dieser eher wie sonst bewilligt wird.

Ich hatte während der zwölf Jahre, wo ich im Dienste der Themis thätig gewesen war, die Grenze meines Gerichtssprengels noch nicht überschritten, und mich selbst da, als ich neben dem dienstlichen das süßere Joch der Ehe auf mich nahm, nicht über die nächste Poststation entfernt. Man glaube aber nicht, daß etwa ein Uebermaß von Diensteifer oder gar eine banausische Sinnesart mich zu solcher Enthaltsamkeit bewogen habe. Ach, es walteten da leider ganz andere Gründe ob. Wäre ich bei Theilung der Erde zugegen gewesen, ich würde dabei, gleich dem Dichter, ganz gewiß leer ausgegangen sein; nicht weil ich wie er am Angesichte Jovis gehangen und göttlichen Harmonieen gelauscht hätte, sondern weil über meiner Familie, wie mir meine selige Großmutter zum öftern erzählt, ein eigner Unstern waltet, welcher nicht zuläßt, daß Einem ihrer Mitglieder mehr von den Gütern dieser Erde zufalle, als es eben zu seiner Existenz bedarf. Mein Vater hätte einmal bald einen unbeweibten, steinreichen Onkel beerbt, allein jener Unstern wollte, daß, als er eben seinen letzten Willen in Form Rechtens kund zu geben in Begriff stand, der Tod ihn bei diesem löblichen Vorhaben überraschte, und daß deshalb die

Abtei, in deren Gebiete er sein Domicil hatte, vermöge des damals noch geltenden sogenannten Hagestolzenrechtes seinen gesammten Nachlaß dem Klostergute einverleibte. Mein Weg führte mich einmal als fahrender Schüler, ein leichtes Tornisterchen auf dem Rücken und ein paar Mutterpfennige im Säckel an jener, in Mitten einer prächtigen Eichenwaldung belegenen Abtei vorüber, und ich empfand eine, allerdings etwas verspätete, Schadenfreude darob, daß inmittelst auch an ihr geschehen war, was sie an uns gethan, daß nämlich ein größerer Magen auch sie sammt all ihren Schätzen verschlungen hatte. Auch ich durfte einmal der Hoffnung leben, das ansehnliche Vermögen einer Tante mütterlicher Seits im Wege des Erbgangs wenigstens theilweise an mich gelangt zu sehen, aber da machte wiederum jener Unstern seinen verderblichen Einfluß geltend. Die güte Tante verlor in ihren alten Tagen ihr Augenlicht, aber es ging ihr dafür wie die Frommen sagten, ein inneres Licht auf, das heißt, in die Sprache der Weltkinder übersetzt: sie wurde eine Betschwester, und bestimmte zum Heile ihrer geängstigten Seele ihr Hab und Gut zu allerlei wohlthätigen Zwecken, nur nicht zu dem, ihren nächsten Angehörigen eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Daß wir in der Staatslotterie allemal mit einer Niete, und bei Privatverloosungen höchstens mit einer Nadelbüchse, einem Stück Windsorseife oder einem ähnlichen werthlosen Gegenstande herauskamen, verstand sich von selbst. Meine Großmutter,

welche mich, trotz mancher entgegenstehender Bedenken, nach Art aller Großmütter für ein Ausbund von Schönheit hielt, hatte mir oft gesagt: Junge, Du mußt Dein Glück noch einmal durch eine reiche Heirath machen. Dieser Mahnung eingedenk sah ich mich denn auch nach kaum erlangter Großjährigkeit unter den reichern Töchtern des Landes um, und es fehlte nicht viel, daß ich wirklich Eine derselben, ein niedliches Gänschen von kaum achtzehn Maimonden bethört und heimgeführt hätte. In den Sternen war es aber wiederum anders beschlossen.

Es fand eines Tages ein von Dilettanten veranstaltetes Concert zum Besten „armer Abgebrannter" statt, und vermöge einer mir angeborenen Sympathie für „arme Abgebrannte" nahm ich als Zuhörer an demselben Theil. Eine junge, eben erst aus der Pension zurückgekehrte Dame, welche eine ausgezeichnete Pianistin sein sollte, werde ein Solo vortragen, hieß es, und man war allgemein auf ihre Leistungen gespannt. Der Orchester-Dirigent führte beim Beginnen der zweiten Abtheilung das schüchtern auftretende junge Mädchen an den Flügel, und als es in die Tasten griff, da ging das Kind in der Künstlerin auf. Ich will ihr Aeußeres aus nahe liegenden Gründen unbeschrieben lassen, und auch von ihrem Spiele nur sagen, daß ihm ein allgemeiner Applaus folgte. In mir aber rief, alles Geräusch übertönend, eine Stimme, die allerdings auch schon Manchen be-

trogen: Die ist es, oder keine sonst auf Erden. Die Sterne erhoben keinen Einspruch dawider: denn die Schätze, welche sie besaß, waren von der Art, welche zwar weder Rost noch Motten verzehren, sich aber auch weder in Staatspapieren noch in Actien anlegen lassen. Sie ward meine Frau. Und nun wird wol Niemand mehr nach dem Grunde fragen, weshalb ich nicht über meinen Gerichtssprengel, und selbst an meinem Hochzeitstage nicht über die nächste Poststation hinausgekommen sei.

Es waren also Gerichtsferien, und der gewitterreiche Sommer des Jahres 184— neigte sich seinem Ende. Die Macht der Elemente schien gebrochen, klare sonnige Tage wechselten mit sternenhellen Nächten, und die Welt war weitaus anzuschauen wie jenes Land,

> Das da von des Himmels Frieden
> Wie vom Thau die Rose träuft.

Ich aber hatte keinen Theil an diesem Frieden, sondern fühlte mich im Gegentheil von einer seltsamen Unruhe beherrscht. Wenn ich sonst dem Lärm der Parteien entronnen, von meiner Gerichtsstube nach Hause kam und in den Kreis meiner kleinen Familie trat, dann war es mir so wohlig „wie dem Fischlein auf dem Grund", und so eng auch die Schranken meines Glückes gezogen waren, ich empfand sie nicht als solche und trug deshalb auch kein Verlangen, sie weiter hinauszurücken. Ich durfte den Himmel zum Zeugen anrufen, daß ich

ihn noch mit keiner anderen Bitte beläſtigt, als daß er mir gnädig erhalten wolle, was er mir gegeben. Das war nun ſeit einiger Zeit anders geworden. Ich begann mir jener Schranken bewußt zu werden und nahm zu meinem Entſetzen wahr, daß mich dies und jenes langweilte, was mich früher erfreuet oder mindeſtens befriedigt hatte, und daß ich kein rechtes Genüge mehr fand an dem, was Haus und Familie mir zu bieten vermochten. Es war eine Sehnſucht, ein Drang in's Weite, und in Folge deſſen eine Mißſtimmung über mich gekommen, welche ich vergebens zu bekämpfen, vergebens vor meinem Weibe zu verbergen ſuchte. Als ich eines Abends den gewohnten Spaziergang mit ihr machte und mich bald in unmuthigen Klagen über die Oede und Reizloſigkeit eben jener Natur erging, deren einfache Schönheit ich ſelbſt in ihren Haiden und Mooren ſo oft gerühmt hatte, bald ſchweigſam neben ihr einher wandelte, drang ſie plötzlich mit der Frage auf mich ein: was mir fehle, was mich bedrücke? Davon hatte ich ja aber ſelbſt nur ein unklares Gefühl, und ſoweit ich mein Leid erkannte, ſcheuete ich mich, aus Furcht ſie zu betrüben, mit einem Bekenntniſſe hervor zu treten. Jetzt aber war das Schweigen einmal gebrochen, und ſie ſchien entſchloſſen, ſich nicht eher beruhigen zu wollen, bis ſie mein Geheimniß erfahren. „Nun denn", rief ich, mir ein Herz faſſend, „ich bin krank, — ſie erblaßte — krank nach der Ferne, nach den Bergen, nach — dem Rheine." Da war das be-

freiende Wort gefunden, und es fiel mir wie Centnerlaſten vom Herzen.

„Und das iſt all Dein Kummer?“ verſetzte ſie, freudig aufathmend, „und darum haſt Du Dich und mich ſo lange geängſtigt und gequält, Du böſer Mann? Morgen packe ich Dir Deinen Reiſekoffer und übermorgen fährſt Du, wohin Dein Sinn Dich treibt.“

„Aber bedenk doch, liebe“ —

„Das Reiſegeld, nicht wahr? Dafür laß Du Deine Frau ſorgen. Du weißt, daß ich mir einen kleinen Fonds für außerordentliche Fälle zuſammengeſpart habe.“ —

„Und den wollteſt Du einer Grille Deines Mannes opfern?“

„Daß Du einmal eine Grille haſt, zumal eine vernünftige, gehört ja eben zu ſolchen außerordentlichen Fällen, mein Fonds wird alſo ganz ſeiner Beſtimmung gemäß verwendet, und kein Rechnungsbüreau könnte etwas dawider erinnern.“

Die Freundlichkeit, mit welcher meine ſonſt ſo wirthſchaftliche Frau meinen Wünſchen entgegen kam, hatte mir meine Reiſeluſt einſtweilen in etwas wieder benommen, und die Bedenken, welche ſie mir hätte entgegenſtellen können, machte ich jetzt ſelber geltend. Es entſpann ſich ein edler Wettſtreit unter uns, welcher jedoch damit endete, daß ſie meine Scrupel beſiegte und ich mich zur Reiſe entſchloß. Der Urlaub war leicht erwirkt, und nach einigen Tagen fuhr ich mit ſehr getheilten Empfin-

dungen auf dem nächsten Wege dem Rheine zu. Ich erinnerte mich, daß ich vor fünfzehn Jahren als angehender Studiosus fast um dieselbe Jahreszeit desselben Weges gezogen. Es war mein erster, weiterer Ausflug in die Welt, und da die Welt den Fröhlichen gehört, wie man sagt, so nahm ich denn mit jedem Schritte, den ich vorwärts that, von meinem Eigenthum Besitz. O glücklicher Irrwahn der Jugend! — Welche Rückzüge, welche Niederlagen waren jenen Siegesschritten gefolgt! Welch ein demüthiger Wanderer war aus mir geworden, seit ich wußte, daß mir auch nicht ein Fußbreit Landes auf dieser Erde gehöre, und mir auch wol erst der Tod zu einigem Grundbesitz verhelfen werde.

Ich langte zwischen acht und neun Uhr Abends in W., der ersten Rheinstadt, welche ich berührte, an. Nachdem ich den Reisestaub abgeschüttelt, eilte ich trotz der bereits eingetretenen Dunkelheit mit einer Hast, als ob es das Wiedersehen eines alten Jugendfreundes gelte, hinunter an den Rhein. Da lag er wieder zu meinen Füßen, der prächtige Strom, den brennenden Sternenhimmel in seinem Schooße, und es trieb mich hinab zu seinen Ufern, daß ich beide Hände in seine Wellen tauchen mußte, um mich mit allen Sinnen seiner Gegenwart zu versichern und zu erfreuen. So mag der Pilger nach langer Wüstenfahrt den heiligen Strom begrüßen, dessen Fluthen einst den Leib des Gottessohnes bespühlt. Ich wandelte gedankenvoll, im Anhauch seiner Herrlichkeit

Geist und Gemüth jugendlich gehoben, noch eine Weile am Strande auf und nieder, bis ich die Aufmerksamkeit des Fährmanns erregte, welcher mit der Frage auf mich zutrat, ob ich etwa noch übergesetzt zu werden wünschte. Dann begab ich mich in meinen Gasthof zurück.

II.

Auf dem Dampfboote.

Andern Tages setzte ich meine Reise rheinaufwärts mit dem Dampfboote fort. Ein dichter Nebel verzögerte sowohl die Ab- wie die Weiterfahrt, weil die Maschine, um das Schiff vor einem Zusammenstoß mit einem andern zu bewahren, nur mit halber Kraft arbeiten durfte. Es waren kaum die nächsten Wellen, geschweige denn die Ufer sichtbar. Von Minute zu Minute wurde die Glocke angeschlagen und hoch am Maste glühten rothe und grüne Lichter. Eine unheimliche Stille herrschte auf dem Boote, als ob jene Vorsichtsmaßregeln in den, meist aus Damen bestehenden, Passagieren die Furcht vor einer möglichen Gefahr erst recht angefacht habe. Nur dann und wann stiegen einzelne, in Mäntel gehüllte Gestalten aus den untern Räumen empor, schauten in den Nebel hinaus oder wandelten eine Zeit lang schweigend auf dem Verdeck umher, und tauchten dann, gleich

Schatten, wieder unter den Boden hinab, so daß es mich oft bedünken wollte, als ob ich, dem Lichte und dem Leben entrückt, die stygischen Gewässer beführe. Freilich versetzte mich ein Kellner, welcher mit einem duftigen Beefsteak oder einem Schinkenbutterbrode an mir vorüberstrich, eben so oft wieder auf die Oberwelt zurück. Nur zwei Barmherzige Schwestern, welche in der Nähe des warmen Schlotes Platz genommen hatten und munter miteinander plauderten, schienen die Furcht ihrer weltlichen Schwestern nicht zu theilen. Ob ein ruhigeres Gewissen sie so sorglos machte? — Erst gegen Mittag theilten sich die Nebel und die Ufer traten immer deutlicher hervor, bis sie endlich in vollem Sonnenglanze da lagen. Jetzt kam es, wie Eidechsen aus Ritzen und Löchern, aus Salon und Cajüte herauf, und bald war das ganze Verdeck mit Passagieren gefüllt. Die flachen, reizlosen Ufer, deren Eintönigkeit nur hier und da von einem Dörfchen oder Städtchen unterbrochen wurde, vermochten die Aufmerksamkeit nicht zu fesseln, und man suchte daher im Gespräche Schutz wider die Langeweile. Die Macht, welcher wir Alle, insbesondere aber ein Reisender preisgegeben, und von deren Gunst oder Ungunst oft sein ganzer Genuß abhängt, nämlich der Zufall, sollte mich mit zwei jungen Damen bekannt werden lassen, von denen die anscheinend ältere, eine muntere lebhafte Brünette, mich so weit anzog, daß ich mich bei der Mittagstafel gern an ihrer Seite niederließ. Sie

waren die Töchter eines rheiniſchen Gutsbeſitzers von ziemlich grünem Adel, der mir dem Namen nach bekannt war, und meine ſchöne Tiſchnachbarin hatte, wie ſich im Laufe des Geſpräches ergab, beim Beſuche einer Tante meine älteſte Schweſter, welche bei jener die Stelle einer Geſellſchafterin bekleidete, kennen gelernt. Dieſer Umſtand führte bald eine traulichere Unterhaltung herbei, und wir ſahen uns gewiſſermaßen als Zuſammengehörige an. Während wir auf dem Verdecke gemeinſchaftlich unſern Kaffee einnahmen, ging ein junger Mann, deſſen Aeußeres trotz der Civilkleidung den Militär verrieth, mehrmals an uns vorüber, und ſo oft er ſich uns näherte, hielt er unverwandt ſeinen Blick auf Mathilde — ſo hieß meine Schöne — gerichtet, und zwar einen Blick, welcher keineswegs ein Wohlgefallen an dem fixirten Gegenſtande, ſondern eher etwas wie Hohn und Verachtung verrieth. Ich bemerkte, wie ihr das Blut in die Wangen ſtieg, allein ſie ſuchte ſich zu beherrſchen und ſetzte ruhig ihr Geſpräch mit mir fort. Als er aber, wer weiß zum wievielten Male, ſein Manöver wiederholte, wandte ſie ihm mit dem ziemlich lauten Ausrufe: „Der alberne Menſch!“ den Rücken.

„Wer iſt der Herr?“ fragte ich.

„Ein Kamerad eines ehemaligen Anbeters von mir,“ erwiederte ſie, „welcher ſich zuſammt ſeinem ganzen Offiziercorps darüber ägrirt fühlt, daß ich es gewagt, dem-

jenigen einen Korb zu geben, welcher der Stolz seines Regimentes sein soll."

„Und weshalb fand er keine Gnade vor Ihren Augen?"

„Weil er zu denjenigen Menschen gehörte, welche man, wenn sie Bücher wären, kaum bis zur Mitte, geschweige denn immer von neuem lesen würde."

„Er war Ihnen also mit anderen Worten langweilig?"

„Zum Sterben", entgegnete sie. „Er war, was man so „ein Bild von einem Manne" zu nennen pflegt, also ein Mensch von schlanker, untadelhafter Statur, und von glatten, regelmäßigen, aber geistlosen Zügen, ein sehr gewandter Reiter, wie seine Kameraden nicht genug zu rühmen wußten, und ein ausgezeichneter Tänzer, wie ich selbst erfuhr. In Effectuirung alter und Erfindung neuer Cotillon- oder Quadrille-Touren suchte er seinen Meister, und wenn das Leben ein Tanz wäre, so hätte ich mir keinen bessern Lebensgefährten wünschen können. Ihm schien die Welt sich allerdings nur als Reitbahn oder als Ballsaal darzustellen, und deshalb drehte sich auch seine Unterhaltung nur um dahin gehörige Dinge. Außerdem wünschte er sich aber fortwährend Krieg. Das erste und das letzte Wort meines schlesischen Junkers war immer: nur Kriegk! nur Kriegk! Fräulein Mathilde! und dann sprang er auch wol auf und schnallte sich seinen Säbel um, als ob der Feind schon draußen vor der Thür stände. Wenn es schon wunderlich genug ist, wenn Je-

mand der Angebeteten seines Herzens wiederholt in's Gesicht sagt, daß er sich von ihr hinweg, und dorthin sehne, von wo er möglicher Weise verstümmelt oder auch wol gar nicht wieder zurückkehrt, und er nicht einmal ein Geheimniß daraus macht, daß solches nicht etwa aus Patriotismus oder Thatendurst, sondern bloß um des leidigen Avancements willen geschehe, so hätte ich ihm doch seine Kriegswuth noch wol verziehen, aber die Langeweile! — Wer mir meine Börse entwendet, der verfällt der Strafgewalt des Staates, aber nicht minder strafwürdig ist, wer mir Langeweile verursacht, denn er betrügt mich um meine Zeit, von der man ja sagt, daß sie dem Gelde gleich sei."

„Für denjenigen, welcher sich seine Existenzmittel selbst beschaffen muß, ist Zeit allerdings Geld, aber für eine Dame in Ihren Verhältnissen dächt ich —"

„Hat sie keine Bedeutung, wollen Sie sagen, und wir mögen dem noch wol gar dankbar sein, welcher die Freundlichkeit hat, uns von einem so nutzlosen Dinge zu befreien! Wenn Sie erlauben, so ist auch unsere Zeit zwischen Arbeit und Erholung getheilt, und wenn sich jene auch nicht nach ortsüblichen Maßen auf Heller und Pfennig abschätzen läßt, so ist sie deshalb doch nicht ohne Werth. An die Unterhaltung, sei es durch Gespräch oder Lectüre, mache ich aber die Ansprüche, daß sie mich belehre oder amüsire, kurz, daß ich aus ihr irgend einen Gewinn ziehe. Kein Geräusch ist mir widerwär-

tiger, als das des Sprechens, wenn es eben weiter nichts iſt, als das, und nichts in Bewegung ſetzt, als nur die Luft. Kein feuchter Finger, über den Rand eines Glaſes hinfahrend und ihm jene bekannten, ſchneidenden Töne entlockend, kann mir ſo die Nerven angreifen, als ein fades, leeres Geſchwätz."

„So müſſen Sie ſich Ihrem Anbeter gegenüber ſehr zuſammengenommen haben, daß ihm ſolche Wirkung entgangen iſt."

„Die Eitelkeit weiß ſich Alles zu ihren Gunſten zu deuten und iſt im Stande, eine Ohrfeige für eine nur etwas übertriebene Liebkoſung zu halten. So hat er ohne Zweifel meine Angſtſeufzer für Seufzer der Liebe und mein beharrliches Schweigen für ihre ſtumme Sprache genommen. — Doch, laſſen Sie uns von erquicklicheren Dingen reden! Ich ſah Sie vorhin in einem Buche leſen, was war es, wenn ich fragen darf?"

Ich zog Leopold Schefer's Laienbrevier aus der Taſche und reichte es ihr dar.

„Ach, damit habe ich mich auch erſt kürzlich beſchäftigt," verſetzte ſie, „aber ich muß, vielleicht zu meiner Schande bekennen, daß mir Manches darin völlig unverſtändlich geblieben iſt, und ich insbeſondere über das Verhältniß des Dichters zur Religion nie recht habe in's Klare kommen können. Glaubt er namentlich an einen perſönlichen Gott und an eine perſönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode, oder nicht? Wenn mir das eine

Gedicht dafür zu sprechen schien, so machte mich das andere wieder irre."

„Wenn Sie jene Frage an den Verfasser des Laienbreviers selber richteten, so würde er Ihnen vielleicht mit Faust antworten:

Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn
Ich glaub' ihn nicht ꝛc.

Ja, könnte die Natur selbst uns Rede stehen, so würde ihre Antwort wol kaum anders ausfallen. Auch sie scheint jene höchsten Fragen hier zu verneinen, dort zu bejahen. Ganz an ihre Schönheit und Erhabenheit hingegeben, läßt der Dichter das ganze All vor unsern Blicken sich bewegen und uns, wie hinter den Wolken die Sonne, hinter jeder Erscheinung das Göttliche ahnen. Freilich verschwinden vor seiner Auffassung des Naturzustandes alle Unterschiede zwischen groß und klein, zwischen Vergangenheit und Zukunft, ja in gewissem Betracht zwischen gut und böse, es lös't sich Alles in eine einzige große, traumhaft verschwommene Harmonie auf. Als die höchste Manifestation des Göttlichen gilt ihm aber der Mensch, und, von dessen Würde, von dessen hoher Bestimmung ganz und gar durchdrungen, entfaltet er, indem er die Liebe als oberstes Sittengesetz verkündet, in seinen Dichtungen eine Weisheit, welche mit der christlichen Moral wenigstens nirgends im Widerspruch steht.

Eine Tugend, die weder nach einem Gotte, noch nach einer Unsterblichkeit fragt und weder vom Himmel noch von der Erde einen Lohn erwartet, die ist es, die er angestrebt wissen will, und soweit sind auch seine Sprüche überall verständlich. — Wenn es Ihnen recht ist, begeben wir uns in die Cajüte und lesen dort das eine oder andere seiner Gedichte miteinander."

Die Damen erklärten sich damit einverstanden und wir stiegen hinunter. In der Cajüte war nur Eine, etwas ältliche Dame anwesend, welche sich gleichfalls mit Lesen beschäftigte. Wir nahmen, um sie nicht zu stören, möglichst entfernt von ihr Platz, und ich begann nun das einzig schöne Gedicht:

Du hast mich hier herausgesandt, o Vater,
Und hier nun steh ich unter Deinen Wolken
Dort Deinem schönen Himmel gegenüber,
Auf Deiner feierlich geschmückten Erde ꝛc.

als eines derjenigen vorzutragen, welche vorzugsweise geeignet sind, uns in den Geist seiner Dichtungen einzuführen und uns über seine Weltanschauung zu belehren.

Die fremde Dame, welche man ihrem schwarzen, vom Halse bis zum Saume mit zwei Reihen Perlmutterknöpfen besetzten Habite nach für ein Stiftsfräulein hätte halten können, war uns während des Lesens immer näher gerückt, und bat, als ich das Gedicht zu Ende gelesen, daß wir sie als Zuhörerin dulden möchten.

„Sind Sie auch eine Verehrerin unſeres Dichters?“ fragte ich ſie.

„Ich bekenne mich gern dazu,“ erwiederte ſie; „ich habe ſogar einige ſeiner Gedichte illuſtrirt.“

Ich faßte ſie jetzt näher in's Auge, und eine dunkle Erinnerung, als ob ich ihr ſchon früher begegnet wäre, tauchte in mir auf. Die lange, hagere Geſtalt, der große Mund, die langen, vorſtehenden Zähne, die geiſtvollen, oder vielmehr geiſterhaften Augen — ich hatte keinen Zweifel mehr.

„Wenn ich nicht irre, ſo habe ich die Ehre, Fräulein Adele Schopenhauer vor mir zu ſehen,“ verſetzte ich.

„Und wen hab' ich“ —

„Mein Name hat für Sie keine Bedeutung. Ich bin ein obſcurer Gerichtsbeamter aus M., der Sie als junger Student zu B. häufig in der Theaterloge geſehen, und auch einmal auf einem Theedanſant bei Auguſt Wilhelm von Schlegel die Ehre gehabt hat, einen Ihnen entfallenen Fächer vom Boden aufzuheben und Ihnen ſolchen, wahrſcheinlich mit einigem Ungeſchick, zu überreichen.“

„Ach, das iſt lange her,“ verſetzte ſie mit einem Seufzer, „und es iſt ſeitdem in den Kreiſen, in denen ich mich damals bewegte, manche Lücke entſtanden.“

Zu dieſen Kreiſen gehörte bekanntlich auch der Goethe'ſche, und ich war begierig, zu einer Zeit, wo das Leben des Meiſters noch nicht wie jetzt bis in die

geringsten Details aufgedeckt war, von einem Augenzeugen etwas über seine Persönlichkeit und über seine Beziehungen zu diesem und jenem zu vernehmen. Ich lenkte daher das Gespräch auf ihn und die Weimarschen Verhältnisse, und mußte, was jetzt allerdings kein Geheimniß mehr, zu meiner Verwunderung wie zu meinem Aerger erfahren, daß auch diese Größe nicht unangefochten geblieben war von dem gemeinen Klatsch des Tages, von dem Neide und der Verkleinerungssucht untergeordneter Geister, die, von solchem Uebergewichte sich belästigt fühlend, sich seiner dadurch zu entledigen gedacht, daß sie ihm Schwächen angedichtet, von denen sie sich selber frei geglaubt hatten, oder ihm Gaben und Eigenschaften bestritten, deren jeder Geringe sich rühmen darf.

Unter solchen Gesprächen, welche abwechselnd durch Lesen unterbrochen wurden, war es Abend geworden und die Cajütte füllte sich immer mehr und mehr mit Passagieren. Wir aber stiegen auf das Verdeck und wandelten dort plaudernd umher, bis über uns alle Himmelslichter flammten und die kühle Nachtluft uns wieder hinunter trieb. Die Schiffsglocke wurde geläutet; wir waren vor K. angelangt, wo das Boot übernachtete. Es wurde Rath gepflogen, ob wir die Nacht auf dem Schiffe zubringen, oder einen Gasthof aufsuchen sollten, und entschieden uns in der Erwägung, daß das Boot in aller Frühe weiter fuhr, für das Erstere. Da mehrere

Paſſagiere dieſelbe Abſicht zu hegen ſchienen, nahmen wir eiligſt von einer Ecke des rings umlaufenden Divans Beſitz und richteten uns dort ſo bequem wie möglich für die Nacht ein. Andere folgten unſerm Beiſpiele, indem die Damen ſich gleichfalls auf dem Divan niederließen, während die Herren ihre Nachtſäcke herbeiſchafften, um ſich auf den Fußteppichen eine Lagerſtatt zu bereiten. Die Lichter wurden bis auf eins ausgelöſcht, und bald herrſchte eine allgemeine Stille in der Cajüte. Ich ſaß zwiſchen Adele, welcher wir den Eckplatz eingeräumt hatten, und Mathilde, und gedachte meiner Lieben daheim. Noch klang mir das Lebewohl meines geliebten Weibes in den Ohren, noch ſah ich ſie in ihrem Morgenhäubchen vor der Hausthür ſtehen und mir aus der Ferne einen letzten Gruß zuwinken, bis die nächſte Straße mich ihren Blicken entzog, und dennoch war es mir, als ob ich ſchon eben ſo viel Wochen wie Tage von ihr getrennt geweſen wäre. Die verſchieden, raſch wechſelnden Eindrücke, welche man im Gegenſatze zu dem ſich gleichmäßig abſpinnenden Leben daheim, auf Reiſen empfängt, laſſen uns die Zeit in der Erinnerung ſoviel länger erſcheinen und erſt, wenn wir auf dem Punkte wieder angelangt ſind, von wo wir ausgegangen, werden wir inne, daß ſie mittlerweile ihren Flug um nichts gehemmt hat.

Das träumeriſche Halbdunkel um mich her, die Athemzüge der Schlafenden, das leiſe Murmeln der

Wellen, welche die Flanken des Schiffes umſpülten, ſchläferten endlich auch meine Sinne ein. Als ich nach einiger Zeit aus meinem Schlummer erwachte, lag ich mit dem Haupte an Adelens Buſen, während Mathildens Lockenköpfchen auf meiner Schulter ruhte. Ich richtete mich leiſe empor, um die Schlummernde nicht zu wecken und ſuchte ſie etwas weicher zu betten, indem ich die Schulter behutſam zurückzog, ſo daß ſie an meine Bruſt zu liegen kam. Ja, ich horchte ſogar auf ihren Athem, um den meinigen darnach zu regeln, und unſere Reſpirationsorgane ſich ebenmäßig heben und ſenken zu laſſen. Honny soit qui mal y pense! Doch der treueſte Ehegatte iſt am Ende doch auch nur ein Menſch, und ich würde die Wahrheit verläugnen, wenn ich behauptete, daß ich mich meiner Bürde gern entäußert hätte. Ich hätte mir, um mein Gewiſſen zu ſalviren, ein umgekehrter Eduard in den Wahlverwandtſchaften, einbilden können, es ſei mein Weib, was da in meinen Armen ruhte, allein ich muthete meiner Phantaſie eine ſolche Anſtrengung nicht zu, ſondern gab mich lieber mit vollem Bewußtſein der Wirklichkeit hin. In dieſer Situation verharrte ich, bis der Morgen zu grauen begann. Jetzt kamen die Kellner und ſonſtige dienſtbare Geiſter mit Bürſten und Handbeſen herbei, und nöthigten die Herren, welche ſich auf den Boden gelagert hatten, zum Aufſtehen, weil das Local gereinigt werden müſſe. Der Rumor, welchen ſie verurſachten, weckte auch bald

die übrige Gesellschaft, und Mathilde fuhr ebenfalls aus ihrem Schlummer empor. Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen und schien gar nicht bemerkt zu haben, daß ich ihr als Kissen gedient hatte. Auch Adelens hagere Gestalt erhob sich zu meiner Rechten, und als das fahle Morgenlicht auf ihre matten, aschgrauen Gesichtszüge fiel, nahm ihre ganze Erscheinung etwas Gespenstisches an, das noch erhöht wurde, als sie uns mit einer Stimme, welche aus dem Grabe zu kommen schien, den Morgengruß bot. Die Damen begaben sich in den Salon, um ihre Toilette in etwa wieder zu ordnen und folgten mir dann bis auf Adele, welcher es oben noch zu kühl war, auf das Verdeck nach. Ein leichter Nebel, welcher nur die Ferne verhüllte, lag auf der Gegend, und die Sonne hing wie eine blutrothe Kugel in seinem Netze. Neue Passagiere strömten zu und das Schiff trat zur bestimmten Stunde seine Weiterfahrt an. Wie die Sonne höher stieg, tauchten die Gipfel der fernen Berge aus den Nebeln hervor. Wie mir, dem Sohne der Ebene, das Herz aufging bei diesem Anblick! Dort saßen sie auf sieben Thronen, die alten Königsbrüder, goldene Sonnenreife um die felsigen Stirnen, und die Völker, die vom Gotthard kommend, ihrer letzten Heimath, dem Meere zuwogen, zogen zu ihren Füßen vorüber und küßten den Saum ihrer Gewänder.

Gegen eilf Uhr erreichten wir B., das einstweilige Ziel meiner Reise, und hier trennte ich mich zu meinem,

und, wie sie versicherten, auch zu ihrem Bedauern von meinen schönen Reisegefährtinnen, nachdem ich Mathilden auf ihr Begehr zuvor noch einen, mir jetzt entfallenen Vers mit Bleistift in ihr Album geschrieben hatte. Ob uns unsere Wege wol jemals wieder zusammenführen werden? fragten wir uns damals nicht ohne Wehmuth. Das Geschick hat es bis jetzt noch nicht so gefügt. Und wozu auch! — So, wie man sich lieb gewonnen, wie man sich verlassen, begegnet man sich ja doch im Leben nimmer wieder. Nur Adele verließ gleichfalls mit mir das Boot, und als ich mich von ihr verabschiedete, und ihr nochmals in das blasse leidende Angesicht schaute, da war es mir, als ob ich mich von einer Sterbenden trenne. Einige Monate später brachten die Zeitungen die Nachricht von ihrem Tode.

III.

Julie.

Welche Erinnerungen drangen auf mich ein, als ich die alten engen Gassen B—s wieder betrat! Schon gleich das erste Haus in der Rheingasse zur Rechten: „Im alten Keller“ winkte mit aller Macht mir zu, daß ich einkehren möge zu seinen Pforten. Ich hatte dort

als Student ein Jahr lang ein beſcheidenes Zimmer im Hinterbau bewohnt und in ſeiner niedrigen Gaſtſtube, welche das Licht erſt aus zweiter Hand empfing, weil es zunächſt einen engen Hofraum beleuchten mußte, zu einem fabelhaft billigen Preiſe nicht übel zu Mittag geſpeiſt. Ach, du lieber guter „alter Keller", du weiſt ja tempora mutantur etc. Wir ſind inmittelſt zwar nicht reicher und fürwahr auch nicht hochmüthiger, ſondern nur ein wenig vornehmer geworden, und es will ſich für ein etatsmäßiges Mitglied des Königl. Kreisgerichts zu M. nicht wohl geziemen, in einem Gaſthofe deines Ranges einzukehren, zumal uns bedünken will, als ob du ſelbſt von deinem früheren Range etwas herabgeſunken wäreſt. Da grüßeſt auch du mich, Haus Lambertz, alte Weſtphalenkneipe! — Doch wie kommt es nur, daß ſich mir bei deinem Anblicke weniger das Herz, als der Magen bewegt! Sind es die Erinnerungen an die Maſſen ſauren Weines, die ich einſtmals in dir habe hinunterwürgen müſſen? O wie muß er doch ſo ſauer geweſen ſein, jener Sohn des Vorgebirges, daß ſelbſt die Erinnerung, die ſonſt alles verzuckernde, ihn nicht einmal zu verſüßen vermag! — Nun ſtreckt mir, weit über die Gaſſe hinaus, der „goldene Engel" ſein Schild entgegen. Armer Engelwirth, dem wir einmal das Haus demolirt, weil du einem unſerer Commilitonen eine wohlverdiente Ohrfeige verabreicht hatteſt! Du wareſt eine brave, biedere Seele, welcher die Natur, vielleicht in

dem Wahne, daß ſie eben einen Weſtphalen oder einen Pommer unter ihren bildneriſchen Händen entſtehen laſſe, nur eine zu große Doſis Grobheit beigemiſcht hatte. Vergieb mir, verklärter Geiſt — denn nach meiner Berechnung mußt Du wol das Zeitliche geſegnet haben — vergieb mir, daß auch ich in jugendlichem Uebermuthe einen Stein wider deine Fenſter geſchleudert! Ich habe, du magſt mir's glauben, ſeitdem keinem Menſchen mehr die Fenſter eingeworfen. — Der Marktplatz! — Das Rathhaus mit ſeiner großen Freitreppe! — Die ſteinerne Säule! — Das Biſchofsgäßchen! — Die Conditorei! — Der „goldene Stern!" — O liegt denn mehr als Eine Nacht dazwiſchen, daß ich zuletzt hier gewandelt! ſind denn wirklich ſo viel Jahre darüber hingezogen! — Ich betrat den Gaſthof.

„Aloys! krausköpfiger Burſche, auch Du noch hier?"

„Zu befehlen, Herr!"

„Kennſt Du mich nicht mehr?"

„Ich weiß nicht gleich, wohin ich den Herrn bringen ſoll."

„Und haſt mir doch ſo manchen Schoppen Peter verabreicht, ſo manchmal meinen Namen in Dein Contobuch eingetragen!"

Ich ſchob meine Reiſemütze auf ein Ohr und ſtrich mir den Schnurrbart.

„Sie ſind doch nicht Herr Blüte?"

„Ja freilich, Aloys. Martin Blüte, oder Blüten-

Martin, wie Du willſt. — Das war nämlich mein Spitzname, welchen ich mir dadurch zugezogen, daß ich ein Bändchen ſchlechter Verſe unter dem Titel: „Blüten“ hatte drucken laſſen. — Und nun gieb mir ein Zimmer nach der Straße zu, wenn auch im oberſten Stock.“

Aloys zog die Hausglocke und darauf erſchien ein zweiter Kellner, welchem er befahl, mich auf No. 18 zu führen. Alſo auch Aloys war vornehm geworden! Ei freilich; er trug ſtatt der grauen Jacke einen Halbfrack von feinem braunem Tuche, eine goldene Uhrkette mit vielen Berlocks und eine Feder hinterm Ohr. „Ich danke Ihnen, Herr Oberkellner“, ſagte ich verbindlich, und folgte dem Garçon die Treppe hinauf. Darauf ließ ich mir Schreibmaterialien bringen, um meiner Frau meine glückliche Ankunft in B. anzuzeigen und ihr von meinen bisherigen Erlebniſſen Kunde zu geben. Ob auch von der Situation, in welcher ich die Nacht zugebracht? — Zweifle nicht, lieber Leſer! ich habe ihr Alles haarklein gebeichtet. Als ich den Brief eben geſiegelt hatte, ertönte die Eßglocke und ich begab mich hinunter in den Speiſeſaal.

„Wie geht es denn dem Bergrath E. und ſeiner Frau?“ fragte ich nach aufgehobener Tafel den Oberkellner.

„Wie ich nicht anders weiß, gut“, erwiderte er.

„Haben ſie Kinder?“

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben.“

Sollſt du ſie beſuchen? fragte ich mich jetzt ſelbſt.

Und dir das schöne jugendfrische Bild, das du von ihr noch in der Seele trägst, in einem Momente zerstören! wandte meine Vernunft ein. Du willst doch wenigstens, wenn auch nur aus der Ferne, ihre Wohnung sehen, dacht' ich, und schlenderte auf einigen Umwegen zum E—r Thore hinaus, wo das Ehepaar eine anmuthige Villa bewohnte.

Die jetzige Frau des Bergrathes E., Julie K., war ehedem nicht etwa eine gewöhnliche, leicht geschlossene wie leicht gelöste und vergessene Studentenbekanntschaft, eine sogenannte Poussage von mir, sondern der Gegenstand einer tiefen, leidenschaftlichen Neigung gewesen, einer Neigung, welche zwar in mehrfacher Beziehung eine Thorheit zu nennen — denn die Geliebte war einige Jahre älter als ich und bereits mit ihrem jetzigen Manne verlobt — die mich jedoch in ihrer Reinheit vor manchen jugendlichen Verirrungen und Extravaganzen bewahrt haben mag, wenngleich sie mir freilich auch manche Neckerei und schließlich ein großes Herzeleid eingetragen. Wenn ich Abends, in der Regel nach Beginn der gewöhnlichen Commersstunde, in die „Kneipe" trat, so pflegte mich das ganze Convivium mit einem dreimaligen Hurrah oder mit einem brüllenden Gesange, dessen Refrain:

Himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Blüte, die liebt.

zu empfangen. Das mußte ich mir nun schon gefallen

laſſen, wenn ich den Lärm nicht noch ärger und mich ſelbſt lächerlich machen wollte: denn in den Augen dieſer Geſellen gab es in aller Welt nichts Lächerliches als eine ſentimentale Liebe, und ich ſtimmte getroſt in den Chorus mit ein. Wenn man aber die Geliebte nach der Straße, welche ſie bewohnte, „Remigia" oder gar wegen ihrer ſchlanken Taille „die Champagnerflaſche" nannte, ſo konnte ich meine Empfindlichkeit darüber nur ſchwer unterdrücken.

Ich hatte Julien auf einem Balle, welchem ſie ohne ihren Bräutigam beiwohnte, kennen gelernt und mich angenehm mit ihr unterhalten, ja ſo angenehm, daß wir im Cotillon mehrmals daran erinnert werden mußten, daß an uns die Tour ſei. Dies gab mir Anlaß, mich ihrer Mutter vorſtellen zu laſſen und andern Tages ihrer Familie einen Beſuch abzuſtatten. Nun erfuhr ich erſt, daß ſie mit dem Bergrathe E., einem angehenden Vierziger, verlobte ſei, ſich jedoch in dieſem Verhältniſſe, welches ſie nur ihrem Vater zu Liebe eingegangen, nichts weniger als glücklich fühle. Sie wurde mir dadurch nur um ſo intereſſanter, und ich ſetzte meinen Verkehr in ihrem Hauſe nur um ſo fleißiger fort. Ihr viel beſchäftigter und überdies anſcheinend ſehr phlegmatiſcher Bräutigam pflegte ſie nur Abends nach Tiſche zu beſuchen, während ich mir dazu die ſpäten Nachmittagsſtunden erkor, ſo daß ich mit ihm nie zuſammentraf. Unſer Verhältniß geſtaltete ſich von Tag zu Tag traulicher. Wir

nannten uns scherzweise Vetter und Cousine und erlaubten uns unter diesen verwandtschaftlichen Titeln manche Freiheiten, die der Bräutigam trotz seines Phlegma's vielleicht nicht gut geheißen hätte. Von ihm war aber niemals die Rede; vermöge eines stillschweigenden Uebereinkommens wurde sein Name nie unter uns genannt. Ihre Mutter, eine schwache, gutmüthige Frau, welche ihr Kind über Alles liebte, und von ihrem künftigen Schwiegersohne eben nicht sehr erbaut schien, ließ uns gewähren. Sie drohte höchstens wol einmal mit dem Finger, wenn sie meinte, daß der Vetter zu sehr aus der Rolle falle; ich durfte sie dann aber nur einmal „liebe Tante" nennen, und sie drückte lächelnd wieder ein Auge zu. So ging das eine geraume Zeit fort. Wir gaben uns wie Kinder den Freuden des Augenblickes hin und ließen die Zukunft auf sich beruhen. Mitunter kam mir in einsamen Stunden allerdings wol eine Ahnung der Gefahr in welcher mein Herz schwebte, allein ich schlug mir mit dem Leichtsinne der Jugend jeden beunruhigenden Gedanken gewaltsam aus dem Sinne und die Mücke flatterte immer von neuem, und so lange um die geliebte Flamme, bis sie ihr endlich zu nahe kam und sich die Flügel versengte. Aus unsern Spielen wurde endlich bitterer Ernst. Eines Tages, als wir ausgelassener denn je mit einander getollt und gescherzt hatten, fielen wir uns weinend in die Arme und hielten uns sprachlos umschlungen. „Und die Hoffnung fuhr, wie ein Stern, der vom Him-

mel fällt, über unſeren Häuptern hinweg.“ Unſere Liebe hatte ihre Unſchuld eingebüßt und die Pforten des Paradieſes ſchloſſen ſich hinter uns. Nun genügten uns die paar Stunden nicht mehr, welche wir, meiſt in Gegenwart der Mutter miteinander zubrachten, wir gaben uns auch Zuſammenkünfte an dritten Orten. Die Magd wurde in unſer Geheimniß eingeweiht, und mittelſt ihrer Hülfe ein regelmäßiger Briefwechſel eingeleitet. Ihr Fleiſcher wohnte nämlich unmittelbar neben meinem Quartier. An jeglichem Morgen, wenn die Glocke der Jeſuitenkirche eben ſieben geſchlagen, ſah ich, erwartungsvoll im Fenſter liegend, unſer dickes rothwangiges Trinchen vom Münſterplatze her um die Straßenecke biegen, und ihren Fleiſchkorb in das Nachbarhaus tragen. Während er dort gefüllt wurde, eilte ſie zu mir herauf, langte hinter ihrem Buſentuche ein künſtlich zuſammengefaltetes Brieflein hervor, das ſie mir mit einem „ſchönen Gruß vom Fräulein“ ſchalkhaft lächelnd überreichte, und nahm dagegen ein eben ſolches Brieflein von mir in Empfang. Wir hatten uns in einer Anwandlung von Gewiſſensſcrupeln, und um uns im Entſagen zu üben, gelobt, daß wir uns nie mehr küſſen und auch nicht „Du“ nennen wollten. Wir hielten ſolches auch redlich, wenn wir beiſammen waren, und thaten uns darauf nicht wenig zu Gute; in unſern Briefen aber ſuchten wir uns für ſolche Enthaltſamkeit um ſo mehr zu entſchädigen, indem wir dort unſerer Leidenſchaft Zaum und Zügel ſchießen ließen,

uns tausend Küsse zusandten, und auf dem Papier allemal eine bestimmte Stelle umzirkelten, wo wir solche deponirt hatten. So war uns der Winter und der Frühling in einem seligen Rausche vergangen. Doch da kam der Sommer heran, und ich glaubte in ihrem Wesen nach und nach eine Veränderung wahrzunehmen. Nicht allein, daß sie oft eine gewisse Unruhe verrieth, wenn ich an ihrer Seite saß, sie war auch im Ganzen ernster und zurückhaltender gegen mich, entzog mir häufiger ihre Hand und ließ meine Zärtlichkeiten oft unerwiedert, wenngleich sie sich in anderen Augenblicken wieder herzlicher, ja leidenschaftlicher wie sonst zeigte, und mir sogar wider unsere Abrede ihre Lippen zum Kusse darreichte. Auch ihre Briefe nahmen bald einen wehmüthigen, bald einen verzweiflungsvollen Ton an, und enthielten auch wol Andeutungen, als ob wir uns bald für immer verlieren möchten. Mitunter kam Trinchen aber auch gar mit leeren Händen zu mir und brachte mir bloß einen Gruß. Ich wagte nicht, sie nach der Ursache dieser Veränderungen zu fragen. Um die Mitte des Sommers kam es mehrmals vor, daß der Bergrath, welchem unser Verhältniß unmöglich ganz unbekannt geblieben sein konnte, uns — ob zufällig oder absichtlich, wußten wir nicht — bei unsern Zusammenkünften überraschte. Sie erkannte seinen Schritt schon in ziemlicher Entfernung auf der Straße, und ich mußte dann allemal durch eine Hinterthür die Flucht ergreifen. Einmal veranlaßte sie mich aber, viel-

leicht aus einer Art von Trotz, nicht gegen ihn, sondern gegen ihr Schicksal, zu bleiben, und der verständige Mann unterhielt sich mit mir in so durchaus unbefangener und freundlicher Weise, daß ich in etwa meine Eitelkeit verletzt fühlte, weil ich dachte, daß er mich für ungefährlich und vielleicht unser ganzes Verhältniß als ein Kinderspiel ansehe. Ich mußte ihm widerwillig meine Achtung schenken. In einem andern Falle war er schon vor mir da, und Trinchen, welche die Thür bewachte, winkte mir schon von Weitem von dannen. Nun mußte ein Zeichen verabredet werden, welches mir anzeigte, ob die Luft rein sei oder nicht. Wenn ich eine der kleinen Fenstergardinen zugezogen fand, so war dies ein Zeichen, daß er anwesend war. Ich trieb mich alsdann wie ein Verzweifelter umher und hatte nirgends Rast noch Ruhe, bis die Zehnuhrglocke läutete. Dann öffnete sie nämlich verabredetermaßen ein Fenster des zweiten Stockes und rief mir einen Gute-Nacht-Gruß zu und warf auch wol ein Zettelchen herab.

Aber auch von einer andern Seite sollten wir zu größerer Vorsicht ermahnt werden. Ich ließ nämlich von Zeit zu Zeit an Julie gerichtete Verse, und zwar unvorsichtiger Weise unter Nennung ihres Namens und mit „M. Blüte" unterzeichnet, in das B—r Wochenblatt rücken. Eines Abends war ich nun Zeuge folgenden Zwiegesprächs, welches in einer viel besuchten Restaura-

tion zwiſchen ihrem Vater und einem B—r Bürger gepflogen wurde.

Bürger. „Häſtde geſine, K., do ſteiht widder en Gedeech up ding Dohchter im Blädge!“

K. (auffahrend) „Aldwidder? Loß emoal kieke!“

(ſetzt ſeine Brille auf und lieſt.)

An Julie K.

Ich löſte leis die Schleifen deiner Flechten,
Schlang um die Hand mir deine Locken dann —
Kühl-duftig weht es wie in Sommernächten
Mich wie aus feuchten Blumenkelchen an.

Und: „nun in meine Macht biſt du gegeben“
Sprach ich, „und ſo gefeſſelt ganz und gar
Halt' ich dein Denken, Fühlen, Lieben, Leben
Wie dieſes weiche, reiche Lockenhaar“.

Du ſchwiegſt und lächelteſt zur Seite nieder.
Ich aber ſtrich dir bald die Locken glatt,
Und wühlte los ſie bald und flocht ſie wieder,
Und wurde nicht des ſüßen Spieles ſatt.

Du ſchwiegſt uud ließeſt ſchalten mich, du Loſe.
Da ward mir klar, daß ich der Sklave ſei,
Und thöricht mit den eignen Feſſeln koſe,
Und zürnend gab ich deine Locken frei.

M. Blüte.

„Gang no'm Düwel mit dem Gewäſch! Wößt ich eckers, wie dä Geck heiße dhäd, ich wollt' em eens die Hoar friſeere, dat em de Kopp noch acht Dage lang donach pinken mößt.“

Bürger. „Ich gläuwen immer noch, dat dä Bergroadh ſelber die Veerſe gemaach häd.“

K. „Ja, dä ſüht mer grad donach uus.“

Hiermit war das Zwiegeſpräch, welchem ich mit pochendem Herzen gelauſcht hatte, glücklich beendet; es hatte aber noch an jenem Abende eine heftige Scene zwiſchen Julie und ihrem Vater geſetzt, und ich durfte die Geliebte fortan nur noch unter einem andern Namen feiern.

Der Sommer ging zu Ende und immer häufiger fand ich jenes unglückliche Signal vor, bis endlich mehrere Tage hintereinander das Fenſter verhangen blieb, und ſie zuletzt auch Abends nicht mehr erſchien. Da rannte ich denn, zu Tode geängſtigt, zu Einer ihrer Freundinnen, und erfuhr von dieſer, daß in einigen Tagen die Trauung ſtattfinden werde. Wiewohl meine Liebe ja von Anfang an eine hoffnungsloſe geweſen war, und ich auf einen ſolchen Ausgang gefaßt ſein mußte, ja, wenngleich ich die Wolken langſam hatte aufſteigen ſehen, die ſich über meinem Haupte entladen ſollten, ſo traf mich dennoch jene Nachricht mit der ganzen Wucht des Unerwarteten, des Unbegreiflichen. Ich fühlte mich im erſten Augenblick wie vernichtet, und als im nächſten der Gedanke: nun haſt du ſie verloren für immer, wie eine Ahnung in mir aufdämmerte und endlich wie ein von einem Blitze Erleuchtetes in erſchreckender Klarheit vor meiner Seele ſtand, da faßte mich ein Schmerz, ſo mäch-

tig, ſo gewaltig, wie er nur ein junges Herz ergreifen kann, ohne es zu brechen. Die raſendſte Eiferſucht, Zweifel an ihrer Liebe, ſelbſt an ihrem Charakter, Zorn und Bitterkeit wachten in mir auf und ſtürmten, alle Vernunft über Bord werfend, widereinander, und ich klagte die Geliebte an, daß ſie ein ruchloſes Spiel mit meinem Herzen getrieben habe. Hat ſie doch ihn getäuſcht, betrogen, ſagte ich mir, warum nicht auch Dich? —

In B. war jetzt meines Bleibens nicht mehr. Wie ein gehetztes Wild eilte ich zum Thore hinaus und gen K—r, wo ich ihre liebſte Freundin wohnen wußte. Sie war auch die meine, und ich dachte an ſie wie an das einzige Weſen auf der Welt, was mich in dieſem Aufruhr der Gefühle vom Untergange retten könne. Mit der Abenddämmerung traf ich in K—r ein, und mein erſter Gang war zu ihr. Ich fand ſie glücklicher Weiſe allein im Garten, in demſelben Garten, in welchem ich noch vor kurzer Zeit Arm in Arm mit der Verlorenen gewandelt. Wir hatten in ausgelaſſenſter Laune allerlei Thorheiten getrieben, und einem ſeiner Beete war noch die Spur ihres kleinen Fußes eingedrückt. Nanny, ſo hieß die Freundin, ſprang erſchrocken von ihrem Sitze auf, als ſie mich ſah und ich bemerkte, daß ſie irgend einen Gegenſtand, mit welchem ſie gerade beſchäftigt war, meinen Blicken zu entziehen ſuchte, indem ſie ihn raſch von ſich und ein Tuch darüber warf.

„Das iſt ein Brautgeſchenk für ſie,“ rief ich, das

Tuch entfernend, und — ein faſt vollendeter Myrtenkranz kam zum Vorſchein. Nanny ſchloß mich feſt in ihre Arme, an ihre Bruſt, wie wenn ſie eine blutende Wunde in der meinen hätte ſtillen wollen.

„O ſagen Sie mir, daß ſie mich geliebt hat, daß ſie kein Spiel mit mir getrieben, daß ſie unglücklich iſt, wie ich," rief ich.

„Wie können Sie zweifeln?" erwiederte Nanny. „Hier leſen Sie dieſen Brief, worin ſie mich zur Brautführerin bittet."

Ich verſchlang ſeinen Inhalt. Es waren nur wenige Zeilen, aber der tiefſte Jammer, der wildeſte Schmerz ſprach aus jedem Worte. Jetzt begannen meine Thränen zu ſtrömen, die erſten, bittern, heißen Thränen, die ich im Leben geweint, und Nanny weinte leiſe mit mir. Ach, es iſt etwas Himmliſches um die Theilnahme eines gefühlvollen, weiblichen Herzens in Augenblicken, wo das eigene Herz ſeinen Qualen zu erliegen glaubt! Ermanne Dich, ruft der Freund Dir zu, oder er ſpricht wol gar ein hartes, verletzendes Wort, vor dem die Thräne jählings erſtarrt, aber das Wehe nur tiefer hinab in den Buſen flüchtet, während die Freundin mit Dir weint, und Deinen Schmerz, indem ſie ihn in all ſeiner Maßloſigkeit zu billigen ſcheint, unvermerkt ſeines Stachels beraubt. Denn es giebt Schmerzen, die trotz aller Manneskraft ausgeweint ſein wollen; das „Ermanne Dich"

ruft man sich dann schon selber und mit besserm Erfolge zu. So that auch ich.

„Wann wird die Trauung stattfinden?“ fragte ich, mich erhebend.

„Die kirchliche Uebermorgen,“ entgegnete sie.

„Und Sie reisen“ —

„Morgen früh.“

Ich riß eine Rose vom nächsten Strauche, drückte einen Kuß darauf und reichte sie ihr schweigend hin. Dann begab ich mich in meinen Gasthof, speiste — o glückliche Jugend! — mit ziemlichem Appetit zu Nacht, legte mich darauf zur Ruhe und sank, den Goetheschen Vers:

Schmerzen sind der Jugend Nahrung
Thränen sel'ger Lobgesang

auf der Lippe, gar bald dem Schlummer in die Arme. Am andern Morgen fand ich ein Billet von Nanny mit einem Spruche Jean Pauls vor. Ich schreibe ihn von dem vergilbten Blättchen, das ich eben unter meinen Reliquien hervorgesucht, wörtlich ab. Er lautet: „Wenn der Mensch vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglücke steht und sich erhebt, so streckt er die Arme nach der Freundschaft aus. Und wenn ihn die Tonkunst und der Mond und der Frühling und die Freudenthränen sanft bewegen, so zergeht sein Herz und er will die Liebe. Und wer

beide nie suchte, ist tausendmal ärmer, als wer beide verlor." K—r, den 26. August 18—

Am dritten Tage kehrte Nanny zurück. Ein Zweiglein aus Juliens Brautkranze, welches sie mir mit einem Gruße von ihr überbrachte, war das letzte Liebes- und Lebenszeichen, was ich von jener empfing, und ich nahm es hin wie das Vermächtniß eines geliebten Todten.

IV.

Täuschungen.

In Erinnerungen an jene Vorgänge verloren, war ich in die Nähe ihres Hauses gelangt, und wiederum fragte ich mich: sollst du sie besuchen? Und das Herz antwortete mit einem so lauten, vernehmlichen Ja, daß die Vernunft gar nicht zu Worte kam. Ich beschleunigte unwillkürlich meine Schritte — jetzt stand ich vor ihrer Thür. Aber was erblickten meine Augen! — Ein großes Schild mit der Inschrift: Wein- und Kaffeewirthschaft von Nicolaus ***. Bist du irre gegangen? dachte ich, mich in der nächsten Umgebung umschauend, aber es war wirklich ihre in eine Schenke umgewandelte Villa.

„Wohnt der Bergrath E. nicht mehr hier?" fragte ich einen Vorübergehenden.

„Der iſt ſchon vor einigen Jahren an das Bergamt zu S. verſetzt," erhielt ich zur Antwort.

Nun war ich freilich aller Bedenken vollends überhoben, aber an ihre Stelle trat ein Gefühl der Oede, des Mißbehagens, des Verlaſſenſeins, und ich begriff nicht, wie ich auch nur einen Augenblick hatte ſchwanken können. Es war mir, als ob ſie, und ſie allein, mir ſelber unbewußt, das einzige Ziel meines Reiſedranges, meiner Sehnſucht in die Ferne geweſen und ich ſolches nun verfehlt habe. Ach, ich hätte zur Stelle wieder heimkehren mögen. In der That habe ich mich von dieſem Eindrucke, von dem Gefühle eines unbefriedigten Verlangens auch während meiner fernern Reiſe nicht mehr ganz frei machen können. Mein nächſter Gedanke war nun, ihre Mutter zu beſuchen. Um mich indeß gegen eine abermalige Enttäuſchung zu ſichern, zog ich zuvor und zwar diesmal nicht bei Aloys, Erkundigung darüber ein, ob ſie noch am Leben ſei, und ich erfuhr, daß ſie als Wittwe mit einem unverheiratheten Sohne zuſammen haushalte. Nun machte ich mich nach ihrem Hauſe auf, an welchem ich ſchon einmal vorübergegangen war. Es war noch unverändert das alte; derſelbe olivenfarbige Oelanſtrich, dieſelben bläulichen Rouleaux mit den breitblättrigen, hellgrünen Waſſerpflanzen vor den Fenſtern der Bel-Etage, und den kleinen weißen Gardinen vor denen des Erdgeſchoſſes, die mir in all ihrer Unſchuld einſt ſo viel Herzeleid gemacht, wenn ich ſie, wie jetzt,

dicht zugezogen fand. Ich rührte die Klingel. Wie mir der Ton durch alle meine Nerven schütterte! Es war mir, als ob ich mit ihm den Geist einer fernen Vergangenheit, den Geist meiner Jugend herauf beschworen habe. Wie oft hatte sich auf diesen Klang diese Thür als eine Edens-Pforte vor mir aufgethan, geöffnet von ihrer Hand! — Es blieb drinnen Alles still, und ich zog abermals die Schelle. Jetzt ließen sich schlurfende Schritte vernehmen, die Thür wurde aufgemacht und eine alte Jungfer von mürrischem Aussehen gab mir ungefragt, aber mit einer so lauten Stimme, als ob sie mich für schwerhörig halte, den Bescheid, daß der Herr nicht zu Hause sei.

„Ist denn auch die Frau K. nicht daheim?" fragte ich.

Die Alte sah mich groß an, und erwiederte gedehnt:

„Ja doch, aber was will der Herr bei der?"

„Weiter nichts, als ihr guten Tag sagen: denn ich bin ein alter Bekannter von ihr, und wir haben uns lange nicht gesehen."

Sie schien noch einiges Bedenken zu tragen, ob sie mich zulassen solle oder nicht, endlich aber versetzte sie:

„Nun denn, so kommen Sie mit."

Sie führte mich zu einer Hinterstube und öffnete mir dieselbe mit den Worten: „Sie müssen aber hart schreien, wenn Sie mit ihr sprechen."

In einem Lehnsessel am Fenster saß zusammengekauert, in schwarzer Tracht, den Kopf bis tief zur Stirn

herab in ein weißes Tuch gehüllt, eine alte Matrone, in welcher ich an jedem andern Orte Juliens Mutter nicht wieder erkannt haben würde. Sie sah mich mit fremden stieren Blicken an, ohne sich zu regen.

„Sie kennen mich nicht mehr, Frau K.," rief ich so laut wie möglich.

Sie schüttelte verneinend ihr Haupt. Ich schrie ihr meinen Namen in's Ohr, und ließ mich auf einem Stuhl vor ihr nieder. Sie folgte mit einem Ausdruck ängstlicher Neugier meinen Bewegungen, und verneinte abermals meine Frage. Als ich darauf auch den Namen ihrer Tochter aussprach, richtete sie sich auf, ihre Züge belebten sich, und beide Arme langsam vor sich hinstreckend, sagte sie mit klagender Stimme:

„Ja das Jul ist weit weg, o so weit."

Dies waren und blieben aber auch die einzigen Worte, welche ich aus ihr herausbrachte, und die sie in demselben klagenden Tone so oft wiederholte, als ich den Namen Julie nannte. Alle meine Bemühungen, ihr meine Person in's Gedächtniß zurückzurufen, waren vergebens. Ihre Geisteskräfte waren, obschon sie kaum siebenzig Jahre zählen mochte, in Folge eines Kopfleidens, wie ich später erfuhr, gänzlich abgestumpft und es lebten nur noch einige dürftige Erinnerungen in ihrer umdüsterten Seele fort. Es wurde mir immer unheimlicher in ihrer Nähe, und ich verließ eiligst die Stätte,

die mich, statt mir freundliche Bilder zuzuführen, nur noch mit Grauen erfüllte.

Die Luſt, alte Freunde aufzuſuchen, war mir für dieſen Tag vergangen, und ſtellte ſich auch am folgenden nicht wieder ein, ja die Stadt ſelbſt, welche mich mit ſo freundlichem Gruße empfangen, erſchien mir jetzt ſo fremd, ſo öde, daß mir nur außerhalb ihrer Mauern wieder wohl wurde. So reiſte ich denn nach einigen Ausflügen in die nächſten Gebirge, und nachdem ich auf dem Gottesacker die Ruheſtätten einiger heimgegangenen Celebritäten beſucht hatte, am dritten Tage, abermals mit dem Dampfboote, nach dem Städtchen K—r ab.

V.

Der Doctor aus Hamburg.

Ein großes neues Hotel am Rheine, von deſſen Dache eine ſtattliche Flagge in's Land wehte, konnte mich nach den Erfahrungen, welche ich zu B. bei Berichtigung meiner Nota gemacht, trotz ſeiner verführeriſchen Ausſicht nicht verleiten, dort einzukehren. Ich hatte beſchloſſen, fortan incognito zu reiſen und in den beſcheidenſten Gaſthäuſern Quartier zu nehmen. So ſuchte ich denn auch jetzt den inmitten des Städtchens belegenen „Drachen"

auf, eben jenen Gasthof, in welchem ich meinen ersten Liebesschmerz ausgeseufzt, und wo wir überdies auch unsere Commerce gefeiert hatten. Der kleine kugelrunde Wirth mit dem rubinrothen Gesichte und den kleinen pfiffigen Augen erkannte mich zur Stelle wieder, was wol darin seinen Grund haben mochte, daß ich eine geraume Zeit in seinem Schuldbuche figurirt, und ihm bei dessen Durchsicht meine Physiognomie allemal wieder vor die Seele getreten sein mußte, so daß sich ihm solche immer fester eingeprägt hatte. Meine erste Frage war nach Nanny.

„Die hat sich vor etwa zehn Jahren an einen Assessor von T. verheirathet und wohnt gegenwärtig an der russischen Grenze," erwiederte er. „Sie finden aber aus jener Zeit noch eine andere Dame Ihrer Bekanntschaft hier, die Marianne B., welche einen pensionirten General zum Manne hat."

Letztere war ebenfalls eine Freundin Juliens gewesen, und ich durfte hoffen, von ihr etwas über ihre ferneren Lebensschicksale zu erfahren. Ich machte daher noch am selbigen Morgen der Frau Generalin meinen Besuch, und als ich ihr erzählte, wie es mir in B. ergangen, und mein Bedauern darüber aussprach, daß ich meine alte Geliebte dort nicht mehr angetroffen habe, entgegnete sie:

„Dazu können Sie sich nur Glück wünschen: denn es ist Ihnen ein trauriger Anblick erspart worden. Julie

liegt hoffnungslos an einer Zehrkrankheit darnieder, ja vielleicht hat ſich der Himmel ſchon ihrer erbarmt, und endlich ein Band gelöſt, das kaum unglücklicher gedacht werden kann."

Ich ſah ſie betroffen an.

„Sie haben nie etwas darüber vernommen?"

„Nicht eine Silbe."

„Nun, daß ſie ihrem Manne keine Liebe zugebracht, iſt Ihnen ja bekannt, ihre Achtung aber hat ſie ihm, ſoviel ich weiß, nie verſagt, und auch um ſo weniger verſagen können, als über die Ehrenhaftigkeit und Biederkeit ſeines Charakters alle ſeine Freunde ebenſo einig waren, wie darüber, daß ihm jene äußere Liebenswürdigkeit, welche ſich durch ein zuvorkommendes Weſen und durch gefällige Formen die Herzen geneigt macht, gänzlich mangle, und daß es daher eines längern Umganges mit ihm bedürfe, um ihn wirklich lieb zu gewinnen. So konnte man ſich der Hoffnung hingeben, daß ſich allmälig ein leidliches, wenn nicht glückliches Verhältniß zwiſchen Beiden bilden werde, zumal, wenn ihre Ehe mit Kindern geſegnet werden möchte, was wirklich geſchah. So lange ſie in B. wohnten, ſchien ſich dieſe Hoffnung auch in der That erfüllen zu wollen. Sie lebten ſtill und zurückgezogen, er ſeinen Geſchäften, ſie ihren Kindern, und, was ein gutes Zeichen, man ſprach nicht von ihnen. Seit ihrer Verſetzung nach S. aber kamen allerlei bedenkliche Gerüchte zu uns. Sie laſſe ſich ſtark den Hof

machen von dortigen Offizieren, hieß es, treibe einen ungemessenen Luxus, und veranlasse ihren Mann zu Ausgaben, welche seine Kräfte überstiegen u. s. w. Leider erwiesen sich diese Gerüchte auch nur zu bald als begründet. Ihre Vermögensverhältnisse geriethen in Verfall, er sah seine Ehre in mehr als Einer Beziehung verletzt und ging zu harten Maßregeln wider sie über, welche sie in der öffentlichen Meinung nur noch mehr herabsetzen mußten. Sie aber lehnte sich dawider auf und trieb es nur noch ärger wie zuvor, bis endlich ein unheilbarer Riß beide Ehegatten von einander trennte. Darauf begann sie zu kränkeln, besuchte ohne Erfolg einige Bäder, und sieht jetzt, wie ich Ihnen sagte, ihrer Auflösung entgegen."

„Ach, die Unglückliche," rief ich, schmerzlich bewegt, „solchen Verirrungen, solchen Schicksalen mußte dies gute, heitere Herz unterliegen!"

„Weil es nie gelernt hatte, sich selbst zu beherrschen," versetzte die Generalin strenge, als ob auch ihr die Kämpfe wider das eigene Herz nicht fremd geblieben seien, sie aber diese Kämpfe redlich überwunden habe, und ein Gleiches auch von Anderen verlange. Jetzt erinnerte ich mich auch, daß sie einst auch mein Verhältniß zu Julien nicht gebilligt hatte.

„Wer mag freilich, wie sich Schuld und Unschuld in solchem Verhältniß allmälig verketten, sagen, wo das

eine beginnt und das andere aufhört," fügte sie sodann milder hinzu.

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein!"

versetzte ich. Auch bei ihr ging das Unglück der Schuld voraus: denn mit einem ungeliebten Manne ein ewiges Bündniß eingehen, heißt schon die Götter versuchen. Es ist mir immer ein Geheimniß geblieben, weshalb sie sich so widerstandslos dem Willen ihres Vaters gefügt hat, zumal ich nie wahrgenommen, daß unter ihnen ein inniges Verhältniß bestanden hätte."

„Denken Sie sich ein Kind, das mit all' seinen Unarten und Fehlern wie mit seinen Tugenden und Vorzügen groß geworden, so werden Sie sich manches Räthselhafte in ihrem Wesen erklären. Vielleicht sind Ihnen aber die seltsamen Widersprüche, welche sich in ihrem Character wie eben in dem eines Kindes, vereinigten, und welche durch die Vernunft nie eine Ausgleichung erfahren, nicht einmal so aufgefallen, wie uns, ihren Freundinnen. Selbstsüchtig und aufopfernd, besonnen und leichtsinnig, sparsam und verschwenderisch, bald klug berechnend, bald ohne jede Ueberlegung handelnd, den äußern Schein bald ängstlich wahrend, bald gänzlich hintansetzend, den tiefsten Schmerz hinter der tollsten Laune verbergend, aber immer —

„Liebenswürdig," fiel ich ihr in's Wort.

„Ja, so war sie.“

Hier trat ihr Gemahl, den man wol für ihren Vater hätte halten können, in's Zimmer und machte unserm Gespräche ein Ende. Nachdem wir uns noch eine Weile über gleichgültige Dinge unterhalten hatten, empfahl ich mich.

In tiefster Mißstimmung kehrte ich in den „Drachen“ zurück. Ein Götterbild war mir zertrümmert.

Der Kellner legte mir das Fremdenbuch vor, damit ich meinen Namen eintrage und bei dieser Gelegenheit nahm ich auch von denen der in jüngster Zeit eingeschriebenen Fremden Kenntniß. Da stieß ich denn auf einen Doctor der Rechte H. aus Hamburg. Ich hatte mit Einem dieses Namens studirt, und erinnerte mich seiner als eines fein gebildeten, aber etwas ausschweifenden, excentrischen jungen Mannes von schlankem Wuchse, blühender Gesichtsfarbe und blonden krausen Haaren. Wir hatten zwar, als verschiedenen Landsmannschaften angehörig, keinen häufigen Verkehr mit einander gepflogen, uns jedoch genugsam nahe gestanden, um uns von einem Wiederbegegnen nach so langen Jahren angenehm überrascht zu fühlen. Bringen uns doch in der Jugend ein paar gemeinsam verlebte Tage näher, als im reiferen Alter eben so viel Jahre, wo nur eine leibliche oder geistige Verwandtschaft Aehnliches zu bewirken vermag. Wie mir der Kellner sein Aeußeres beschrieb, durfte ich über die Identität der Person kaum mehr einen Zweifel

hegen, wenngleich einige Merkmale auch nicht zutrafen. An der Mittagstafel werde der Doctor schwerlich erscheinen, hieß es, weil er sich gewöhnlich vom frühen Morgen bis zum Abend auf Fußwanderungen umhertreibe. Zugleich deutete mir der Kellner an, als ob es mit ihm im Kopfe nicht recht geheuer sein müsse: denn er habe gar wunderliche Manieren, spreche oft mit sich selber, und brenne die ganze Nacht über Licht, auch höre man ihn mitunter, während Alles schlafe, stundenlang auf seinem Zimmer auf- und niedergehen.

Er kam denn auch wirklich nicht zu Tische. Nachmittags bestieg ich den höchsten der über K—r sich erhebenden Berge und kehrte, nachdem ich mich an der entzückenden Aussicht auf Thal und Strom und auf die ferne Ebene hinlänglich erbauet hatte, auf dem Rückwege in einem Schweizerhause, welches auf einem Vorsprunge in halber Höhe des Berges lag, ein, um mich von dem ermüdenden Gange auszuruhen. Bei meinem Eintritte in das Zimmer erkannte ich sofort in dem der Thüre gegenüber befindlichen Pfeilerspiegel das Bild dessen, mit welchem ich mich eben in Gedanken beschäftigt hatte. Er saß, den Rücken mir zugewandt, an einem kleinen Tische, einen Krug Selters vor sich. Ein Hammer, wie ihn die Mineralogen bei ihren wissenschaftlichen Ausflügen mit sich zu führen pflegen, lag neben ihm.

Ich legte meine Hand auf seine Schulter, und bot ihm, seinen Namen nennend, den Tagesgruß. Er wandte

ſich raſch nach mir um, dann ſprang er auf, faßte mich ſchärfer in's Auge und rief:

„Blüten-Martin! —"

„Kein anderer."

„Und Du haſt mich noch wieder erkannt," fragte er, offenbar erfreut darüber.

„Auf den erſten Blick."

„Bin ich denn noch mehr, als ein Schatten von dem was ich ehemals war?" fragte er weiter, mit der Hand über ſeine Glatze fahrend.

„Nun, die Zeit iſt an uns beiden wol nicht ganz ſpurlos vorüber gegangen, aber ich wüßte nicht," verſetzte ich der Wahrheit zuwider, „daß ſie Dir beſonders mitgeſpielt hätte."

Sie hatte ihm aber in der That nur gelaſſen, was ſie ihm nicht wol hatte nehmen können: die ſchlanke Geſtalt, die feine Geſichtsbildung und das helle blaue Auge; von den friſchen Farben war nicht eine Spur, und von dem blonden krauſen Haar nur noch ein armer Reſt vorhanden.

„Freilich biſt Du etwas kahl geworden," fuhr ich fort, „doch dazu, meine ich, hätteſt Du ſchon damals einige Anlage verrathen."

„Das iſt erſt ſeit Jahresfriſt," erwiederte er, „ſeit — nun, ſetz Dich zu mir und laß uns einmal wieder eine Flaſche zuſammen ausſtechen."

Der Wein wurde gebracht, er ſtieß munter mit mir

an, und ich mußte ihm von meinem Leben und Treiben, von meinen Thaten und Fahrten erzählen. Als ich jedoch ein Gleiches nun auch von ihm verlangte, gab er mir nur kurze unbefriedigende Antworten und es begann sich ein finsterer Ernst über seine faltenreiche Stirne zu lagern. Er verweilte, wie ich bald bemerkte, überhaupt ungern bei Gegenständen, welche seine Person betrafen, und als ob er gewisse Erinnerungen gewaltsam zurückdrängen wolle, leerte er hastig Glas auf Glas. Dabei erkundigte er sich nach dem einen und dem andern gemeinschaftlichen Bekannten unter meinen Landsleuten, und indem ich ihm darüber Auskunft gab, nahm es mich selbst Wunder, wie nicht allein schon so Manche von ihnen sich unter den Rasen gebettet, sondern auch, welch seltsame Wege das Schicksal Einige geführt hatte. Da war ein Candidat der Theologie, dessen Voreltern seit der Reformation stets auf ein und derselben Pfarre gesessen, der letzte seines würdigen Geschlechts, als Bauer hinter dem Pfluge gestorben, weil er im Examen von ähnlichen Begriffsverwirrungen, wie weiland Hieronimus Jobsen heimgesucht worden, während ein Anderer, der Sohn eines hohen Beamten, sich als ein zweiter Proteus, abwechselnd als Citherspieler, Jongleur, Kammerjäger, Tabuletkrämer und Schauspieler, bald allein, bald in Gesellschaft einer leichtfertigen Schönen in der Welt umhertrieb, und ein Dritter, ein Edelmann, welcher als Marinesoldat in holländische Dienste getreten, auf einer Seefahrt wegen Insurbordi-

nation nach Schiffsgebrauch am Maſte aufgeknüpft war. Auch des, erſt durch ſeine antibureaukratiſchen Schriften, und dann durch ſeine Theilnahme am Badiſchen Aufſtande ſpäter ſo bekannt gewordenen Carl Heinzen wurde gedacht, und wir erinnerten uns, wie alle die Seltſamkeiten, alle die barocken Auswüchſe ſeines Weſens, wodurch er gegenwärtig noch von Zeit zu Zeit auf beiden Hemiſpären von ſich reden macht, ſchon damals im Keime deutlichſt vorgebildet waren, und wie er ſich insbeſondere durch einen cyniſchen Witz, eine wahrhaft cannibaliſche Rohheit und ein ungefügiges, jeder Ordnung widerſtrebendes Betragen hervorgethan, ſo daß ſelbſt die Weſtphalen, welche ſonſt auf den Ruf ſeiner Geſittung eben keinen Anſpruch machten, Anſtand genommen hatten, ihn in ihre engere Genoſſenſchaft aufzunehmen. Ein rieſenhafter Leib und ein Uebermaß von phyſiſcher Kraft mochten ihn allerdings manchmal zu Exceſſen verleiten, welche er bei einer andern Conſtitution vielleicht nicht begangen haben würde. Denn er war im Grunde ein durchaus gutmüthiger Menſch, welcher mitunter ſogar von weichen, ſentimentalen Stimmungen befallen wurde, denen er dann in traulichen Geſprächen oder auch wol in monſtröſen draſtiſchen Verſen Luft zu machen pflegte. Er ſchwankte damals zwiſchen der Liebe zu einer Wittwe und zu deren Tochter, und ſang in dieſer Herzensbedrängniß bald die eine, bald die andere an. Jene Simſonsnatur war denn auch die Urſache ſeiner Relegation

aus B., und letztere vielleicht die Ursache seines spätern, dissoluten Lebens gewesen. Unserer Mehrere standen nämlich eines Morgens vor einer Conditorei am Markte, als eben ein Student der katholischen Theologie mitten über den Platz ging. Einer von uns forderte ihn scherzweise auf, denselben heran zu holen. Heinzen schreitet denn auch sofort auf ihn los, faßt den Unglücklichen ohne Weiteres um den Leib, schiebt ihn, den Kopf vorauf, unter seinen linken Arm, trägt den mit Armen und Beinen Zappelnden zu uns, und stellt ihn mit den Worten: „Da habt Ihr den Kerl!“ vor uns nieder. Darauf bittet er ihn höflich um Verzeihung, wenn er ihm einige Incommoditäten verursacht habe: denn es sei nur darum zu thun gewesen, einigen Zweiflern unter uns einen kleinen Beweis von seiner Körperkraft zu liefern, holt Mappe und Mütze, welche demselben bei jenem Beweisverfahren entfallen waren, herbei und überreicht ihm beides mit sehr graziösen Complimenten. Mit dieser Farce sollte er denn auch sein thatenreiches, akademisches Leben beschließen: denn der also übel behandelte Theolog machte davon gehörigen Ortes Anzeige und Heinzen wurde, wie gesagt, relegirt.

Während wir uns in solchen Erinnerungen ergingen, hatte H. der Flasche wacker zugesprochen; die Art seines stoßweise hervorsprudelnden Humors zeugte jedoch davon, daß ihn der Wein zwar stark aufgeregt, aber keineswegs

erheitert hatte, und ich hielt es an der Zeit, an den Aufbruch zu mahnen.

„Du scheinst ja mineralogische Studien zu treiben," versetzte ich, ihm beim Weggehen den Hammer reichend.

„Ich habe eine alte Passion wieder hervorgesucht, um mir auf meinen Fußwanderungen die Zeit zu kürzen: denn an den Naturschönheiten habe ich mich nachgerade satt gesehen, der Spiegel, der ihr Bild in sich aufnahm, ist erblindet, es fallen nur noch Schatten hinein. Aber immer taubes Gestein klopfen, ist auf die Dauer auch langweilig, und ich stehe nicht dafür ein, daß ich mir nicht einmal zur Abwechselung nach dem kahlen Schädel fahre, und die Brut vernichte, die dort nistet."

Dabei schlug er sich mit dem Hammer vor die Stirn und stieß ein helles Gelächter aus. Ich fürchtete, daß er mir in seiner Aufregung vielleicht Entdeckungen mache, welche er später bereuen möchte, und überhörte deshalb jene Aeußerung. Wir traten in's Freie hinaus. Die Sonne neigte sich zum Untergange, und auf den Hügeln rings lagen jene sanften violettblauen Tinten, welche an die Reize südlicher Landschaften erinnernd, die Seele, gleich dem Liede der Nachtigall, gleich dem Laube des Herbstes mit einer so wunderbar süßen, elegischen Trauer erfüllen. Die ganze vielgepriesene Romantik des Rheinthales überfiel mich und ich sang:

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig wogt der Rhein.
Der Gipfel des Berges funkelt,
Im Abendsonnenschein ꝛc.

Als ich das Lied beendet hatte, klangen vom jenseitigen Ufer die Töne eines Abendglöckchens zu uns herüber, und ich sang weiter:

Das ist das Glöcklein, das zur Gruft,
Am Abend den müden Pilger ruft.

H. sprach die letzten Worte langsam nach, und sagte dann mit weicher, zitternder Stimme:

„O daß es mir läutete! — Müde, ja müde bin auch ich, müde zum Tode."

„Was wandelt Dich an? alter Freund," fragte ich theilnahmvoll seine Hand fassend.

Er warf einen langen, wehmüthigen Blick auf mich und versetzte nach einer Pause, in welcher er mit sich selber zu kämpfen schien:

„Magst Du es glauben, daß der Tod mich allnächtlich besucht? — Du glaubst es nicht, und hältst mich eher für wahnsinnig, und dennoch ist es wahr, so wahr wie ich hier Deine Hand in der meinen halte."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Wenn nicht der Tod, so doch das Bild des Todes in jener scheußlichen Gestalt, welche die christliche Ascese ihm verliehen, und wie sie schon die Phantasie des Kindes in sich aufnimmt. Höre und beklage mich. Ich war

ein vielbeschäftigter Advocat in meiner Vaterstadt, und hatte leider die Gewohnheit, Abends über Gebühr zu zechen, und die Nächte hindurch, oft bis zum Tagesanbruch zu arbeiten. So sitze ich eines Sommermorgens nach eben solcher Nacht an meinem Schreibtische, als sich geräuschlos die Thür öffnet, ein junger Mensch in grauer Livree leise wie auf Socken herein tritt und sich hinter meinem Sessel aufstellt. Ich erhebe mich und frage nach seinem Begehr, und er tritt schweigend einen Schritt zurück. Ich wiederhole heftig meine Frage, und als ich wiederum keine Antwort erhalte, fahre ich auf ihn los. Er weicht abermals langsam zurück und ich verfolge ihn bis zur Fensternische. Nun strecke ich meinen Arm nach ihm aus, er weicht zur Seite, ein kalter Schauer durchrieselt meine Glieder. Ich stürze in unsäglicher Angst von neuem auf ihn los, er huscht wie ein Schatten vor mir her und ich hetze ihn von einem Winkel in den andern, bis ich endlich bewußtlos niederstürze. Wie ich aus meiner Ohnmacht erwache, ist er verschwunden.

Du hast schon errathen, daß ich es mit einem Gebilde meiner Phantasie zu thun gehabt hatte. Auch ich hielt es nach ruhiger Ueberlegung für nichts anderes und wandte mich deshalb an meinen Arzt, welcher meine Thätigkeit auf bestimmte Tagesstunden beschränkte, mir eine strenge Diät vorschrieb und den Besuch eines Bades anrieth. Als ich am andern Morgen nach einer fast

ſchlaflos zugebrachten Nacht wachend im Bette lag, ſtand plötzlich der Bediente zu Füßen meines Lagers. Ich ſchloß entſetzt meine Augen, aber die Geſtalt blieb, nur daß ich ſie unklarer, wie durch einen Schleier ſah. Als ich mich erhob, rückte auch ſie von der Stelle. Ich kleidete mich raſch an, um in den Garten zu gehen, und als ich die Thüre öffnete, ſchlüpfte das Phantom vor mir hinaus und verſchwand. So ging es mehrere Tage hindurch, nur daß ich mich bei ſeinem Erſcheinen zuletzt ganz ruhig verhielt. Da geſchah es aber, daß ſich die Geſtalt auch über Tag zeigte und immer länger verweilte, bis ſie endlich faſt gar nicht mehr wich. Nun beſuchte ich ein Bad. Sie begleitete mich auch dorthin, aber ſchon nach dem Gebrauche einiger Bäder ſtellte ſie ihre Beſuche mehr und mehr ein, und ließ ſich zuletzt gar nicht mehr blicken, ſo daß ich frohen Muthes heimkehrte. Zu Hauſe verfiel ich leider bald wieder in meine alten Gewohnheiten, brachte die Abende im Wirthshauſe und die Nächte hinter meinem Arbeitstiſche zu. Die Folge davon war, daß eines Morgens beim Beginn des Frühjahrs, als ich eben das Licht auslöſchen wollte, der Bediente in der grauen Livree wieder vor mir ſtand. Nachdem ich den erſten Schrecken überwunden, tröſtete ich mich mit dem Gedanken, daß der Gebrauch jenes Bades wiederum ſeine Heilkraft an mir bewähren und das Phantom verſcheuchen werde, ja ich gewöhnte mich bald um ſo mehr an ſeinen Anblick, als ich meinem Burſchen

genau dieſelbe Livree gab, ſo daß ſeine Gegenwart ſogar aufhörte, mir unangenehm zu ſein. Ach, daß es dabei geblieben wäre! Eines Tages komme ich von einer Gerichtsſitzung, wo ich einen des Mordes ſeiner Frau Angeklagten mehrere Stunden lang vertheidigt hatte, nach Hauſe. Als ich in tiefſter Erſchöpfung mein Zimmer betrete, ſitzt der Graue vor meinem Schreibtiſche, und wie ich mich ihm nähere, erhebt ſich ſtatt ſeiner — ein Todtengerippe."

H. ſchwieg, wie überwältigt von der Erinnerung an jenen Augenblick, und mich ſelbſt überlief ein eiſiger Schauer. Dann fuhr er fort:

„Von da ab hatte ich nicht mehr den Muth, allein zu ſein, mein Burſche durfte weder bei Tage noch bei Nacht von meiner Seite weichen. Meine Kräfte begannen immer mehr zu ſchwinden, das Haar verlor ſich von meinem Scheitel. Aber auch jetzt ſetzte ich meine Hoffnung wieder auf das Bad. Sobald die Jahreszeit es erlaubte, reiſte ich dahin ab. Das Gerippe ſtieg mit mir in den Wagen und ſetzte ſich mir gegenüber."

„Gräßlich!" rief ich unwillkürlich aus.

„Und als ich das Bad nach einigen Monaten verließ und heimfuhr, da ſtieg es wieder mit ein, — meine Hoffnung war vergebens geweſen. Seitdem iſt ein Jahr und darüber vergangen, und ich ziehe mit meinem gräßlichen Begleiter ruhelos von Ort zu Ort. Bei Tage pflegt er mich zwar meiſtens zu verlaſſen, aber mit der Nacht

kehrt er wieder, ohne jemals seine Gestalt zu wechseln. Vielleicht würde ich mich endlich auch an seinen Anblick gewöhnen, aber es kommen seit einiger Zeit Stimmungen über mich, welche meine Auffassung trüben und mich verhindern, mich ruhig betrachtend jener Erscheinung gegenüber zu verhalten. Wiewohl ich weiß, daß sie lediglich in meinen Sinnen, in meiner subjectiven Anschauung beruht, so drängt sich mir dennoch allmälig der Glaube an ihre Realität auf, und ich meine zuweilen sogar den rasselnden Schritt des Gerippes zu vernehmen. Daß ich in diesem Glauben einmal verharren möge, was geschehen würde, wenn auch meine übrigen Sinne afficirt werden sollten, weil mir alsdann die Mittel entzogen wären, den Irrthum des Gesichtssinnes zu berichtigen, das ist es, was mich oft mit namenloser Angst erfüllt: denn alsdann, weiß ich, wäre der Moment gekommen, wo ich mein Leben nicht mehr würde ertragen können."

„Aber weshalb ziehst Du denn jetzt so allein in der Welt umher, und läßt Dich nicht lieber von Deinem Burschen begleiten?" fragte ich.

„Weil ich Niemanden mehr zutraue, seine Tage und Nächte mit mir traurigen Gesellen zu theilen," erwiderte er.

Wir waren inmittelst vor unserm Gasthofe angelangt, und begaben uns in den Speisesaal. Ich versuchte, während wir unser Nachtessen einnahmen, wieder einen heitern Ton anzuschlagen, fand jedoch bei H. damit

keinen Anklang. Er ſprach noch Einiges über den Unterſchied zwiſchen Hallucinationen und Viſionen im Allgemeinen, wurde dann aber immer einſilbiger und verſank zuletzt in ein dumpfes Sinnen. Erſt, als wir uns gegen zehn Uhr von einander trennten, um uns zur Ruhe zu begeben, raffte er ſich noch einmal zu einer humoriſtiſchen Aeußerung auf, indem er mir mit einer frivolen Anſpielung auf ſeinen nächtlichen Beſucher gute Nacht wünſchte.

Ich ſollte ihn nicht wiederſehen. Er war am andern Morgen in aller Frühe abgereiſt, und nach einigen Jahren erfuhr ich von einem Hamburger Kaufmann, daß der Unglückliche in der Schweiz durch einen Sturz vom Felſen ſeinem Leben ein Ende gemacht hatte. Seine Befürchtung, daß der Glaube an die Realität jener Erſcheinung ſich bei ihm fixiren werde, mußte alſo wol eingetroffen ſein.

VI.

Der Artillerie-Major.

Nachdem ich an den folgenden Tagen von K—r aus in Geſellſchaft einer liebenswürdigen engliſchen Familie, welche ſich dort angeſiedelt, und mit welcher ich zufällig in einem Gartenconcert bekannt geworden war, die an-

muthigſten Punkte der Umgegend beſucht hatte, reiſte ich weiter nach C., und zwar, weil ſchlechtes Wetter eingetreten war, nicht mit dem Dampfboote, ſondern mit der Poſt. Ein dürrer, äußerſt ſauber gekleideter Herr in den beſten Jahren, welchen ich trotz ſeiner kleinen goldenen Ohrringe für einen gleichfalls auf einer Ferienreiſe begriffenen unbeweibten magister matheseos zu halten mich gedrungen fühlte, war mein einziger Reiſegefährte, und zwar, wie ſich bald zeigte, eben kein ſolcher, von welchem man ſich ſchließlich ungern trennt. Ein Monatsröschen, welches er unabläſſig zwiſchen beiden Mundwinkeln hin und her ſchob, hielt ihm die Lippen ganz und gar verſchloſſen. Von welcher Seite ich ihn auch anbohren, welches Thema ich auch auf's Tapet bringen mochte, alle meine Bemühungen, ihm mehr, als ein Kopfnicken, oder ein „hm hm" abzugewinnen, waren vergebens, er ſchwieg in ſieben Sprachen. Um das Monatsröschen, welches ich für ein Haupthinderniß unſerer Converſation anſah, aus ſeinem Munde zu entfernen, bot ich ihm eine Cigarre an, aber auch die lehnte er ab. Endlich entſchloß ich mich zu der Annahme, daß er irgend einem mathematiſchen Lehrſatze nachſinne, und ich der gelehrten Welt vielleicht einen Schaden zufüge, wenn ich ihn ferner in ſeinen Meditationen ſtöre, und ließ ihn in Ruhe.

Auf der nächſten Station erfuhr ich vom Conducteur, daß mein ſchweigſamer Gefährte ein wohlhabender mar-

chand tailleur aus C. sei, welcher auf sein Geschäft reise, und ich schämte mich im Stillen meines Irrthums. Daher also die Ohrringe, daher auch vielleicht sein Schweigen. Er hatte gewiß einmal von dem „si tacuisses etc.“ gehört und sich solches gemerkt.

In C. angelangt, nahm ich, meinem Vorsatze treu, abermals nicht in einem der großen Hotels am Rheine, sondern im K—schen Hofe in der Nähe des Moselthores Quartier. Im Gastzimmer saß an einer langen Tafel einsam ein wohlbeleibter Artillerie-Major, dessen Antlitz leuchtete wie die Sonne im eigenen Lichte, und vor ihm stand, in einem schreienden Mißverhältnisse zu ihm, eine Viertelsflasche, ein Schnittchen, auch Miseräbelchen genannt. Während ich im Zimmer auf und nieder wandelte, um nach der sechsstündigen Fahrt meinen Gliedern einige Gelenkigkeit wieder zu geben, bemerkte ich, daß der Major mich mit grimmigen Blicken verfolgte, und hastiger seinen Wein trank. Meine perpendiculären Bewegungen schienen ihm nicht zu gefallen, aber ich kehrte mich nicht an seinen Grimm, sondern setzte ruhig meine Wanderung fort. Plötzlich rührte er heftig die vor ihm stehende Klingel und rief mit einer Stimme, welche für eine Brigade ausgereicht hätte, dem eintretenden Kellner zu: „Franz! noch ein Schnittchen! und dann,“ fügte er, zwischen den Zähnen murmelnd hinzu, „schieb dem Herrn einen Stuhl unter.“

„Ist Ihnen nicht gefällig Platz zu nehmen?“ fragte mich der Kellner, auf einen Stuhl weisend.

„Ich fühle noch nicht das Bedürfniß, mich zu setzen“, erwiederte ich, ließ mir die Weinkarte reichen und forderte eine halbe Flasche Rüdesheimer. Da sah ich mit Erstaunen, wie die Schatten des Zornes von dem Gesichte des Majors wichen und seine Züge sich wieder sonnig verklärten. Während ich noch über die Ursache dieser plötzlichen Veränderung nachsann, kam der Kellner mit der halben Flasche und dem Schnittchen zurück und ich bemerkte, daß er demselben einen Wink gab, meinen Wein ihm gegenüber zu stellen. Er wollte also mit mir anbinden! Ich schenkte mir stehenden Fußes ein Glas ein und leerte solches auf Einen Zug.

„Ein guter Tropfen das, wie?“ redete mich mit behaglichem Lächeln mein vis-à-vis an.

Ich schenkte mir ein zweites Glas ein und indem ich selbiges prüfend zu Nase und Mund führte, versetzte ich, abwechselnd schlürfend: „ein herrliches Bouquet! — ein treffliche Firne! — ein göttliches Feuer! — ein superber Jahrgang!“ Mit diesen Terminis hatte ich die vorzüglichsten Weintugenden bezeichnen hören, ob aber gegenwärtiges Gewächs sich solcher rühmen durfte, wußte ich nicht: denn wenngleich ein Verehrer des Weines, war ich doch ein schlechter Kenner, und wenn er mir beim Genusse eben nicht den Gaumen zusammenzog, so war ich völlig zufrieden gestellt.

„Sie sind ein Westphale," nahm er wieder das Wort „hör' es an der Sprache, vielleicht aus M.?"

„Zu dienen," erwiederte ich, ihm gegenüber Platz nehmend, denn der Alte fing an, mir zu gefallen.

„Ja, da weiß man auch einen guten Tropfen zu würdigen. Habe da 'mal beim Manöver in Quartier gelegen. Weinhäuser und Kirchen in Fülle und beide nie leer, ist mir noch kein Ort vorgekommen, wo so viel gesoffen und gebetet wird, wie in M. Appropos! war da auch eine Kaffeewirthschaft in einem Bauerhause oder Kotten, wie sie's nennen, vielleicht eine halbe Meile von der Stadt, lag mitten in einer Wildniß und der Weg dahin führte, an einigen Windmühlen vorüber, durch fußhohen Sand, aber auf dem Kotten saß ein Mädel comme il faut, Backen wie Milch und Blut, und ein Vorwerk! — Bomben und Granaten!"

„Lieschen?" —

„Richtig, Lieschen. Meine Lieutenants waren wie toll auf das Mädel, zogen alle Nachmittage in der wüthendsten Sonnenhitze hinaus, ich alter Narr mit, und machten der Dirne die Cour. War aber eine schlaue Here, hielt es bald mit diesem, bald mit jenem, daß Jeder glauben mußte, du bist derjenige, welcher — aber Sie verstehen mich, nicht rühr' an; sie schlug Jedem ein Schnippchen und machte ganz gute Geschäfte dabei. Existirt das Mädel noch?"

„Ein Naturforscher, der in jener Gegend auf Kryptogamen und Gramineen ausging, hat dies seltene Pflänzchen mit der Wurzel ausgehoben und in seinen Garten gesetzt.“

„Hat also einen Gelehrten geheirathet! wird ihm schon was aufgeben. — Und dann war da auch ein Referendar oder Assessor vom Stamme Juda, ein Kerlchen, sieben Zoll unter'm Maaß, aber immer à quatre epingles, wie aus dem Ei geschält und ein witziger Patron.“

„Pimm?“

„Richtig, Pimm, so hieß er. Wenn er eins über'n Durst getrunken, lief er allemal blau im Gesichte an und seine lange Nase wurde immer länger und spitzer und kreideweiß. Saßen wir 'mal im M—schen Hofe auf dem Alten Steinwege, trat der Hofrath G., auch so ein geschniegelter Bursche, der mit Glaceehandschuhen und Glanzstiefeln auf die Welt gekommen, in's Zimmer. War General-Verwalter des Fürsten Salm-Salm, und man sagte ihm nach, daß er seinen Herrn etwas Weniges ausbeutele. Fragt Jemand den Pimm, der gerade einen Fisch verspeiste, was für ein Unterschied zwischen ihm und dem Hofrath sei. Gibt er ihm zur Antwort: Der ist leicht gefunden: ich speise Salm und der Hofrath speist Salm-Salm. Alles lacht und der Hofrath am tollsten.“

„Von dem könnt' ich Ihnen hundert ähnliche Witze erzählen“, versetzte ich. „So erkundige ich mich einmal

bei ihm nach einem gemeinschaftlichen Bekannten, einem Assessor von H., welcher mit ihm in einem kleinen Landstädtchen bei demselben Gerichte fungirte und etwas beschränkten Geistes war. Auf meine Frage, wie es ihm ergehe, erwiderte er: schlecht. Wie so? fragt ich weiter. Ach, entgegnete er, in seinem Hause ist kürzlich Feuer ausgebrochen, dabei sind ihm die Gründe von einem Erkenntnisse verbrannt, das er eben entworfen hatte, und seitdem kann der arme Kerl keine Gründe mehr finden. Derselbe von H. bewarb sich auch einmal, zugleich mit einem Lieutenant von K., welcher in dem Rufe einer, wo möglich noch größern Bornirtheit stand, um die Hand einer ziemlich reichen adeligen Dame. Diese schwankte lange zwischen dem Einen und dem Andern, bis endlich die Uniform des Lieutenants den Sieg davon trug. Als die Verlobung gerüchtweise in's Publikum drang, kündigte uns Pimm solche mit den Worten an: wißt ihr's schon: der von K. hat den von H. um eine Schafskopflänge geschlagen."

Ich ließ diesen Anecdoten noch manche andere folgen und der Major ermüdete nicht, mir zuzuhören. Da ich aber bei meinen Lesern ein Gleiches nicht voraussetzen darf, so lasse ich es bei den mitgetheilten bewenden.

Während dessen hatte der Kellner, so oft der Major ein Schnittchen geleert, solches unaufgefordert entfernt, und ein volles dafür hingestellt, und zwar war ein solcher Umtausch, wie ich meinte, wohl viermal in

einer Stunde vor ſich gegangen. Da wurde mir denn das Verhältniß eines ſolchen Schnittchens zu dem dicken Major klar, und ich ſah in Gedanken eine ganze Batterie dieſer kleinen Geſchütze vor ihm aufgepflanzt. Da das Gaſtzimmer ſich immer mehr und mehr füllte, und die Unterhaltung der übrigen Gäſte immer lauter wurde, mußte ich mich an ſeine Seite ſetzen, und nun begann auch er mich mit einer Menge von Anekdoten aus dem Soldatenleben zu regaliren, welche jedoch meiſt ſo derber Natur waren, daß meine zarte Feder ſich gegen ihre Mittheilung ſträubt. Darüber war es Mitternacht geworden, und ich machte Anſtalt, mich zur Ruhe zu begeben. Er aber faßte die Zipfel meines Rockes und ſetzte ſich auf ſie, damit ich nicht entrinnen könne, und ich mußte bon gré mal gré noch eine Flaſche Johannisberger mit ihm leeren. Darauf ſchickte auch er ſich zum Aufbruch an, ſchnallte mit großem Geräuſche ſeinen Säbel um, und wankte, mir kurz gute Nacht wünſchend, zur Thür hinaus. Dieſer kalte nüchterne Abſchied nach ſo traulich verplauderten Stunden befremdete und verdroß mich im erſten Augenblicke. Ich fand aber auch hier nur die Erfahrung wieder beſtätigt, daß Menſchen, welche alle ihre Mußeſtunden im Wirthshauſe zubringen, und denen es das eigene Haus und Weib und Kind erſetzen muß, endlich ſelbſt den Charakter eines Wirthshauſes annehmen. Ihr Herz verliert ſeine behagliche Wohnlichkeit, ſeine heilige verſchloſſene Stille, die nur

wenige Auserwählte in ſich aufnimmt; ſeine Pforten ſtehen Allen offen, die nur Einlaß begehren, aber kein Trauernder, der dort Troſt, kein Bedrängter, der dort Hülfe fände. Offene Herzen, geſchloſſene Hände! Zu ſolchen Jann- und Allemanns-Freunden gehören meiſt die ſogenannten Stammgäſte, deren faſt jede Gaſt- und Trinkſtube aufzuweiſen hat; ſie ſind ein Zubehör derſelben wie Tiſch und Stuhl, Klingel und Fidibusbecher, und ein ſolcher Stammgaſt war der Major im K—ſchen Hofe.

Am folgenden Tage erkundigte ich mich beim Wirthe nach ſeinem Namen und erfuhr nun, daß ich die Ehre genoſſen, mit einem in der P—ſchen Armee allgemein bekannten Originale, von dem man ſich allerlei ſeltſame Dinge erzählte, gezecht zu haben. Er gehörte zu derjenigen, jetzt faſt ausgeſtorbenen Race von Offizieren deren Element der Krieg und die, meiſt von der Bildung eines Diefenbach — das Kreuz bin ich — ſich in Friedenszeiten wie der Fiſch auf dem Strande fühlen, nichts mit ſich anzufangen wiſſen und gewöhnlich ihren Vorgeſetzten noch mehr wie ihren Untergebenen unbequem werden. Hält doch ſo ein alter Haudegen bei Parademärſchen nur ſelten Schritt und Tritt und — „was nützt mich der Mäntel, wenn er nicht gerollt iſt!“ Der Major hatte ſich in den Freiheitskriegen bei Erſtürmung einer feindlichen Batterie das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe verdient; weil ihm aber die gewöhnliche Decoration

dieſes Ordens der Größe ſeines Verdienſtes nicht zu entſprechen ſchien, hatte er ſich vom Kurſchmiede ein anderes Kreuz verfertigen laſſen, und zwar von ſolchen Dimenſionen, daß daſſelbe ſeine ganze linke Bruſt bedeckte, und ihm faſt das Anſehen eines Tempelritters gab. Ein Schleſier von Geburt, beſaß er in ſeiner Heimath ein kleines Landhaus, welches er alljährlich einmal zu beſuchen pflegte. Um ſich während ſeiner Villeggiatur gegen Ueberfälle jeder Art zu ſichern, hatte er die Eingänge des Erdgeſchoſſes vermauern, und ſich an der Hinterfronte im zweiten Stocke eine Thür brechen laſſen. Um aber in die vorher mit Moſel- und Rheinweinen wohlverproviantirte Veſte ſelber hinein zu gelangen, bediente er ſich einer Leiter, welche er, oben angelangt, ſofort einzog. Dann war er Wochen hindurch für Niemanden ſichtbar. Was der Alte aber in ſeiner Einſamkeit getrieben, ob er außer Wein und kalter Küche ſich aller ſonſtigen irdiſchen Nahrung enthaltend, frommen Betrachtungen über die Verkehrtheiten der Welt und über die Sündhaftigkeit und Vergänglichkeit alles Fleiſches nachgehangen, davon iſt niemals etwas zu eines Menſchen Kunde gelangt. Leider ſollen ihm die Schnittchen endlich eine ſolche Niederlage beigebracht haben, daß er darüber den Verſtand verloren und im Blödſinn geſtorben iſt.

VI.

Der Blaustrumpf.

Ich hatte, was die Perser Bidamag-buden, die Deutschen aber Katzenjammer nennen, und befand mich in jenem widerwärtigen Zustande, wo das physische Uebelbefinden in dem Bewußtsein eigner Verschuldung von einem moralischen wo möglich noch überboten wird, und die Seele, als ob eine wüste Hand durch ihre Saiten gefahren, nur schrille Mißtöne von sich giebt. Um mir selber zu entfliehen, suchte ich bald das Freie, und bestieg eine Anhöhe jenseits des Rheines. Wolken, aschgrau wie meine Stimmung, hüllten weit und breit den Himmel ein, lagerten in dunkeln Massen auf den Berggipfeln, trübten den Strom zu meinen Füßen, und ob der Wind mit seinen feuchten Schwingen mir auch die brennende Schläfe kühlte, in meinem Innern blieb es dumpf und öde. Ich wandte mich sehnsuchtsvoll der Ferne zu, und rief laut die Namen meiner Lieben. Hätte ich dem Drange meines Herzens nachgegeben, ich wäre mit dem nächsten Dampfboote thalwärts gefahren. Es war aber kaum die Hälfte meiner Urlaubszeit verflossen, und ich fürchtete nicht allein den Spott meiner Freunde daheim, sondern auch, daß mein Weib mich im Stillen einer Schwäche zeihen werde, wenn ich eine mit

ſo großer Luſt, mit ſo ſeligen Erwartungen angetretene Reiſe plötzlich um einer bloßen Laune willen abgebrochen hätte. Da kam mir der Gedanke, ob ich mich nicht in der Nähe von C. nach einem ſtillen, freundlichen Aſyle umſehen und dort den Reſt der Zeit Villegiatur halten ſolle. Ich ließ meine Blicke umherſchweifen, und ſiehe, das Gute lag auch hier einmal wieder ſo nah. Sie blieben auf einem Dörfchen haften, das etwa zwanzig Minuten unterhalb C. gelegen war. Seine Häuſer ſahen ſo blank und reinlich aus, als ob ſie ſich allnächtlich in den Rhein tauchten, und der Geiſt einer heitern Ruhe wehte mir von dort entgegen. Ein alter verwitterter Kirchthurm ragte aus ſeiner Mitte hervor und ſchaute gar traurig und lebensmüde um ſich. Ich glaubte ſeinen Schmerz in den ſteinernen Zügen leſen zu können. Er hatte alle dieſe Häuſer als elende Hütten in Lehmkleidern und in der Strohhaube gekannt, wie ſie noch demüthiglich unter ihm ſtanden im Schmutze. Nun hatte eines nach dem andern ſeine Lumpen abgeworfen und ſich ein reputirlich Gewand angelegt, und der Geiſt der Hoffahrt war in ſie gefahren; ein naſeweiſer Schornſtein hatte ſich ſogar in ſeine unmittelbare Nähe gewagt und blies ihm den blauen Dampf in das alte Antlitz. Meine Stimmung ſchlug bei ſeinem Anblicke in eine elegiſche um und ich rief ihm zu: tröſte dich, du graues, bemooſtes Haupt: denn ſiehe, deine Tage ſind gezählt wie die Schiefer auf deinem Dache, du haſt dein Kreuz

die längſte Zeit getragen und dies üppige Geſchlecht wird bald an deinem Grabe ſtehen.

Ich ſtieg nieder zu Thale und ließ mich, ohne einen beſtimmten Entſchluß gefaßt zu haben, nach N. überſetzen. In der Nähe beſehen, büßte freilich manches Häuslein von ſeiner weißen Unſchuld ein, und die proſaiſchen Attribute des Landlebens, wie ſie Ackerbau und Viehzucht einmal mit ſich führen, fehlten auch hier nicht, ja, wenn der Wohlſtand eines Landmannes nach der Größe des vor ſeinem Hauſe aufgethürmten Düngerhaufens beurtheilt werden darf, ſo war man zu der Annahme berechtigt, daß das Dörfchen „gut in der Wolle ſtecke". Ich nahm mir die Häuſer an der Rheinſeite in Augenſchein, und hatte mich eben mit einer jungen Bäuerin, welche vor ihrer Thür mit Flachsbrechen beſchäftigt war, in ein Zwiegeſpräch eingelaſſen, als ein Herr von unterſetzter Statur an uns vorüberging, deſſen Züge mir bekannt ſchienen, und den die Frau mit einem „guten Morgen, Herr Doctor!" begrüßte. „Muſch!" rief ich leiſe, jedoch ſo, daß er es hören mußte. Er wandte ſich ſofort um und kam auf mich los. Nun nannte er auch mich bei meinem akademiſchen Spitznamen und wir freuten uns beide herzlich unſeres unerwarteten Wiederſehens. Wenngleich von der Lahn zu Hauſe, hatte er ſich dennoch zu den Weſtphalen gehalten, und wir waren einander ſehr befreundet geweſen. Er führte als der Aelteſte von uns, der ſchon „vieler Völker Länder ge-

ſehen und Sitte gelernt hatte“ und von X Hochſchulen conſilirt war, bei Tiſche den Vorſitz und zugleich ein ſehr großes Wort, ſo daß wir ihn nicht anders, als das Schandmaul nannten. Auf dreierlei Dinge that er ſich nicht wenig zu Gute: auf einen Onkel, der eine Gräfin zur Frau hatte, auf einen fehlenden Daumen und auf ſeine Augen. Den Daumen wollte er in einem Zweikampfe mit einer Perſon aus fürſtlichem Geblüt, deſſen Urſache und näheren Umſtände er in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen für gut fand, verloren haben, und von den letztern behauptete er, daß das Weiße in denſelben die zarte Bläue, wie ſie ſonſt nur Kinderaugen eigen, bewahrt habe, eine Schönheit, auf welche er uns nicht oft genug aufmerkſam machen zu können glaubte, und welche ihm ſtets hartnäckig von uns beſtritten wurde. Bis auf dieſe drei Punkte war er ein ſehr verſtändiger und in ſeiner Art tüchtiger Menſch.

Wie er mir ſagte, hatte er ſich als Arzt anfangs in C., und ſodann, weil ſeine Praxis ſich größtentheils auf das Land erſtreckt habe, in N. niedergelaſſen. Ehe ich ihn noch einmal mit meinem Vorhaben bekannt gemacht hatte, lud er mich dringend ein, einige Zeit als Gaſt bei ihm zuzubringen.

„Von mir darfſt Du Dir allerdings den Tag über nicht viel verſprechen“, fügte er hinzu, „allein meine Frau, welche leider kinderlos iſt, wird ſich ein Vergnügen dar-

aus machen, dafür zu sorgen, daß Du Dich nicht allzusehr langweilst. Sie ist ein weniges Blaustrumpf und insbesondere eine enragirte Verehrerin Goethes, und da Dich, nach einem pathologischen Zuge um Deine Mundwinkel zu urtheilen, die Sucht, schlechte Verse zu machen, noch nicht verlassen zu haben scheint, Du aber an ihr eine ebenso geduldige Zuhörerin als nachsichtige Richterin für Deine poetischen Sünden finden wirst, so wird es euch an Stoff zur Unterhaltung nicht fehlen. Uebrigens setze ich voraus, daß Dein liebebedürftiges Herz endlich Ruhe und Befriedigung in Einer gefunden haben wird, und Du Dich bei meiner Frau nicht gar zu angenehm machst."

Ich hatte keinen Grund, ein so freundliches und überdies mit meinen Wünschen übereinstimmendes Anerbieten abzulehnen und nahm daher die Einladung an. Es wurde ausgemacht, daß ich noch am selben Tage zu ihm übersiedeln sollte. Er hatte augenblicklich einige Krankenbesuche in C. zu machen und ich kehrte mit ihm dahin zurück. Nach Tisch kam er in meinen Gasthof, um mich zunächst zu einem sehr besuchten Café am Paradeplatze abzuholen. Der Saal, in dessen Mitte auf einer zierlichen Estrade, von Liqueurflaschen und Confituren umgeben, der Genius dieses Ortes in Gestalt einer kleinen schwarzäugigen Elsasserin thronte, war bereits mit Dampf und Offizieren gefüllt, eine Atmosphäre, in welcher ich mich niemals behaglich zu fühlen pflegte. Ich begab mich deshalb in

das anstoßende Billardzimmer, wo die Luft erträglicher war, um mit dem Freunde eine Parthie Domino zu spielen. Hier fiel mir als eine tragi-komische Erscheinung der Billard-Marqueur auf, ein altes, gebeugtes, kahlköpfiges Männlein, das in grauer Jacke und kurzem, grünen Schürzchen, das ihm wie zum Schabernack umgebunden schien, rüstig wie ein junger Garçon sich umher bewegte und mit seltener Geschicklichkeit die Bälle aufstellte. Man sah es diesem ausdruckslosen, versteinerten Gesichte an, daß ihm im Leben wenig andere Gegenstände vorgekommen waren, als die öde Billardfläche, diesem verdrossenen Munde, daß er sich je kaum anders geöffnet, als zu einem un à deux, die Seele des Mannes schien sich verflüchtigt und nur so viel Lebensstoff zurückgelassen zu haben, als ein Billard-Marqueur braucht. Ueberdies trug er eine dunkelgüne Brille mit Seitengläsern und, wie mir Musch sagte, stand es mit seinem Augenlichte auf quarante huit, so daß solches seinem völligen Erlöschen ganz nahe war. Und was dann mit Dir, Du Männlein ohne Seele? dachte ich nicht ohne Mitleid, und ich hätte ihm gerne das kurze spöttische Schürzchen abgebunden. Nachdem wir unser Spiel beendet, stellte Musch mich Einem seiner Freunde, dem Hauptmann R. vor. Derselbe war, um mit Falstaff zu reden, „ein Ritter von der brennenden Lampe". Er besaß nämlich eine jener unglücklichen Nasen, bei deren Anblick man sich die Vergangenheit ihrer Inhaber nicht

anders, als unter einer Reihe von Zechgelagen denken kann. Bei ihm spielte die Nase jedoch einen falschen Denuncianten: denn nicht die Feuergeister des Weines, sondern der eisige Hauch des Winters hatte sie so roth gefärbt, sie war ihm auf der Jagd erfroren. Musch bat ihn auf den folgenden Tag zu Tische und darauf begaben wir uns hinaus zum Dorfe. Der Freund bewohnte die Bel-Etage eines außerhalb desselben an der Rheinseite belegenen Hauses, welchem ein mit Ziergewächsen gefüllter Balkon ein ganz stattliches Aussehen verlieh. Er führte mich durch einen eleganten, mit den feinsten Teppichen belegten Salon in das Zimmer seiner Frau. Sie lag lesend in einer chaise longue und erwiderte, sich bei meinem Eintritte langsam erhebend, meine vielleicht in zu traulicher Weise vorgebrachten Artigkeiten mit der kühlen Nonchalance einer Dame, welche gewohnt ist, zu jeder Zeit Besuche von Fremden oder Bekannten zu empfangen, und auch in herzlich gemeinten Gefühlsäußerungen nichts, als verbindliche Redensarten zu hören. Ein freundliches Entgegenkommen würde meinen Wünschen, wie meinen Erwartungen mehr entsprochen haben. Man pflegt, wenn auch mit Unrecht, von der Frau eines Freundes unwillkürlich vorauszusetzen, daß sie ungefähr sei wie er, und daß man an ihr gewissermaßen eine prädestinirte Freundin besitze, welche einem auch gleich als solche entgegenkommen müsse. Darin fand ich mich nun schon getäuscht. Ueber-

dies machte ihre vornehme Haltung auf mich den Eindruck, als ob sie mehr auf Schein, als auf Wahrheit beruhe, und sie gelegentlich wohl einmal aus der Rolle fallen könne. Auch ihr Aeußeres hatte nichts, was für sie einnahm, und ich hätte meinem Freunde, wenn auch keinen bessern, doch einen andern Geschmack zugetraut. Sie mochte nur wenige Jahre jünger sein wie er, welcher etwa sechsunddreißig zählte. Ein ungesunder, blaßgelber Teint benahm ihren, zwar regelmäßigen, aber harten, scharf ausgeprägten Zügen das bischen Liebreiz, welchen ihr feiner, schön geformter Mund ihrem Gesichte sonst vielleicht verliehen hätte. Dagegen besaß sie ein kluges, forschendes Auge und eine überraschend weiche, wohltönende Stimme. Jedenfalls fand ich mich einer Erscheinung gegenüber, welche meinem Herzen nimmer gefährlich werden konnte, deren Wesen jedoch für mich nichts weniger als klar zu Tage lag, und an welcher ich daher Gelegenheit hatte, meine Menschenkenntniß, die sich jenem marchand tailleur gegenüber so glänzend bewährt, abermals zu erproben. Von ihrem Manne hatte ich nur erfahren, daß sie die Tochter eines akademischen Lehrers aus H. sei und er sich schon als Student mit ihr verlobt habe. Seine Aeußerung, daß sie ein weniges Blaustrumpf, glaubte ich als Scherz dahin deuten zu müssen, daß sie an der schönen Literatur ein Interesse nehme und sich als die kinderlose Gattin eines häufig abwesenden Mannes viel mit Lectüre beschäftige.

Einen andern Sinn hatte er ohne Zweifel auch jenem Namen nicht unterlegen wollen.

Während ich in einem Fauteuil ihr gegenüber saß und ihr über meinen Familienstand und ähnliche Dinge Rede stehen mußte, warf ich dann und wann einen verstohlenen Blick auf ihre Umgebung, um mir über ihre Beschäftigungen, ihre Neigungen, ihren Geschmack ꝛc. einigen Aufschluß zu verschaffen. An Büchern, welche theils in einem Glasschranke standen, theils auf den Tischen umher lagen, fehlte es nicht, dagegen war von all den niedlichen Kleinigkeiten, welche sonst das Boudoir einer Dame zu zieren pflegen, und ihm eigentlich erst seinen Charakter geben, nichts zu sehen. Die eine Fensternische füllte jedoch eine üppig grünende Veranda aus, welche einem Papagaien in einem pagodenartigen Käfig zum romantischen Aufenthalte diente. Vor allen zog aber ein eleganter Schreibtisch, dessen Schiebladen durch aufgeklebte Papier-Etiketten verunstaltet waren, meine Aufmerksamkeit auf sich. Letztere trugen folgende Inschriften: Poesie. Kunst. Natur. Geschichte. Correspondenz. Miszellen. Jetzt ging mir schon ein kleines Licht auf. Als ich später einmal in einem unbewachten Augenblicke das eine und das andere jener Fächer aufzog, fand ich von all jenen schönen und gelehrten Sachen nichts, sondern nur einige Haushaltungs-Rechnungen und Briefe vor.

„Aber in welcher Lectüre habe ich Sie denn unterbrochen?“ fragte ich, als eine Gesprächspause eintrat.

Sie reichte mir das Buch hin und ich las: „Entwickelung der ſpeculativen Philoſophie von Kant bis Hegel von H. M. Chalybäus.“ Das Licht, ſo mir vorhin aufgegangen, flackerte heller auf.

„Iſt Ihnen das Werk bekannt?“ fragte ſie.

Es wandelte mich eine mephiſtopheliſche Laune an. Ich verneinte ihre Frage und erwiederte:

„Es gibt vor Allem drei Dinge, für welche mir leider jeder Sinn verſagt iſt: Philoſophie, Mathematik und — Kartenſpiel. Wie ich namentlich in einem unſerer neuern Philoſophen auch nur Eine Seite zu leſen verſuche, ergeht es mir nicht viel anders, als dem Schüler im Fauſt, ich ſpüre eine kreiſende Bewegung im Gehirn.“

„So ſetzen Sie das Kartenſpiel mit jenen Wiſſenſchaften auf Eine Linie?“ warf ſie mit einem ironiſchen Lächeln hin.

„Mit der Mathematik gewiß nicht,“ entgegnete ich, „wer wollte ihren praktiſchen Nutzen verkennen! aber mit der Philoſophie hat es offenbar Manches gemein. Dieſe iſt ein Spiel mit Formen und Begriffen, und jenes —“

„Mit Kartenblättern, da haben Sie recht,“ fiel ſie mir, ſpöttiſch auflachend, in's Wort.

„Gewiß! aber was iſt eine Karte denn anders, als ein Stück bemalten Papiers, welchem man irgend eine willkürliche Bedeutung, einen gewiſſen imaginären Werth beigelegt hat, und mit welchem der Spieler dann gerade ſo verfährt, wie der Metaphyſiker mit ſeinen Begriffen.

Einen wesentlichen Unterschied will ich jedoch zwischen beiden gelten lassen: daß nämlich beim Kartenspiel in der Regel etwas herauskommt, beim Philosophiren aber nichts."

„Willst Du nicht ein Fenster öffnen, lieber Karl!" wandte sie sich an ihren Mann, „ich meine, die Luft wäre hier etwas schwül."

Und Karl that nach ihrem Begehr. Dann fuhr sie fort: „So hätten nach Ihrer Meinung alle die großen Denker von Thales bis auf Hegel vergebens ihre besten Kräfte angestrengt, das Räthsel des Universums zu lösen."

„Sofern ihr Streben dahin gegangen, haben sie allerdings den Stein des Sisyphus gewälzt, und schwerlich wird sich auch je Einer finden, der ihn glücklich auf die Höhe und zur Ruhe bringt. Möchte ein solcher aber geboren werden, so würden wir nichts Eiligeres zu thun haben, als ihn aus der Welt zu schaffen: denn in dem Augenblicke, wo er an seinem Ziele angelangt, also die Wahrheit gefunden wäre, würde nach Schellings Ausspruche die Welt untergehen."

„Sie äußerten vorhin, daß Ihnen jeder Sinn für Philosophie abgehe; um aber ein so absprechendes Urtheil fällen zu können —"

„Muß man doch wol etwas von der Sache verstehen, wollen Sie sagen. Wenn ich mir selbst ein solches Armuthszeugniß ausgestellt habe, so erlauben Sie mir,

daſſelbe dahin zu modificiren, daß ich zwar wohl verſtehe oder ahne, was die Herren Metaphyſiker mit ihrem Ich und Nichtich, ihrem Sein, Nichtſein, Anſichſein und Füranderesſein haben ſagen, nicht aber, was ſie damit haben beweiſen wollen. Die ganze Geſchichte der Philoſophie zeigt, daß man einerſeits nicht eingeſehen hat, daß ſich Alles um die Exiſtenzen drehe, und andrerſeits daß man, um dieſelben richtig aufzufaſſen, auf die Urthatſachen des Bewußtſeins zurückgehen muß."

Sie ſah mich verwundert an, als ob ſie ſolche Weisheit eher aus dem Munde ihres Papagaien, als aus dem meinigen zu vernehmen gedacht, und ich ſprach gelaſſen weiter:

„Manche haben zwar wol gefühlt, daß die Wurzel der Wiſſenſchaften die Hauptſache ſei, daß, ſo lange dieſelbe nicht gefunden wäre, und ſich die Realität der Exiſtenzen nicht aus der Tiefe der Weſen offenbare, Alles nur Spielwerk oder eine willkürliche Annahme, ein angemaßter, aber nicht ein rechtmäßiger Beſitz ſei, und ſie ſind an das große, wichtige Problem mit Ernſt und Wahrheitsliebe gegangen. Allein die Meiſten haben einen falſchen Weg eingeſchlagen. Indem die Einen die ſinnlichen Anſchauungen für die einzigen Quellen der Realität angeſehen, und behauptet haben, es gebe keine andere Weſen, als die ſinnlich erſcheinenden, haben ſie dem Materialismus das Wort geredet. Indem die andern, von Begriffen ausgehend, ohne dem Urſprunge und der

Natur derſelben nachzuſpüren, das Sein zu erkennen und zu beweiſen gewähnt haben, benahmen ſie der Vernunft ihre eigenthümliche Grundlage und verkannten ganz ihr Weſen. Dieſes iſt der Fehler aller und jeder ſyſtematiſchen Metaphyſik. Eine jede Philoſophie, wenn ſie einen feſten Ausgangspunkt haben will, muß vom Menſchen ausgehen: denn im Menſchen findet ſich entweder der Spiegel, oder der Grund, oder die Norm der Exiſtenzen."

Der Frau Doctorin ſchien es trotz des geöffneten Fenſters noch ſchwüler zu werden. Sie rückte auf ihrem Sitze unruhig hin und her, und warf ihrem Manne einen Blick zu, welcher zu fragen ſchien: aber lieber Karl! willſt Du denn dieſem Geſpräche nicht ein Ende machen? Ich aber fuhr unbarmherzig fort: „Allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, die menſchliche Natur in den Tiefen ihres Weſens und in ihrer reichhaltigen Fülle erfaßt zu haben, indem man, vielleicht in dem Wahne, daß in ihnen ſich die Natur am reinſten darſtelle, ſich an das hält, was die gewöhnlichen Menſchen, wie ſie jeder Tag zu Tauſenden erzeugt, darbieten und offenbaren. Die Menſchheit erſcheint uns in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Vollendung nur in den auserwählten Naturen, die ſich, fern von dem gemeinen Weltgetriebe — hier warf ich einen bedeutungsvollen Blick auf ihren Schreibtiſch — nur auf den reinen Gebieten der Poeſie, der Kunſt und der Wiſſenſchaft be-

wegen, oder in denen, welche ſich durch eine ſeltene Harmonie des Geiſtes, des Gemüthes und des Charakters über die Menge erheben, und in jeder Hinſicht die Zierde und der Stolz ihres Geſchlechtes ſind, kurz in den Genie's."

„Goethe!" rief ſie freudig aufathmend aus, wie Einer, welcher eine Weile auf verſchlungenen Pfaden in der Irre umhergetrieben, ſich unerwartet in einer bekannten Umgebung wiederfindet.

„Goethe!" antwortete ein Echo aus der Veranda. Ich ſah verwundert auf und Muſch erhob ein lautes Gelächter, in welches auch ſeine Frau einſtimmte. „Goethe — Goethe — Taſſo — Taſſo —" rief es wieder. Es war der Papagai, welcher ſich alſo vernehmen ließ.

„Weiter, Papchen!" rief Muſch, und der Vogel fuhr fort: „Eleonore — Eleonore — Egmont — Egmont —" Sie hatte ihm faſt das ganze Namen-Regiſter der Goethe'ſchen Helden und Heldinnen beigebracht, und, einmal im Zuge, plapperte er ſie der Reihe nach her. Unſere philoſophiſche Unterhaltung war damit zur Zufriedenheit Aller, und wol auch der Leſer, unterbrochen, und die Frau Doctorin hat dies Thema in meiner Gegenwart nie mehr berührt.

Als mich der Freund vor Nacht auf mein Zimmer führte, fand ich auf meinem Tiſche eine ziemliche Auswahl von Büchern, meiſt belletriſtiſchen Inhalts vor.

„Dies Futter hat Dir meine Frau dahin geſtreut, ſie meint, damit möchteſt Du Dir Morgens die Zeit vertreiben", verſetzte er, und ich war nach den gemachten Erfahrungen ſchon froh, daß ſie mich ſelbſt der Verpflichtung überhoben zu haben ſchien, ihr auch meine Morgenſtunden zu widmen.

Andern Tages fand ſich der Hauptmann R. zum Mittageſſen ein und mit ihm zugleich ein Oberſt von K., deſſen Adjutant er früher geweſen. Ich lernte in beiden ein paar muntere, aufgeweckte Geſellen von mehr als gewöhnlicher Bildung kennen, und hatte meine ſtille Freude über das Verhältniß, welches zwiſchen ihnen beſtand. Sie ſtanden auf Du und Du und die Verſchiedenheit des Alters und Ranges hatte nicht verhindern können, daß zwei biedere Herzen ſich durch alle die Hüllen fanden und verſtanden, womit Sitte und Vorurtheil ſie umgaben. Je ſeltener uns ſolche Erſcheinung in unſerer heutigen Societät, welche für ihre geiſtige Armuth nicht einmal einen gemüthlichen Erſatz zu gewähren vermag, und wo man von dem Beſten, was man beſitzt, keinen Gebrauch machen kann, ſo daß derjenige, welcher ſich mit Behagen in ihren Kreiſen bewegt, keinen Einſpruch dagegen erheben darf, wenn der ernſtdenkende Menſch ſeine geiſtigen Bedürfniſſe eben nicht hoch anſchlägt, entgegentritt, um ſo wohlthuender wirkt ſie auf unſer Gemüth, dem es oft gar unheimlich zu Sinne wird unter all den Larven, welche täglich um uns herumſpuken,

ohne daß man je gewahr wird, wer eigentlich hinter ihnen steckt.

Die beiden Kameraden entwickelten, indem sie sich gegenseitig neckten und schroben, einen trefflichen Humor, so daß selbst die Frau Doctorin, welche Anfangs jede ihrer Bewegungen sorgfältig überwachte und ihren Mund nicht anders, als zu einem geistreichen Worte öffnete, allmälich freiere Formen annahm und sich einmal sogar soweit vergaß, daß sie in ihren heimischen Volksdialekt verfiel.

Als wir nach Tisch im Garten unsern Kaffee einnahmen, und ich mit dem Hauptmann in einem Laubgange auf und nieder wandelte, richtete er die Frage an mich, wie mir unsere Frau Wirthin gefalle?

„Sie gehört eben nicht zu denjenigen Damen, welche sich die Herzen der Männer im Sturm erobern," erwiederte ich, „um aber ein Urtheil über sie fällen zu können, ist meine Bekanntschaft mit ihr noch zu neu."

„Wenn Sie einstweilen annehmen, daß sie eine von hysterischen Launen heimgesuchte Närrin sei, welche mit einer oberflächlichen aus tausend Büchern zusammengerafften Bildung gern die Gelehrte spielen möchte, so treten Sie ihr nicht zu nah. Glücklicher Weise ist der gute Doctor als Ehegatte mit einer unbegreiflichen Blindheit geschlagen, und er hält sie für ein Muster all der Tugenden, von denen sie auch nicht Eine besitzt!"

„Sie ist die Tochter eines Professors!"

„Hat er Ihnen das auch aufgebunden? Es ist einmal seine Schwäche, sich ihrer Herkunft zu schämen. Sie ist nichts mehr und nichs weniger als die Tochter eines academischen Tanzmeisters, und, wie man sagt, soll sie die Schüler ihres Vaters, damit das Leben sie auch in dieser Beziehung für seine Anforderungen gerüstet finde, nebenher in der ars amandi unterwiesen haben, so daß sich mancher junge Liebesritter an ihr seine ersten Sporen verdient hat. Sie zählte unter ihren Zöglingen sogar einen Prinzen aus irgend einem der Raubstaaten, wie Sie das gelegentlich von ihr selber hören können, und der gute Musch muß es sich schon gefallen lassen, das Conterfei dessen, welcher ihn in einem Duelle um einen Daumen verkürzt hat, neben dem seinigen über ihrem Schreibtische prangen zu sehen. Es läuft bei ihr Alles auf Schein und Ostentation hinaus. Nicht zufrieden damit, die Frau eines simpeln Arztes zu sein, und sich unter Ihresgleichen zu bewegen, drängt sie sich gern in die höheren Kreise, findet jedoch auch schon einige Genugthuung darin, Offiziere aller Grade bei sich zu bewirthen, und ihr Mann kann immer auf ihren Dank rechnen, wenn er ihr solche zuführt. Wie Sie sehen, sind wir denn auch keine Barbaren und lassen uns ihre Braten und Weine gar wohlschmecken."

Als ich zu diesen Eröffnungen etwas bedenklich darein schaute, fuhr der Hauptmann lächelnd fort:

„Lassen Sie sich durch mein loses Maul nicht ein-

ſchüchtern. Machen Sie ihr tüchtig den Hof, leſen ihr dann und wann etwas vor, unterhalten ſich gelegentlich mit ihrem Papagaien, der ja ebenſo gelehrt iſt, wie ſie, und ſie werden ganz leidlich mit ihr fahren."

Hierauf begaben wir uns zur Geſellſchaft zurück, und die Offiziere nahmen bald von uns Abſchied.

Ob ich von den Mitteln, welche der Hauptmann mir angerathen, um mich in ihre Gunſt zu ſetzen, einen zu ſeltenen, oder einen zu ungeſchickten Gebrauch machte, will ich dahin geſtellt ſein laſſen, — genug, daß ich mich an den folgenden Tagen anfangs vergebens bemühte, ein befriedigendes Verhältniß unter uns herzuſtellen. Der erſte Eindruck, welchen ihre Erſcheinung auf mich gemacht, wollte keinem andern weichen, und das Intereſſe, welches ſie mir als ein mindeſtens problematiſches Weſen eingeflößt hatte, war durch die Aeußerungen des Hauptmanns bedeutend abgeſchwächt. Sie war eine Kokette, welche, wie früher durch ihre körperlichen Reize die Herzen, jetzt durch ihren Geiſt die Geiſter an ſich zu ziehen ſuchte. Wäre ſie ein ächter, in der Wolle gefärbter Blauſtrumpf, das heißt: ein wirklich gelehrtes Frauenzimmer geweſen, ſo würde man, abgeſehen davon, daß wahre Bildung nie von der Natur ab, wohl aber zu ihr zurück führt, und ein gediegenes Wiſſen jeden Schein verſchmäht, eben ihrem Wiſſen manche Conzeſſion gemacht und ihr gerne die eine oder die andere Schwäche nachgeſehen haben. Die Bildung

aber, welche sie sich ohne inneres Bedürfniß, blos als ein Mittel, an Stelle ihrer abgeblühten Jugendreize ihrer Gefallsucht Vorschub zu leisten, angeeignet, konnte nur dazu dienen, ihre besseren Eigenschaften zu verdrängen, und ihre Fehler in ein schärferes Licht zu stellen; sie hatte Alles an ihr verrückt und verschoben, und die ursprünglichen Züge eines keineswegs unbedeutenden Geistes zu einem Zerrbilde umgestaltet. Einer solchen Unnatur gegenüber schlossen sich, um mich eines bildlichen Ausdruckes zu bedienen, alle Blüten meines Geistes und Herzens zu, so daß ich ihr nicht minder seltsam erscheinen mußte, wie sie mir. Mochte ich mir auch noch so oft vorsagen, daß ich in ihr die Gattin eines alten Freundes, der mich gastlich an seinem Herde aufgenommen, zu ehren habe, und mir schon die Dankbarkeit gebiete, von den wenigen mir zu Gebote stehenden Mitteln, mir die Gunst der Frauen zu erwerben, auch bei ihr Gebrauch zu machen, selbst die alte Humanitätsregel, daß man jeden Menschen nehmen müsse, wie er einmal sei, wollte nichts verschlagen, weil ich die Unnatur nicht berechtigt glaubte, eine solche Toleranz auch für sich zu beanspruchen. So oft ich mich mit ihr allein befand, fühlte ich mein Inneres wie zugeschnürt, und ich nahm, um das Unbehagen zu verbergen, in welches mich diese Empfindung versetzte, zu einer übertriebenen Höflichkeit meine Zuflucht. Aber auch das gelang mir nicht immer, und es mußte erst beinahe zu einem Bruche kommen,

ehe eine Aenderung eintrat. Wiewohl ſie für die Goetheſche Poeſie wirklich zu ſchwärmen und ihr auch einiges Verſtändniß abgewonnen zu haben ſchien, ſo trieb ſie doch auch wieder mit ſeiner Perſon einen ſo lächerlichen Cultus, daß man geneigt war, auch hier auf ein erheucheltes Intereſſe zu ſchließen und ſich dagegen, wenn nicht oppoſitionell, ſo doch theilnahmlos zu verhalten. Als ich mir einmal, wo von ſeinem Verhältniſſe zur Seſenheimer Friederike die Rede war, einen leiſen Tadel über ihn erlaubte, und ſie, mir eifrig das Widerſpiel haltend, ſchließlich wie eine zürnende Minerva ſich erhob und mit theatraliſchem Pathos ausrief: „Goethe iſt der einzige, menſchgewordene Sohn der Natur, welchen nur die bemäkeln können, welche ſeiner ewigen Mutter vorwerfen, daß ſie die Sonne nicht ohne Flecken geſchaffen habe“, da mußte ich ſchon alle guten Geiſter in mir anrufen, um ihr nicht in's Geſicht zu lachen. Als nun aber hierauf der Papagai, wie immer, wenn er den Namen Goethe hörte, gleichſam ſeiner Herrin beipflichtend, die Namen ſeiner Helden herzuplappern begann, brach ich unwillkürlich in ein ſo lautes Gelächter aus, daß ich ſelbſt darüber erſchrak und ihm ſofort Einhalt that. Ein feines Zucken ihrer feinen Lippen verrieth mir denn auch deutlich genug, was in ihrem Innern ſich regte. Um einem ſcharfen Worte zuvorkommen, das ſchon auf ihren Lippen ſchwebte, küßte ich raſch ihre Hand und bat ſie ernſtlich um Verzeihung, indem ich alle Schuld

auf den unglücklichen Vogel zu wälzen suchte. Und das Wort blieb unausgesprochen. Ich bemerkte eine Thräne in ihrem Auge und indem ich in diesem Momente nur das schwache, den Beleidigungen eines Mannes wehrlos anheimgegebene Weib in ihr erblickte, ging eine Umwandlung meiner Gesinnungen gegen sie in mir vor. Das Bewußtsein, mich einer wirklichen Unart wider sie schuldig gemacht zu haben, erweckte zugleich bei mir den Gedanken, ob ich sie überhaupt nicht zu einseitig beurtheilt und ob nicht hinter all dem Scheinwesen in den Tiefen ihrer Natur ein Körnlein ächten Goldes ruhen möge, welches mir nur deshalb verborgen geblieben, weil ich mich ja selbst gegen sie verschlossen habe. Ich empfand etwas wie Reue über mein bisheriges Verhalten und dies Gefühl bewirkte, daß ich mich meiner eigenen Natur gemäß offener und zutraulicher gegen sie betrug und sie in Folge dessen auch ihr Benehmen und, wie es schien, auch ihre Gesinnungen gegen mich änderte, wovon folgender Umstand zeugen dürfte. Unter ihren Büchern befand sich ein Exemplar der ersten Ausgabe des „Werther" vom Jahre 1774. Dasselbe trug unverkennbar die Spuren jener Zeitepoche, aus deren Stimmung der Werther hervorgegangen: es war vom ersten bis zum letzten Blatte zerwühlt und zerlesen und mit zahlreichen Randglossen versehen. Auf der Seite namentlich, wo der Nachbar den verhängnißvollen Schuß hört, war fast keine Silbe mehr erkennbar, die Lettern

ſchienen ſämmtlich wie von Thränen weggewaſchen und auf dem Schlußblatte ſtanden vollends allerlei ſentimentale Floskeln und Ausrufungen mit vergilbter Tinte verzeichnet, als: „O du Armer! — bald — bald auch ich! O Gertrudis! o Gertrudis!“ Ferner: „O ihr grauſamen Pfaffen, die ihr dieſe fühlende Seele von Handwerkern hinaustragen ließt.“ Bekanntlich haben die Leiden des jungen Werther damals manchen Schwachkopf zu ähnlicher That angereizt, und man hat mehr als Einen unglücklichen Schwärmer in blauem Frack und gelber Weſte, das Buch aufgeſchlagen vor ſich, mit der Todeswunde über dem rechten Auge angetroffen. Vielleicht war auch eben dies Exemplar die unſchuldige Urſache eines Selbſtmordes geweſen, und ich glaubte beim Durchblättern nicht anders, als daß ich irgendwo auf eine Blutſpur ſtoßen müſſe. Die Doctorin bemerkte mein Intereſſe für das ſeltene Buch und als ich ſpäter daheim meinen Koffer auspackte, fand ich daſſelbe zu meiner nicht geringen Freude unter meinen Sachen vor.

Von jenem Tage ab vermied ſie es, ſich mit mir über Dinge zu unterhalten, von denen ſie nun einmal wenig oder nichts verſtand, und indem ſie ſich innerhalb derjenigen Sphäre hielt, in welcher wir das Weib, und ſei es geiſtig noch ſo begabt, doch am liebſten ſich bewegen ſehen, weil es nur dort die ihm eigenthümlichen Tugenden und Vorzüge, ſeine Anmuth und ſeinen Liebreiz entfalten kann, traten die achtungswerthen Seiten

ihres Weſens, insbeſondere eine große Herzensgüte, immer mehr hervor, ſo daß ich fortan ihre Geſellſchaft eben ſo gern aufſuchte, wie ich ſie früher gern gemieden hatte.

VIII.

Eine alte Geſchichte.

Von den einfachen Genüſſen, welche mein ländlicher Aufenthalt mir bot, war wol der einfachſte, aber keineswegs der geringſte, daß ich, mich in aller Frühe mit der Pfeife zum Fenſter hinauslehnend, mir die friſche Morgenluft um's Angeſicht ſtreichen ließ, und, gleichſam an der Wiege des jungen Tages ſitzend, dem erſten Aufſchlag ſeiner Augen, dem unter mir auf Strand und Strom allmälig erwachenden Leben zuſah. Während ich ſo eines Morgens den Geſprächen müßiger Schiffer lauſchte, welche auf daliegendes Bauholz hingeſtreckt, ſich von ihren Fahrten unterhielten, kam vom Dorfe her ein Weib gegangen mit geſchornem Haupte und einem erdfahlen Angeſichte, auf welchem Alter oder Krankheit oder beides gar krauſe verworrene Linien gezogen hatten. Es blieb plötzlich ſtehen, bedeckte die Stirn mit den Händen, als ob es einen verlorenen Gedanken wiederſuche und

schritt dann langsam weiter. Einer der Schiffer rief: „Margareth, Du sind'st es nicht, ein alter Hecht hat mir erzählt, daß er's verschlungen." Sie hemmte abermals ihre Schritte, richtete ihr geknickte Gestalt empor und erhob drohend ihren Finger, daß sie anzusehen war wie eine Norne. Die Schiffer aber lachten und riefen ihr neckende Worte zu. Sie ging weiter den Rhein hinab, dann trat sie an's Ufer, breitete eine kleine Decke auf dem Boden aus, und schöpfte mit hohler Hand Wasser aus dem Strome und warf es hinter sich auf den Strand. Von Zeit zu Zeit hielt sie inne, und neigte sich tief zu den Wellen hinab, als ob sie auf dem Grunde etwas suche. Nachdem sie es also eine Weile getrieben, faltete sie die Decke wieder zusammen und ging auf demselben Wege wieder heim. Ich begab mich hinunter zu den Schiffern, um von ihnen etwas Näheres über diese seltsame Erscheinung zu erfahren. Sie war, wie sie mir erzählten, die einzige Tochter des verstorbenen Schulmeisters und hatte einen stillen sittigen Wandel geführt bis in ihr zwanzigstes Jahr. Man sah sie weder bei Kirmessen noch bei sonstigen Tanzgelagen und kein Bursche konnte sich rühmen, je von ihr Gunst erfahren zu haben. Da wurde ein P—sches Cuirassier-Regiment in das Dorf und die Umgegend gelegt, und in Gestalt eines schmucken Cornets schritt das Unglück über die Schwelle des armen Magisters. Seine Gattin war lange todt und während er seine Buben unterrich-

tete, unterwies jener sein Töchterchen in andern Künsten. Die Reiter waren abgezogen, da ging im Dorfe ein böses Gerücht um, und wenn die schöne bleiche Margareth Sonntags in die Kirche trat, dann sah man viele Köpfe sich bewegen, wie wenn der Wind über ein Aehrenfeld streicht, und ein leises Flüstern ward hörbar in der Stille. Sie aber schlich gesenkten Hauptes zu ihrem Sitze und ihre Freundinnen warteten vergebens auf einen Gruß von ihr. Es verging indeß fast ein Jahr, ohne daß da geschah, was die Einen gefürchtet und die Andern vielleicht gehofft, und die es gut gemeint mit Margareth, die hatten Freude, daß die Schande abgewandt sei von ihr und von dem Haupte ihres alten Vaters. Da begab es sich, daß ein Schiffer unterhalb N. Anker warf, und als er den Anker lichtete, eine halbverweste Kinderleiche an einem seiner Arme schaukelte. Die Kunde kam zum Dorfe und das alte Gerücht machte sich von neuem auf, aber es ging diesmal nicht im Stillen um, sondern es wagte sich auf die Gassen und erhob immer lauter seine Stimme. Da ließ der Pfarrer eines Tages die Margareth zu sich entbieten und redete ihr scharf in's Gewissen und sie gestand ihm Alles, auch daß sie das Kind in den Rhein geworfen. Bald darauf kamen Gensdarmen in das Dorf geritten und fragten nach dem Hause des Schulmeisters, und als sie wieder hinausritten, da wandelte Margareth gefesselt zwischen den Pferden. Die Gerichte eröffneten die Untersuchung, aber ein

höherer Richter entzog ihnen das Urtheil: er rettete ihr das physische Leben und ließ sie den geistigen Tod sterben, sie wurde wahnsinnig und frei. An dem Platze, wo sie das Wasser schöpfte, hatte sie das Kind versenkt und an die Stelle ihres erloschenen Geistes war der Eine Gedanke getreten, daß sie es dort einmal wieder finden werde. Bei Eisgängen irrte sie heulend und händeringend am Ufer umher, und ihr Wahnsinn wurde dann bösartig, so daß man sie einsperren mußte. Sie hatte schon fünfzehn Jahre vergeblich gehofft, aber die Hoffnung bedingte ihr Leben und die Gegenwart verschwand, ohne ihr eine Erinnerung zurück zu lassen. Und so entfaltete sie jeden Morgen ihre kleine Decke am Ufer und warf ein paar Wellen hinter sich und spähete nach ihrem Kindlein auf dem Grunde, und schlich traurig von dannen, daß sie es nicht gefunden und hoffte fröhlich weiter bis zum nächsten Morgen. Dies war ihre Geschichte. Sie ist alt wie die Welt und das Menschenherz und jede Zeit wird sie neu gebären und jedes kommende Geschlecht wird sich mit Abscheu von ihr wenden. Die Mutter mordet ihr eignes Kind! — Das ist eine dunkle fürchterliche That, und kein Weib mag sie begreifen, das seiner Frucht geneset in legitimem Ehebette, umstanden von jenen, die jubelnd das Neugeborne begrüßen und mit Armen der Liebe umfangen. Aber die Unselige mordet ja nicht ihr Kind, ihre Schande nur tödtet sie in der Geburt, die Natter zertritt sie, die ihr

das Leben vergiften will; daß jenes auch dabei zu Grunde ging, das beweint sie mit unsäglichen Thränen, das macht sie elend, trostlos bis zum Wahnsinn und büßt es wol gern als Schuld mit dem Tode. Er aber, der ihr das arme gläubige Herz bethört und all das Elend über sie gebracht hat, er zieht sorglos weiter über Berg und Thal und keine rächende Hand erfaßt ihn auf Erden.

Mein Urlaub, den ich bis zur letzten Stunde auszuhalten mir einmal vorgesetzt hatte, neigte sich seinem Ende. Ich sah kein Boot mehr thalwärts ziehen, keine Welle, keine Wolke mehr vorüber treiben, — meine Sehnsucht heftete sich an Alles, was seinen Zug und Flug nach der geliebten Heimath nahm. Wenn ich spät Abends einsam am offenen Fenster sitzend in die mondbeglänzten Nebel, welche, die Nähe und die Ferne verhüllend, das Thal in's Unendliche auszudehnen schienen, hinaus schaute, und kein Laut zu meinen Ohren drang,

„Als das leise Geplätscher der sanft anspülenden Wellen,"

dann dacht ich meiner Lieben, als ob zwischen ihnen und mir ein Weltmeer seine Wogen wälze, und ich fühlte mich unter dem Dache befreundeter Menschen, inmitten einer bekannten Umgebung nur noch von der Luft der Fremde angeweht. Daß ich als Mitglied einer Expedition zur Erforschung der Nilquellen oder des Innern Afrikas jedenfalls eine sehr traurige Rolle spielen würde, ward mir hier zum erstenmale recht klar.

Und eines frühen Morgens fuhr ein Dämpfer den

Rhein hinab, der hatte am Bord einen Paſſagier, welcher, den ſtürmenden Winden zum Trotz auf dem Verdecke auf und niederwandelnd, ein Liedlein nach dem andern vor ſich hin ſummte oder pfiff, und gar munter und guter Dinge zu ſein ſchien, und dieſer fröhliche Paſſagier war kein anderer, als der Blüten-Martin, welcher ſich hiermit von dem geneigten Leſer mit der Bitte verabſchiedet, es ihm nicht allzuſehr zu verargen, wenn er, von der Macht ſüßer Erinnerungen bewältigt, oder von perſönlichen Intereſſen befangen, ſich möchte zu Mittheilungen haben verleiten laſſen, welche er vielleicht beſſer für ſich behalten hätte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

In demſelben Verlage erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Pharus am Meere des Lebens.

Anthologie für Geiſt und Herz. Nach den Materien geordnet von **Carl Coutelle.** 5. verbeſſerte Auflage, geh. 1⅔ Thlr. Mit Titelbild von G. Süs, fein gebunden mit Goldſchnitt 2⅔ Thlr.

Daſſelbe Buch. Neue Folge mit Zueignungsblatt von Ad. Schmitz. geh. 1⅔ Thlr.; fein gebunden mit Goldſchnitt 2⅔ Thlr.

Schults, Adolf, Gedichte. 3. verm. u. verb. Auflage. Min.-Ausg. geh. 1½ Thlr.; fein geb. mit Goldſchnitt 2 Thlr.

Siebel, Carl, Gedichte. 2. vermehrte Auflage. Min.-Ausg. geh. 1 Thlr.; fein geb. mit Goldſchnitt 1½ Thlr.

—— **Tannhäuſer. — Ein Sohn der Zeit.** 2. Auflage. fein geb. 1 Thlr.

—— **Arabesken.** fein geb. 1 Thlr.

G. v. Vincke, Gedichte. Min.-Ausg. geh. 1½ Thlr.; fein geb. mit Goldſchn. 2 Thlr.

Von **J. M. Hutterus** ſind früher erſchienen:

Dichtungen. (Münſter. J. H. Deiters. 1838.)

Gedichte. (Paderborn. W. Crüwell. 1848.)

David. Drama. Zweite Auflage. (Trier. Fr. Lintz. 1853.)

Die Montenegriner. Drama. (Trier. E. Troſchel. 1853.)

Jephtha und ſeine Tochter, ein dramatiſches Gemälde aus der heiligen Vorzeit. (Trier. Fr. Lintz. 1856.)

Gedichte. (Trier. Fr. Lintz. 1857.)

Harmloſe Geſchichten nebſt einem lyriſchen Anhange. (Trier. Fr. Lintz. 1861.)

Druck von C. Grumbach in Leipzig.